435

H.coll 49/8

<36605049730012

<36605049730012

Bayer. Staatsbibliothek

Des Abbe Rochon,

Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften zu Paris und Petersburg ꝛc.

Reise nach Madagaskar und Ostindien.

Nebst

Thomas Bowyear's

und

Robert Kirsop's

Nachrichten von Cochinchina.

Aus dem Französischen und Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen

von

Georg Forster.

Mit einer neu gezeichneten Karte von Madagaskar und dem Kanal von Mozambique.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung.
1792.

Hb/65/2505

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Des Abbé Rochon's

Reise nach Madagaskar und Ostindien.

Nebst

Thomas Bowyeras und Robert Kirsop's

Nachrichten von Cochinchina.

Uebersetzt

von

Georg Forster.

Vorrede des Uebersetzers.

Die große Insel Madagaskar, welche der südöstlichen Küste von Afrika gegenüber liegt, ist, ungeachtet der vielen dahin gethanen Reisen und der Wichtigkeit ihrer Produkte, ziemlich unerforscht, ja, was vielleicht noch sonderbarer scheinen könnte, von Europäern unabhängig geblieben. Wahrscheinlich verdankt sie diesen Vortheil nur dem Umstande, daß ihre Häfen, zumal an der Ostseite, nicht die sichersten und bequemsten sind; denn die Habsucht unserer früheren Entdecker scheute nicht leicht ein anderes Hinderniß.

Wenn ja die Alten von dieser Insel gehört haben sollten, so kann ihre Kenntniß derselben doch nur äußerst unvollkommen und unbestimmt gewesen seyn. Die Schifffahrten der Phönizier und Araber aus dem rothen Meere nach Indien und längs der Afrikanischen Küste bis nach Sofala, konnten allerdings den Griechen und in der Folge auch den Römern bekannt werden; es ist auch nicht ganz unmöglich, daß die Araber in einem sehr frühen Zeitalter bereits nach Madagaskar gekommen seyn können, da besonders die Klassifikation der Stämme auf dieser Insel, wovon alle neueren Reisenden so viel erzählen, einen langen Zeitraum zu erfordern scheint, um ein so bestimmtes, so fest verschränktes, ohne Widerrede anerkanntes System von Verhältnissen zwischen den schwarzen Ein-

gebornen und den Abkömmlingen der weißeren Raße zu begründen.

Von einer andern Seite scheint die Entartung der Mohammedanischen Religion in Madagaskar eben nicht von einem beständig unterhaltenen Verkehr zwischen den dahin gekommenen Arabern und ihren Verwandten auf der Küste von Mosambik und Sofala zu zeugen. Fast möchte man daher auf den Gedanken verfallen, daß irgend ein Zufall die ersten Zaffe- (Saffe) Rahimini, wie sie sich selbst nennen, nach jener Insel verschlagen habe, und daß die Araber von Afrika nur selten nach der Nordwestgegend von Madagaskar gekommen seyn mögen, um mit ihren dort angesiedelten Brüdern Handel zu treiben. Um diesen Punkt der Entscheidung näher zu bringen, wäre zu wünschen, daß sachkundige Männer Gelegenheit fänden, mit den in den Händen der so genannten Ombiassen, oder Madegassischen Gelehrten, vorgeblich noch existirenden Schriften eine Prüfung anzustellen. Wenn diese Schriften nicht bloß Auszüge aus dem Koran, sondern wirklich historische Erzählungen enthalten sollten, so ließe sich vielleicht etwas Bestimmteres, als bisher, über die Epoche der Ankunft der Araber auf der Insel daraus folgern, und auf diese Weise würde uns in der Geschichte dieses Volkes, vielleicht auch in ihrer Litteratur, ein neues Licht aufgehen. Sir William Jones fand indeß auf der benachbarten kleinen Insel Hinzuan (woraus durch eine geradbrechte Aussprache Johanna geworden ist) keine andere als Mohammedanische Litteratur.

Bereits im dreizehnten Jahrhundert (1296) hatte der berühmte Marko Polo auf seinen großen Reisen in Indien von dieser Insel gehört, die in seinen Nachrichten Madaigaskar, oder auch, wie die verschiedenen Abschreiber diesen Namen entstellt haben,

Magastar, heißt. Dem Berichte zufolge, den er in Indien erhielt, beherrschten damals vier Arabische Scheichs diese große Insel, von der er übrigens manches erzählt, was nur auf das benachbarte feste Land von Afrika paßt. In jenen dunklen Zeiten vor der Erfindung der Buchdruckerkunst kam Marco Polo's Reisebeschreibung nur in wenige Hände; seine oft ziemlich unkritisch gesammelten Nachrichten machten sein Zeugniß verdächtig, und seine Entdeckungen blieben den Portugiesen beinahe gänzlich unbekannt.

Die erste Notiz von dieser großen Insel, welche König Johann der Zweite von seinem über Land nach Indien und Afrika beorderten Kundschafter, Peter de Covillam, erhielt, fällt ungefähr in die Jahre 1490 oder 1491. Peter war mit Arabischen Kaufleuten bis nach Sofala gereiset und hatte daselbst von anderen Schiffern dieser unternehmenden Nation erfahren, daß man Afrika gegen Süden ganz umschiffen könne, imgleichen daß weiterhin eine große, reiche, neunhundert (Italienische) Meilen lange Insel liege, welche die Mondsinsel (Madagaskar soll wörtlich dies bedeuten) genannt werde. Mit diesem Berichte kehrte er nach Kairo in Aegypten zurück, fertigte damit einen Juden, den er dort antraf, und den der König von Portugal ebenfalls auf Kundschaft ausgeschickt hatte, nach Lissabon ab, und reisete nach Abyssinien zurück, wo man ihn, nach der dortigen Politik, nicht wieder weglassen wollte. Allein höchst wahrscheinlich fällt in das Jahr 1503 die erste Entdeckung von Madagaskar durch Europäer, wenn gleich viele Schriftsteller der in diesem Jahre von *Bicot Paulmier de Gonneville* aus Honfleur unternommenen Reise eine ganz andere Richtung geben und ihn ein unbekanntes Südland entdecken lassen. Sobald er das Vorgebirge der guten Hoffnung umschifft hatte, führte ihn der Sturm in ein unbekanntes Meer,

wo er ein groſſes Land entdeckte und es Südindien (*Indes meridionales*) nannte. Er blieb daſelbſt ſechs Monathe um ſein Schiff auszubeſſern, und hatte Zeit, das Innere des Landes zu unterſuchen. Er fand es fruchtbar, wiewohl unbebauet. Die Eingebornen lebten von der Jagd, vom Fiſchfang und von Wurzeln, haßten die Arbeit und mochten gern luſtig ſeyn und lachen. Dieſe guten Leute wohnen in Dörfern von 30, 40, 50 bis 80 Hütten, die aus Pfählen und dazwiſchen geflochtenen Blättern und Gräſern beſtehn. Ihre Betten ſind feine Matten, mit Blättern oder auch mit Federn bedeckt. Ihre Kleidung beſteht ebenfalls in kurzen Mänteln von ſehr feinen Matten, von Federn oder von Leder; ſie gehen ihnen bis an die Knie, und den Weibern bis an die Waden. Auf dem Kopfe tragen ſie keine Bedeckung. Ihr Halsgeſchmeide beſteht aus Knochen und Muſcheln; ihre Haare binden ſie zierlich mit zuſammengedreheten Pflanzenfaſern. Gonneville half dem König Aroska über die Einwohner eines andern kleinen Bezirks den Sieg davon tragen, und nahm bei ſeiner Abreiſe den Sohn dieſes Königs, Namens Eſſomerik, mit nach Frankreich. Schon an den Küſten ſeines Vaterlandes fiel er einem Kaper aus Guernſey in die Hände, der ihn rein ausplünderte und ihm alle ſeine Papiere nahm. Er konnte alſo nur eine Deklaration vor der Admiralität machen und ſetzte eine kurze Nachricht von ſeiner Reiſe auf, die 1663 zuerſt gedruckt worden iſt. Er adoptirte den jungen Eſſomerik, und verheirathete ihn mit einer von ſeinen Angehörigen. Der letzte Abkömmling dieſer Heirath war ein gewiſſer Abbé Paulmier, Kanonikus der Kathedralkirche zu Liſieux. Offenbar paßt die Beſchreibung, welche Gonneville von ſeinem neuen Lande giebt, auf Madagaskar und ſonſt auf kein anderes bekanntes Land in der Welt. Bis nach Neuſeeland konnte ihn der Sturm nicht

verschlagen, und dort hätte man ihn eher gefressen, als freundschaftlich bewirthet.

Mit der Beschiffung des Kanals von Mosambik und den Eroberungen, welche Vasco de Gama, Almeida, Gnaia, Sequeira, u.a.m. an der Ostküste von Afrika machten, näherte sich zugleich die Epoche der wirklichen Entdeckung von Madagaskar durch die Portugiesischen Abentheurer. Durch die Arabischen Kaufleute zu Sofala, Mosambik Quiloa, Zanzibar, Melinde und Mombassa mußten sie von dem Daseyn dieser großen Insel in ihrer Nähe bestimmtere Nachricht erhalten; vielleicht ward sie auch, von irgend einem der neuangelegten Posten aus, zuerst besucht; wenigstens ist das Jahr nicht bekannt, in welchem Madagaskar von dem Entdeckungstage den Namen der St. Lorenzinsel erhielt. Eine im Jahr 1506 nach Europa zurücksegelnde Flotte, welche der General Franz Almeida von Koschin abgeschickt hatte, fand sich am ersten Februar ganz unerwartet an der Küste dieser Insel, die damals, wie noch jetzt, mit dichten Waldungen bewachsen war und unermeßliche Heerden von Rindern enthielt. Die schwärzlichen, wollhaarigen, halb nackten Einwohner, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, geriethen mit den Portugiesen in Streit, und wurden mehrmals mit ihnen handgemein.

Tristan da Cunha und Alphonso de Albuquerque besuchten noch in demselben Jahre von Mosambik aus die Insel Madagaskar, und einer von ihren Officieren, Joam Gomez Abreo, hatte Ursache, mit der friedlichen Begegnung und der Gastfreundschaft der Eingebornen zufrieden zu seyn. Man erfuhr nunmehr, daß nur die Küstenbewohner sich zur Mohammedanischen Religion bekennten, die Einwohner des Inneren hingegen ihren angeerbten, roheren Begriffen anhingen. Diego Sequeira erhielt

schon, als er im J. 1508 mit sechzehn Schiffen von Portugal abreisete, den Auftrag, Madagaskar genau untersuchen zu lassen, indem der König Emanuel bereits von den reichen Produkten dieser Insel viel vernommen hatte. Von dieser Zeit an trieben die Portugiesen theils unmittelbar, theils durch ihre Mohammedanischen Vasallen und Bundsgenossen in Afrika, einen ununterbrochenen Handel mit Madagaskar, bis ihre Herrschaft in Indien so schnell verschwand, wie sie herangewachsen war.

Die Holländer, die fast überall in ihre Rechte und Handelsverhältnisse traten, besuchten zwar ebenfalls Madagaskar, doch ohne sich um den Besitz dieser Insel Mühe zu geben, ungeachtet die Insel Mauritius, jetzt Isle de France, in ihre Hände fiel und einer Unterstützung an Lebensmitteln aus Madagaskar von jeher bedurfte. Die Engländer, als sie den Grund zu ihrem Ostindischen Handel legten, liefen fleißig in die Häfen St. Augustin, Tulliar, Alt- und Neu-Massali (Matheleige) ein, wo sie theils Erfrischungen für ihre Mannschaft fanden, theils auch mit den Eingebornen um Gold und Silber handelten. Von der Zeit an aber, da Isle de France in Französische Hände kam, folgten die Versuche dieser letztern Macht, auf Madagaskar festen Fuß zu gewinnen, nicht nur sehr schnell auf einander, sondern sie zeichneten sich auch, wie es der Verfasser der hier mitgetheilten, neuesten Nachricht mit gerechtem Unwillen rügt, durch jene Ungerechtigkeit gegen die Eingebornen aus, welche entweder von einer größeren Uebermacht unterstützt werden, oder jedesmal so scheitern mußte, wie es aus der Geschichte der dortigen Niederlassungen bekannt ist. Der Zeitpunkt endlich, wo Angria und Jan Plantain durch ihre kühne Seeräuberei die Meere von Indien unsicher machten, ward für Madagaskar unglücklicher Weise eine neue

Geschichtsepoche. Plantain hatte die Nordspitze dieser Insel zu seinem Aufenthalte gewählt, und das politische Betragen seiner Freibeuter gegen die Madegassen war, wie Herr Rochon so gut auseinander setzt, ganz darauf berechnet, sich ihr Wohlwollen zuzusichern. Auch nachdem die Englischen Flotten endlich jene Meeresgegend von Räubern gereinigt und ihre Zufluchtsörter zerstört hatten, behielt die Bande noch den Schutz der Eingebornen, und lohnte sie mit der ganzen Treulosigkeit der Europäischen Politik. Die gegen einander aufgebrachten Völkerschaften von Madagaskar lernten die Gefangenen, die sie im Kriege einander abgewannen, als Sklaven an die Franzosen verkaufen; und sobald dieser Gebrauch eingeführt war, erschienen die Holländer vom Vorgebirge der guten Hoffnung jährlich oder alle zwei Jahre mit einem Fahrzeuge in Madagaskar, um den traurigen, aber lukrativen Menschenhandel zu treiben.

Die verschiedenen nach und nach im Druck erschienenen Beschreibungen und Nachrichten von dieser Insel haben uns, wie ich gleich Anfangs erwähnte, nur auf eine sehr unvollkommene Weise mit ihrer Lage und Beschaffenheit, ihren Produkten und Einwohnern, nebst deren Sitten, Verfassungen und Gebräuchen bekannt gemacht, und sind überdies, wie leicht zu erachten ist, von sehr verschiedenem Werthe. Das Wenige, was davon in den Portugiesischen Schriftstellern vorkommt, habe ich bereits aus de Barros angeführt, und was Thevet in seiner Kosmographie davon sagt, ist noch mit manchen Unrichtigkeiten vermischt, z. B. wo er von Elephanten spricht, die sich daselbst aufhalten sollen. Jan Huygens van Lindschooten, der im Julius 1584 auf einer Portugiesischen Flotte durch den Kanal von Mosambik schiffte, spricht ebenfalls nur mit ein paar Worten von Madagaskar, da er selbst nicht darauf anlanden konn-

te. Was unser Landsmann der Professor Hieronymus Megisser (in seiner „Beschreibung der mächtigen und weitberühmten Insel Madagaskar sonst St. Laurenz, nebst Dictionario der Madagaskarischen Sprache.“ Altenburg 1609. 8. und Leipzig 1623 12.) vermuthlich aus den bis dahin bekannt gewordenen Nachrichten über Madagaskar kompilirt hat, ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen, so wenig wie die anonymische Histoire du grand royaume d' Antongil, Leide, 1616. 8. welche eine Beschreibung der ganzen Insel, und insbesondere der von Antonio Gilles entdeckten und nach ihm benannten Bay in der Nordostgegend, enthalten soll. Das im Jahr 1639 aus Madagaskar datirte Schreiben des Deutschen Reisenden, Johann Albrecht von Mandelslo, von seiner Ostindischen Reise (Schleswig 1645 und 1647, in Folio) ist nur als der Vorläufer seiner größeren Reisebeschreibung zu betrachten, und enthält eigentlich nichts zur Sache. *Richard Bootby's* discovery and brief description of the most famous island of Madagascar, London 1646. 4. habe ich nicht gesehen; allein es wäre noch die Frage, ob es mehr als eine bloße Uebersetzung von Megissers eben angeführtem Werke ist. Vincent le Blanc (Voyages aux quatre parties du monde. Paris 1649. 4. mit Anmerkungen von Bergeron) berührt zwar ebenfalls Madagaskar; allein er steht im Ruf der Unzuverlässigkeit. Der erste brauchbare Schriftsteller also ist unstreitig *François Cauche* (Voyage de Madagascar, Paris 1651. 4. und 1658) der als Augenzeuge spricht, wiewohl er nur eine Gegend der Insel besuchte, und sich genöthigt sah, seine übrigen Nachrichten von den gemeinen Schiffsleuten, welche andere Häfen und Küsten von Madagaskar gesehen hatten, zu entlehnen. Wenn also seine Relation auch glaubwürdig ist, so fehlte es doch den Beobachtern zu

sehr an Vorkenntnissen, um etwas Befriedigendes aus ihrem Berichte zu liefern. Ich übergehe Morisots kurze Nachricht von Madagaskar (in seinem Récueil de diverses rélations nouvelles &c. Paris 1651. 4) um den Hauptschriftsteller, den Gouverneur Etienne Flacourt zu erwähnen, dessen Relation de l'isle de Madagascar (Paris 1658 und 1661. 4.) die Begebenheiten enthält, welche während seines Aufenthalts in der Insel von 1642 bis 1658 vorgefallen sind, und zugleich mit einer verschwendeten Umständlichkeit die Thiere und Pflanzen, die daselbst einheimisch sind, unter ihren dortigen Namen herzählt. In Absicht auf den Charakter der Eingebornen verwirft der Abbe' Rochon sein Zeugniß, und es scheint allerdings wahr zu seyn, daß eine unrichtige Vorstellung von der Befugniß der Europäer in fremden Welttheilen nach Gutdünken zu handeln, ihm den Gesichtspunkt hinlänglich verrückt haben könne, um eins der gutmüthigsten Völker auf Erden mit den gehässigsten Farben zu schildern, weil es sich auf jede Art, die ihm seine beleidigte Schwäche eingab, gegen die Zudringlichkeit und Ungerechtigkeit der neuen Abkömmlinge zu vertheidigen suchte.

Weder bei Dappers Kompilationen, noch bei Dubois voyages aux isles Dauphine ou Madagascar & Bourbon ou Mascarenne en 1669 - 1672 (Paris 1674. 12.) können wir uns aufhalten. Dagegen gehört die Nachricht des Herrn Souchu de Rennefort, von seinem Aufenthalte in Madagaskar im Jahr 1665, die unter dem weniger passenden Titel: Histoire des Indes Orientales, Leide 1688. 12. und la Haye, 1701. 12. herausgekommen ist, unter die wichtigeren Beiträge zur Geschichte der Französischen Niederlassungen auf dieser Insel. Von den Thatsachen, welche dieses Werk erzählt, werden verschiedene ebenfalls von unserm Abbe' Rochon, jedoch in einer andern Ideenverbindung vor-

getragen; folglich dienen beide Schriftsteller einander gegenseitig zur Erläuterung und Bestätigung. Ziemlich unbedeutend ist die im Jahr 1722 (Paris 12.) herausgekommene Reise eines *Mr. de V.* nach Madagaskar. Die von *Ambroise Paré* (Amsterdam 1722. 12.) ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Bei weitem die interessanteste und lehrreichste von allen, ihrer schmucklosen Einfalt ungeachtet, ist die Nachricht, welche der Engländer Robert Drury, nach einem funfzehnjährigen Aufenthalt unter den Eingebornen dieser Insel, bei seiner Rückkehr bekannt gemacht hat. (Madagascar, or *Robert Drury's* Journal during his fifteen years captivity. London, 1729. 8.) Als Schiffsjunge kam er mit seinen Landsleuten nach Madagaskar. In einem Gefecht, welches für sie unglücklich ablief, ließen sie ihn in Stich, und er gerieth in die Gefangenschaft eines dortigen Oberhaupts. Er wurde jedoch ziemlich gütig behandelt; man gab ihm eine Frau, eine Wohnung und eine Heerde. Seine Erzählung geht bis in die kleinsten Details, mit einer oft ermüdenden Dürre und Weitschweifigkeit; allein sie liefert die anschaulichsten Bilder von der Lebensart jener Halbwilden, von ihren Sitten, von ihrem Hauswesen, von ihren Kriegen unter einander, von ihren Jagden, und von der Einförmigkeit und Leere, welche den Menschen auf dieser Stufe seiner Nichtentfaltung überall begleiten müssen. Auch hat Drury seinem Werke ein kleines Wörterbuch beigefügt. Die Schrift eines andern Engländers, *Clement Downing*, wovon Stuck in seinem Verzeichniß die Deutsche Uebersetzung anführt, (Neueste Unruhen auf der Ostindischen Küste, oder Geschichte der Seeräuber, Angria in Ostindien und Jan Plantain in Madagaskar, Nürnberg, 1738. 8.) scheint zu verdienen, daß man damit vergleiche, was Rochon hier von den Freibeutern am Kap St. Sebastian erzählt. Ich habe

indessen so wenig diese, als den Brief von *de Barry* (Lettre concernant l'état actuel des moeurs, des usages & du commerce des habitans de Madagascar, Paris 1764. 12.) gesehen.

Die Reisen, die ich noch zu erwähnen habe, sind aus einer späteren Zeit. Die erste, die von dem Französischen Schiffskapitain *de Kerguelen* (*-Trémarec*) vom Jahr 1774, war eine Entdeckungsreise im Südindischen Ocean, woselbst er die nach ihm benannte Insel entdeckte, die Cook hernach im Jahr 1777 wiederfand. Auf dem Rückwege von dieser wüsten Insel legte Kerguelen in der Bay Antongil auf Madagaskar an, wo er den berüchtigten Beniowski mit der Gründung seiner Niederlassung beschäftigt antraf. In seinem kurzen Memoire über diese Insel sind eine Menge brauchbarer Winke für den Französischen Handel daselbst enthalten. (Rélation de deux Voyages dans les mers australes et des Indes faits en 1771-74 par M. *de Kerguelen*, Paris 1782. 8.) Einer der genauesten Schriftsteller über Madagaskar ist unstreitig der Sternkundige *le Gentil*, der von der Akademie der Wissenschaften und dem Könige von Frankreich zur Beobachtung des Durchgangs der Venus nach Indien geschickt wurde und seine Reise in zwei Quartbänden (Voyage dans les mers de l'Inde, Paris 1782. 4.) herausgegeben hat. Es ist zu bedauern, daß die Völker- und Länderkunde für ihn nur Nebensachen waren und bleiben mußten, da das Wenige, was er uns in diesem Fache liefert, das Siegel derselben Gründlichkeit und desselben Beobachtungsgeistes an sich trägt, die in seinen mathematischen Arbeiten unverkennbar sind. Wir haben bekanntlich zwei Deutsche, abgekürzte Uebersetzungen dieses lehrreichen Werkes. Auch Sonnerat (Voyage aux Indes Orientales et à la Chine, Paris 1782. 2 Vol. 4.) hat in seiner zweiten Reisebeschreibung einen kurzen Abschnitt, der

von Madagaskar handelt und manche brauchbare Bemerkungen enthält, wiewohl er im Ganzen flüchtiger geschrieben ist. In dem naturhistorischen Theile seines Werkes beschreibt er mit ziemlicher Bestimmtheit verschiedene, bis dahin noch unbekannt gebliebene Thier- und Pflanzenarten. Ein wahrer Verlust für die Naturgeschichte dieser Insel, und für die genauere Kenntniß derselben überhaupt, ist die Vernichtung oder Unterdrückung von des verstorbenen Naturforschers Commerson's Papieren. Außer den hier genannten Werken über Madagaskar weiß ich nur noch die Memoirs von Beniowski (im dritten Bande des Magazins) und die hier mitgetheilten Nachrichten des Abbé Rochon zu nennen.

Alle diese Reisenachrichten zusammengenommen reitzen vielmehr die Wißbegierde der Leser, als daß sie dieselbe befriedigen sollten. Je mehr sie in manchen Details von einander abweichen, desto unterhaltender ist es, mit ihnen gleichsam in Gedanken zu reisen und durch die Farbe des Glases hindurch, welche jedem Verfasser seine eigenthümliche Ansicht verlieh, den wahren Charakter der Einwohner und die wirkliche Beschaffenheit des Landes zu errathen. Das abgerechnet, daß sowohl die persönlichen Eigenschaften der Beobachter, als die Lokalumstände, und andere Verhältnisse, worin sie sich befanden, ihren Werken selbst in Absicht auf das Materielle, auf die darin enthaltenen Thatsachen, einen verschiedenen Charakter und einen bestimmten Werth geben; so ist es, dünkt mich, bei der Beschreibung von entferntern Ländern und Völkern, welche wir selbst zu sehen keine Gelegenheit haben, gerade das Erwünschteste, was sich zu unserer Befriedigung denken läßt, wenn mehrere Schilderungen, aus verschiedenen Gesichtspunkten oder von verschiedenen Seiten, mit verschiedenen Graden von Kenntniß und Empfänglichkeit entworfen, uns in Stand setzen, von dem-

selben Gegenstande ein desto bestimmteres Bild zu entwerfen, je leichter sich das Einseitige einer jeden dieser Darstellungen durch die übrigen berichtigen läßt. Keine Beschreibung kann den lebendigen Eindruck ersetzen, den wir durch unsere eigenen Sinne erhalten; allein wie man mit Hülfe dreier gegebenen Punkte in der Peripherie eines Cirkels den Mittelpunkt desselben findet, so gewährt uns die Mehrheit der Berichte, die wir mit einander vergleichen können, und das unausbleibliche Urtheil, welches wir nach Maaßgabe der Behandlungsart, Manier und Einkleidung eines jeden, von seiner Fähigkeit, seinem Blick, seiner Glaubwürdigkeit und seinen Vorurtheilen fällen, den unschätzbaren Vortheil, wenigstens einige Hauptzüge mit einer an die mathematische und die sinnliche Evidenz gränzenden Gewißheit als ausgemacht annehmen zu dürfen.

Der unersättliche Durst nach Kenntnissen, der feurige Wunsch, alles was außer uns ist, vermittelst der Sinne und der Vernunft zu umfassen und gleichsam in unser eigenes Wesen überzutragen, und die zu gleicher Zeit lebhaft wirkende Vorstellung von dem Mißverhältniß unseres kurzen Lebens zu der Unermeßlichkeit des Ideenalls, welches wir uns auf diese Art aneignen wollen; dies alles kann vereinigt wirken, um, je nachdem die Anlagen in den Menschen verschieden sind, eine Stimmung hervorzubringen, welche sich mit dem eben dargelegten Raisonnement nicht gut verträgt. Bei der klaren Ueberzeugung, daß es unmöglich sey, alles zu umfassen, verfällt man gar zu leicht auf den Gedanken, sich einen gewissen Kreis von Ideen auszuwählen, sich auf irgend ein besonderes Fach der Kenntnisse zu beschränken, um dieses, wo möglich, ganz erschöpfen zu können. Allein der falsche Grundsatz, von dem man in einem solchen Falle ausgehen muß, daß nehmlich die Zweige des menschlichen Wissens sich so vereinzeln und absondern, und unabhängig von ihren

Beziehungen auf das Ganze dennoch vollkommen erschöpfen lassen, führt unmittelbar zu einer Einseitigkeit und Armuth des Geistes, welche dem Zweck, den man erreichen wollte, gerade entgegensteht. Eben so widersinnig ist auch das Verlangen nach Wahrheit, wenn es zur Verwerfung oder Geringschätzung solcher Erkenntnißquellen verleitet, die sich auf einen schon anderwärtsher bekannten Gegenstand beziehen und folglich nichts Neues zu enthalten scheinen; denn in diesem Falle werden die Begriffe von absoluter und relativer Wahrheit dergestalt mit einander verwechselt, daß man sich unfehlbar von jener desto weiter entfernt, je mehr man diese verschmäht.

Nach dieser Methode die Hülfsmittel zu beurtheilen, aus welchen wir unsere mittelbaren Kenntnisse schöpfen müssen, kann die erste etwas ausführliche Nachricht von einem Lande alle nachfolgenden entbehrlich machen; und wenn man die Urtheile gewisser Gelehrten zu Rathe zieht, entdeckt man leider! daß es ihnen wirklich weit leichter geworden ist, den Ländern und Völkern nach dem Schriftsteller, der ihnen zuerst in die Hände fiel, einen bestimmten Charakter zuzueignen und ihre Folgerungen daraus zu ziehen, als mit kritischem Scharfsinne, mit kritischer Unpartheilichkeit und Gewissenhaftigkeit, ohne Vorliebe für irgend ein systematisches Hirngespinst, und wäre es auch von eigener Erfindung, die verschiedenen Berichte über denselben Gegenstand mit einander zu vergleichen und die Welt nicht bloß im todten Buchstaben, sondern auch in dem Geist, den Kenntnissen und der Empfindungsart eines jeden Reisenden zu studiren. Man begreift zwar den Reitz, womit sich die Bestimmtheit, der bündige Zusammenhang und die täuschenden Caussalverbindungen einer Theorie dem denkenden Kopf empfehlen; allein man bedauert zugleich, daß diese zarten, fast unsichtbaren Fäden der A r a c h n e sich von

irgend einer mechanischen Faust zu Ankertauen drehen lassen, nicht mehr das leichte Spiel der Gedanken, die mit Schmetterlingsflügeln sie umgaukeln, sondern unbehülfliche Lasten, woran Bootsknechte sich müde ziehn.

Die vollkommene Identität der ursprünglichen Denkformen, die durch alle Individuen der Menschengattung unabänderlich fortgeht, zeugt von dem selbstständigen Wesen oder von der Göttlichkeit unserer Vernunft. Die mit verschiedenen Organisationen aber nothwendig verbundene Verschiedenheit der Empfindung lehrt uns erkennen, daß die Anwendung jener untrüglichen Formen eine bloß partielle, subjektive Erkenntniß der Dinge gewähren könne, folglich wie ungereimt es sey, hier Uebereinkunft erzwingen zu wollen. Es ist genug, daß die Kräfte, Anlagen und physischen Eigenschaften, die zum unterscheidenden Charakter des Menschen gehören und allen ohne Ausnahme gemein sind, auch im Ganzen genommen eine bewundernswürdige Gleichförmigkeit in unserer Art zu empfinden mit sich bringen; nur müssen wir diese nicht über die Gränze ausdehnen wollen, wo sie ihren Namen verändert und platte maschinenmäßige Einförmigkeit wird. Vernichtet wäre dann das schöne Schauspiel der Mannichfaltigkeit in unserer Gattung, und vereitelt die Vorsorge, die uns außer unseren eigenen Organen in der Empfänglichkeit Anderer mehr als Einen Quell der Erkenntniß geöffnet hat. Eine gänzliche Uebereinstimmung in der Art und Weise wie die Dinge auf uns wirken, erzeugte dann in uns den unüberwindlichen Wahn, vermöge dessen wir den Schatten für die Sache selbst halten müßten; anstatt, daß wir jetzt, bei der Gewißheit, nur Verhältnisse wahrnehmen zu können, vor jenem Selbstbetruge sicher, desto eifriger das Surrogat der absoluten Wahrheit in der Vervielfältigung der Correlationen suchen müssen. — Auf diese Ansicht der Dinge gründet sich die Ue-

berzeugung, daß jedes Bestreben, eine Vorstellungsart auf Kosten einer andern herrschend zu machen und ihr mehr als bloß relativen Werth beizumessen, geradesweges zur Einschränkung und Lähmung unserer Geisteskräfte, so wie zur Verfinsterung unseres Verstandes führt; daß hingegen der Zweck des vernünftigen Wesens darin bestehen müsse, neben seiner individuellen Empfindung, deren Ueberzeugungen ihm über alles gehen, für die Vorstellungsart Anderer offen zu bleiben und in einer universellen Empfänglichkeit einen Theil seiner Vollkommenheit zu setzen. Die Liebe zur Freiheit und Gleichheit, der Abscheu vor jeder Art der Anmaßung, apodiktischer Entscheidung und willkührlicher Gewalt, die Achtung endlich gegen die Vernunft, in welcher Modifikation sie auch erscheinen mag, stehen mit diesen Ideen in der unauflöslichsten Verbindung; und angewendet auf die Quellen, aus denen uns Belehrung zufließt, zwingen sie uns, in unserm Urtheil über die Brauchbarkeit der verschiedenen Erzeugnisse des menschlichen Geistes in dem Maaße behutsamer zu werden, wie wir an uns selbst die erweiterte Fähigkeit wahrnehmen, uns belehren zu lassen.

Um die Anwendung von diesen Gedanken zu machen, wird es hinreichend seyn, ihre Veranlassung zu erwähnen. Wem ist es nicht, wie mir, aufgefallen, daß manches Buch und insbesondere manche Reisenachricht, welche nicht bloß im großen Publikum Beifall fand, sondern auch dem gebildeten Ausschuß desselben und dem in diesem Fache bewanderten Gelehrten neue Ideen darbot, von irgend einem unserer Aristarchen für unnütz und überflüssig ausgeschrieen ward? Wie oft lesen wir nicht in Recensionen, daß ein Buch dem Recensenten die tödtlichste Langeweile verursacht habe, welches, wenn wir es unbefangen zur Hand nehmen, uns die vernünftigste und angenehmste Unterhaltung gewährt? Wenn empörte es nicht den Leser

von Geschmack, der vielleicht an jenen Quellen, worauf die pedantische Belesenheit sich so viel zu gute thut, mit eben dem geduldigen Fleiße, wenn gleich mit besserer Wahl und größerer Bescheidenheit schöpfte, von selbstzufriedenen Kritikern immer nur zu hören, wie dieses oder jenes Faktum in einem neuen Schriftsteller ihnen bereits anderwärts her bekannt gewesen, ohne nur einen Augenblick sich träumen zu lassen, daß die neue Verbindung, in welcher dieses Faktum erzählt wird, auch etwas werth seyn, und, was immer bei jeder Lektüre die Hauptsache bleibt, zu eigenem Nachdenken Anlaß geben könne? Eigenes Nachdenken ist nun freilich unglücklicher Weise das Letzte, was man bei diesem eifrigen Spüren nach Thatsachen von dem Stopplerfleiß erwarten darf. Doch wir wollen billig seyn; ferne bleibe der Gedanke, denjenigen, der einmal zu dieser Jagd organisirt ist und von der Mitwirkung der Umstände diese Richtung genommen hat, aus seiner Bahn und aus der Art des Genusses und der Geschäftigkeit, deren er fähig ist, herauswerfen zu wollen. Sein Wirken kann auch da, wie alles andere in der Welt, einen relativen Nutzen behalten und wird nur dann erst schädlich, wenn er seine engbrüstige Empfänglichkeit zum Maaßstabe für das Publikum macht. Immerhin sey es ihm erlaubt zu sagen: „ich gähnte bei diesem Buche, ich fand (für mich) „nichts Neues darin; ich dachte nichts und fühlte „nichts;" wenn diese Erklärung nur nicht statt eines Verbots gelten soll, wodurch Andere abgehalten werden, für sich zu urtheilen, ob auch für sie keine Belehrung und kein Zeitvertreib davon zu hoffen sei, ob es auch ihren Verstand und ihr Gefühl nicht in Anspruch nehmen werde*). Die Verwechselung des eigenen Bedürfnisses mit dem allgemeineren der Leser kann auch bei einem gründlichen

*) Dies geschieht am sichersten, wenn der Referent, außer seinem Privaturtheil, den Inhalt des vor ihm liegenden Werks genau anzeigt.

Gelehrten eine Folge der Uebereilung seyn; er kann es vergessen, daß einem nach Erkenntniß lechzenden Volke vieles den Reitz der Neuheit haben könne, was er selbst von Amtswegen oder aus der Natur seiner Beschäftigungen schon wissen mußte. Allein die gewöhnlichste Ursache solcher schiefen Urtheile ist die Trägheit, womit man alles Nachdenken vermeidet, die Abstumpfung des Gefühls und der Einbildungskraft, ja selbst der Vernunft, welche von der Einschränkung auf einen engen Ideenkreis unzertrennlich ist, und die Vorliebe für einen lange gewohnten Mechanismus im Denken, die so leicht in einen ausschließenden und wegwerfenden Ton ausartet.

Ich weiß nicht, ob es noch nöthig seyn kann, vor einer Mißdeutung zu warnen, die unstreitig bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Litteratur jeden, der es wohl mit ihr meint, betrüben würde. Indem ich hier die Schriftsteller, welche neue Thatsachen, oder sey es auch nur neue Ansichten der Völker- und Länderkunde liefern, gegen den Egoismus der Kritiker in Schutz nehme, bin ich nicht gesonnen, der Lobredner jener Ueberschwemmung von elenden, seichten und mittelmäßigen Schriften zu werden, die schon alle Dämme durchbrochen hat und die Besonnenheit des Publikums so mit sich fortreißt, daß es zwischen dem verächtlichsten Abschaum eines Journalisten und den Meisterwerken seiner besten Schriftsteller kaum mehr einen Unterschied zu machen weiß. Wir lächeln wohl, wenn der Sultan, indem er aus dem Harem tritt, mit der Weisheitsmine des Ueberdrusses behauptet, daß alles eitel und nichts neues unter der Sonne sey; so belächeln wir auch die übelgelaunten Klagen gelehrter Tadler über Langeweile beim Lesen, wenn ziemlich handgreiflich die Schuld an ihrem erstorbenen Sinne liegt; aber wir zürnen im gerechtesten Eifer über die unwürdigen Sudeleien, womit man die Erfindung der Buchdrukkerkunst entehrt. Für diese Sünden hat die ächte

Kritik ihre Geißel: für die unselige Kunst, aus halbgelesenen und halbverstandenen Büchern abzuschreiben und mit einem Gemisch der schülerhaftesten Unwissenheit, des unverbesserlichsten Plattsinnes und der schamlosesten Dreistigkeit der Geduld des Publikums zu spotten; für die Wiederholung und Verbreitung längst widerlegter Irrthümer und Vorurtheile; für die Vernachläsigung aller Regeln der Logik und oft auch der Sprachlehre; für den Mangel des ästhetischen Gefühls und jeder schöpferischen Kraft; mit Einem Worte, für den Mord der gründlichen Gelehrsamkeit und des guten Geschmacks!

Um diese Digression, der man ihren Platz in einer Vorrede um der guten Sache unserer Litteratur willen wohl gönnen mag, nicht über die Gränzen der Nachsicht zu verlängern, komme ich zu dem Werke zurück, welches sie veranlaßte, zu den Nachrichten des Abbe' Rochon über Madagaskar. Wer alle die vorhin angeführten Werke gelesen hätte, welche diese merkwürdige Insel betreffen, würde zwar hier keine reiche Nachlese von neuen Bemerkungen halten; allein über den Handel der Europäer dorthin und die Möglichkeit den Eingebornen den Geist der Arbeitsamkeit einzuimpfen und mit demselben eine vernünftige Entwickelung ihrer so lange schlummernden Verstandeskräfte hervorzubringen, würden sich ihm dennoch neue und zu erfreulichen Betrachtungen führende Aussichten eröffnen. Da nun aber bei weitem der größte Theil unserer Leser nicht in dem Falle seyn kann, jene mehrentheils sehr selten gewordenen Bücher gelesen zu haben, so füllt ihnen diese Schrift eine Lücke aus, welche sonst in ihren geographischen und anthropologischen Kenntnissen geblieben wäre. Der Verfasser, den ich im Jahr 1790 in England persönlich kennen lernte, und dessen Kenntnisse in der Mechanik, Physik und Astronomie zur Genüge bekannt sind, verbindet mit der größten Simplicität die Bescheiden-

heit, die verdienstvollen Männern eigen ist, und mit dem Vertrauen auf seine Freunde einen lebendigen Eifer für die Einsammlung zuverlässiger Erfahrungen. Seine Reise nach Indien, die in seine Jugendjahre fiel, hatte den Durchgang der Venus zur Veranlassung. Madagaskar, wo er sich am längsten aufgehalten zu haben scheint, verdiente auch vorzüglich seine Aufmerksamkeit, und die Nachrichten, die er uns davon mittheilt, haben nur den Einen Fehler, daß man ihnen größere Ausführlichkeit wünscht. Einige Stellen die für unser Publikum ganz entbehrlich waren, sind indeß weggelassen, und bei den größeren derselben dies jedesmal ausdrücklich angegeben worden. Bei dem Pflanzenverzeichniß, welches er am Ende angehängt hat, vermißt man am meisten die systematische Kenntniß und Benennung der verschiedenen Gattungen, und stimmt dem Verfasser bei, daß diesem an Bäumen, Stauden und Kräutern so reichen Lande ein Botaniker von Profession zu wünschen wäre. Ich habe dieses Verzeichniß in der Uebersetzung nach dem Alphabet geordnet, welches die Aufsuchung der Namen doch einigermaßen erleichtern kann. Was der Verfasser in einer Art von Einleitung über Isle de France, Bourbon und das nordwärts davon gelegene Indische Inselmeer sagt, konnte durch sehr unbedeutende Abänderungen in der Uebersetzung schicklicher seine gegenwärtige Stelle erhalten.

Auch über die Karte von Madagaskar, die wir hier mittheilen, sind ein paar Worte zur näheren Erörterung nöthig, indem es nicht dieselbe ist, die der Abbe' Rochon seinem Werke, nach einer von Robert im Jahre 1727 entworfenen Handzeichnung, beigefügt hat. Ich sah mich genöthigt, diese Karte, deren vermeintliches Hauptverdienst, in der Angabe des Laufs der Flüsse, der Richtung der Gebirge und der Wohnsitze der verschiedenen Völkerschaften besteht, wegen der Unrichtigkeit der Küstenzeichnung ohne Bedenken

zu verwerfen. Die beste nautische Karte von dieser Insel findet man in der zweiten Ausgabe (1775) des Neptune Oriental von Herrn Daprès (de Mannevilette), die ich bei meiner Arbeit zum Grunde gelegt habe. Wenn man sie mit der des van Keulen, der von Thornton (1703), der in Daprès erster Ausgabe (1753) und der von Herrn Bellin (1767) vergleicht, wird man die allmählichen Fortschritte der Vervollkommnung deutlich gewahr. Verbindet man mit dieser Karte die Specialaufnahmen einiger Häfen und Theile der Küste, von den Französischen Officieren Mengaud und Grenier, die von le Gentil in seiner Reisebeschreibung mitgetheilten Portulane, die unter Aufsicht des Englischen Admirals Boscawen verfertigten Karten und die von Dalrymple in seinem Atlas gesammelten Entwürfe von White und Anderen; so giebt das Resultat eine ziemlich genaue Darlegung des Umrisses von Madagaskar. Das Innere ist in der That noch wenig bekannt; ich habe, um Roberts Karte nicht ganz unbenutzt zu lassen, seine Zeichnung vom Laufe der Flüsse ꝛc., auf die verbesserte Karte, wo es anging, anzuwenden gesucht; da indeß jene Angabe bloß conjekturalisch zu seyn scheint, so kann auch die gegenwärtige auf einen höheren Grad der Zuverlässigkeit keinen Anspruch machen, und bloß dazu dienen, einen allgemeinen Begriff vom Innern gleichsam anzudeuten, den eine künftige genaue Vermessung und durchgängige Revision berichtigen muß.

Bei diesem Werke des Abbe' Rochon ist auch ein Anhang befindlich, welcher den Zustand von Cochinchina um das Jahr 1744 betrift. Bekanntlich war die kleine Beschreibung von Cochinchina des Jesuiten Christoph Borri, der sich daselbst zwischen 1620 und 1630 aufgehalten hat, bisher unsere einzige Nachricht von diesem Reiche *); denn was der Pater

*) Sie kam zuerst Italienisch zu Rom 1631, 8. heraus, und er-

Rhodez (divers voyages en Chine &c., Paris, 1653. 4. davon erwähnt, was in den Annalen und Missionsberichten von 1640 bis 1675, von Cevallos, Pallu und Andern, auch im Ribadeneyra vorkommt, ist nicht des Nennens werth, und die wenigen Worte, womit der trefliche Poivre (Voyage d'unphilosophe. Yverdon, 1768. 12.) Cochinchina berührt, dienen mehr dazu, uns lüstern zu machen, als den Durst nach Belehrung zu stillen. Glücklicher Weise setzte mich die Sammlung von Ostindischen Nachrichten, welche der berühmte nautische Geograph Alexander Dalrymple unter dem Titel: Oriental Repertory heftweise herausgiebt und wovon bereits die beiden ersten Nummern in Groß-Quart erschienen sind, in Stand, noch einen Aufsatz, Cochinchina betreffend, vom Jahr 1696 mit dieser Nachricht des Abbe' Rochon zu verbinden, und zugleich auch die noch kürzere, zur Ergänzung aber immer wichtige, Relation des Herrn Kirsop vom Jahr 1750, aus eben dieser Quelle zu liefern. — Künftig werden die Nachrichten über Ava und Pegu oder das so genannte Buraghmanische Reich, welche Herr Dalrymple im zweiten Hefte des Oriental Repertory mitgetheilt hat, und die Aufsätze über die Insel Hinzuan (Johanna) von Sir William Jones, über Asam von Mohammed Kasim, über Nepal vom Pater Giuseppe, und über die Kukis oder Bergbewohner in Tipra, aus dem Persischen, letztere insgesammt aus dem zweiten Bande der Asiatick Researches (Calcutta. 1790. 4.) gezogen, übersetzt erscheinen. Mainz, im Februar 1792.

schien gleich in den zwei folgenden Jahren in einer Französischen, Lateinischen und Englischen Uebersetzung. Sie ist auszugsweise im 7. Bd. der Samml. der Reisebeschr (Berlin 1765-82 XXIV Bände in 8.), wie auch in Harris Engl. Sammlung befindlich.

Georg Forster.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Beschreibung
der
Insel Madagaskar.

Die Insel Madagaskar erregte die Habsucht der Europäer, sobald sie nur so unglücklich war, ihnen ein wenig bekannt zu werden. Ihr Umfang, ihr ergiebiger Boden und ihre mannichfaltigen Produkte schienen der Nation, welche sie eroberte, Handelsvortheile zu versprechen, die man nicht vernachlässigen durfte. Glücklicher Weise hat aber bis jetzt die ungesunde Luft sie vor der Sklaverei jener policirten Nationen gesichert, welche sich die ungerechte und barbarische Forderung erlauben, Völker zu unterjochen, die von ihnen Wilde genannt werden, weil sie nicht die Sitten und Gebräuche der Europäer beobachten. Nicht eine einzige von diesen civilisirten Nationen kann sich rühmen, den heiligen Grundsätzen des Naturrechtes nur einige geringe Handelsvortheile aufgeopfert zu haben. Alle sind ungerecht und barbarisch gewesen; fast alle haben die Oerter, wohin Hoffnung zu Gewinn sie lockte, mit Feuer, Schwert und Ansteckung heimgesucht: und doch gehört den Wilden ihr Boden so gut, wie uns der unsrige.

Die Europäer würden wesentlichere und dauerhafte Vortheile erlangt haben, wenn sie ihre Künste und ihre In-

dustrie jenen Gegenden, die nichts davon wissen, mitgetheilt hätten. Diese Geschenke wären nicht unnütz gewesen, und man würde im Handel bald erfahren haben, wie sehr dieses so sanfte und so menschliche Mittel den ungerechten und grausamen vorzuziehen ist, deren man sich bedient hat, um die unglücklichen Einwohner jedes Landes, das neue Gegenstände des Reichthums darbot, zu unterjochen.

Die Insel Madagaskar ward im Jahr 1506 von Lorenz Almeyda entdeckt; aber den Persern und Arabern war sie schon seit undenklichen Zeiten unter dem Namen Sarandib*) bekannt. Alphonso Albukerque gab dem Ruy Pereira dy Cothintho den Auftrag, das Innere derselben zu untersuchen; und dieser General befahl dem Tristan d'Acunha, sie und besonders die vorzüglichsten Kaps zu umsegeln.

Die Insel ist in acht und zwanzig Provinzen abgetheilt, deren Namen folgende sind: Anossi, Manapani, das Thal Ambul, Wohizban, Watte Manahu, Ikandre, Etomampo, Adschimussi, Erengdranes, Wohitz-Anghombes, Manakarongha, Mantatane, Antaweres, Galembule, Tame-

*) Sarandib ist unstreitig die Benennung, womit die Araber die Insel Ceylan bezeichnen; und im Grunde ist es derselbe Name: denn Dib oder Diw bedeutet in jenen Meeren eine Insel, wie man aus Male-Diw, Lake-Diw u. a. Benennungen abnehmen kann; und Saran ist nicht verschieden von Selan (Ceylan) da r und l von den Orientalern unaufhörlich verwechselt werden. Es wäre indeß nicht unmöglich, daß auch Madagaskar diesen Namen von den Arabern erhalten hätte; die Verwechselung mit jener schon bekannteren Insel konnte denen leicht widerfahren, die etwa nur davon gehört, sie aber nicht gesehen hatten und nun nach Madagaskar kamen. Uebrigens giebt es hier noch einiges zu erinnern. Daß der Verfasser die Perser anführt, ist wohl nicht hinlänglich zu rechtfertigen, da diese Nation nicht eigentlich zu den Seefahrenden gezählt werden kann. Wenn er endlich noch hinzufügt, daß die Bekanntschaft der Araber mit Madagaskar von undenklichen Zeiten herrühre, so ist dies doch so zu verstehen, daß die unbestimmbare Epoche von der Entdeckung dieser Insel in die Zeit nach der Stiftung der Mohammedanischen Religion fällt; denn diese Religion haben die Arabischen Entdecker dahin verpflanzt. Auch sind sie nicht etwa unmittelbar aus Arabien, sondern aus ihren an der Ostküste von Afrika bis Sofala errichteten Niederlassungen nach Madagaskar gekommen. G. F.

tave, Sahaveh, Wulu-Wulu, Andafutschi, Mangabey, Adcimutschi, Mandrarey, Ampatre, Kärembule, Mahafalley, Huluwey, Siwa, Ivandru, Maschikores.

Als die Portugiesen Madagaskar entdeckten, gaben sie ihm den Namen St. Lorenz-Insel. Die Franzosen unter Heinrich IV. nannten sie île Dauphine; aber am häufigsten wird sie Madagaskar genannt, obgleich ihr wahrer Name eigentlich Madekasse heißt. Sie ist, mehreren gelehrten Geographen zufolge, das Cerne des Plinius*), und die Menuthias des Ptolemäus. Ihre Lage erstreckt sich beinahe von N. N. O. nach S. S. West; und ihre Breite von 12° bis 26°. Man kann die Fläche dieser Insel, die durch ihren fruchtbaren Boden und durch ihre mannichfaltigen Produkte so berühmt ist, auf 200 Millionen Morgen (arpens) guten Acker schätzen. Sie wird in allen ihren Theilen von Flüssen und großen Strömen bewässert, besonders aber von einer Menge kleiner Bäche, welche am Fuße der langen, die Ost- und Westküste theilenden, Bergkette entspringen. Die beiden höchsten Berge der Insel sind Wigagora in Norden, und Botistmene in Süden. Diese Berge enthalten in ihrem Inneren schätzbare Mineralien und Fossilien. Wenn der Reisende, in der Absicht, sich zu unterrichten, zum erstenmal wilde und gebirgige Länder durchwandert, die mit Thälern und Hügeln durchschnitten sind, und worin die Natur, ihrer eigenthümlichen Fruchtbarkeit überlassen, die sonderbarsten und mannichfaltigsten Produkte hervorbringt; und wenn er dann einen Blick auf die Jähen, ihre Gipfel, und die sie bekränzenden großen Bäume wirft, die so alt wie die Erde sind: so kann er sich der Verwunderung und eines Schauders nicht enthalten. Sein Erstaunen verdoppelt sich bei dem Getöse der großen Wasserfälle, zu denen der Zugang völlig verschlossen ist. Aber auf diese wahrhaft malerischen Ge-

*) Diese Beziehung auf die Geographie der Alten ist äußerst ungewiß, und beruhet, was besonders Cerne betrift, auf einer ganz unverbürgten Konjektur von Harduin. G. F.

genden folgen immer ländliche Ansichten, angenehme Hügel und Ebnen, wo die Vegetation nie durch üble Witterung und durch Wechsel der Jahrszeiten unterbrochen wird. Das Auge übersieht mit Vergnügen die weiten Ebnen, wo zahlreiche Heerden von Rind- und Schafvieh weiden. Die Reiß- und Batattenfelder gewähren gleichfalls ein neues und sehr interessantes Schauspiel. Man sieht blühenden Ackerbau, den fast bloß die Natur befördert. Die glücklichen Bewohner von Madagaskar benetzen die Erde nicht mit ihrem Schweiß; sie reißen den Boden kaum mit der Karst auf, und diese einzige Arbeit ist schon hinreichend. In geringen Entfernungen von einander machen sie kleine Löcher, streuen einige Reißkörner hinein, und scharren sie dann mit dem Fuße wieder zu. Wie äußerst fruchtbar der Boden ist, kann man daraus sehen, daß ein so bestelltes Land hundertfältigen Ertrag giebt.

In den Wäldern sieht man eine große Mannichfaltigkeit sehr schöner Bäume: Palmen von allen Arten, Färbe- und Ebenholz, Bambus von ungeheurer Größe, Pommeranzen- und Citronenbäume. Holz zum Schiffbau und zu Masten ist eben so häufig, wie Zimmer- und Tischlerholz. Flacourt sagt: er habe im Jahre 1650 zwei und funfzig tausend Pfund Aloeholz von vortreflicher Güte, das die Aerzte agallochum, und die Portugiesen Adlerholz (*Pao de Aquila*) nennen, nach Frankreich geschickt.

Diese Menge von Bäumen und Gesträuchen stehen mitten unter vielen Schmarotzer- und Schlingpflanzen. Man trift in den Wäldern Lerchen- und Erdschwämme von lebhaften, angenehmen Farben und von vorzüglichem Geschmack. Die Malegaschen nennen diese Schwämme Holat, und wissen die unschädlichen sehr wohl zu unterscheiden.

Man sammelt auch nützliche Gummata und Harze ein. Der milchichte Saft, den die Insulaner aus Bäumen ziehen, die bei ihnen Finguière heißen, giebt, wenn er gerinnt, die sonderbare Substanz, die den Naturfor-

schern unter dem Namen gummi elasticum bekannt ist*). Man hat in neueren Zeiten dieses elastische Harz für die Künste benutzt; selbst die Chirurgie gewinnt, durch Vervollkommnung der Sonden und Bandagen, schon einige Vortheile davon. Indeß ist es augenscheinlich, daß man diese schätzbare Substanz noch zu vielen anderen Endzwecken brauchen kann.

Alle Wälder stehen voll Kräuter, die den Botanikern unbekannt, und theils aromatisch oder medicinisch, theils zum Färben tauglich sind. Flachs, eine Art von Hanf, das viel stärker und länger ist, als das Europäische, Zuckerrohr, Wachs, verschiedene Arten von Honig, Tabak, Indigo, weißer Pfeffer, Gummi lakka, grauer Amber, mehrere seidenartige Substanzen und Baumwolle — alle diese Waaren würde Madagaskar schon seit langer Zeit in Menge zum Handel geliefert haben, wenn die Europäer, seitdem sie diese Insel besuchen, es sich hätten angelegen seyn lassen, den Einwohnern die Kenntnisse mitzutheilen, deren sie bedürfen, um die aufgezählten Sachen zu bereiten und ihnen Werth zu verschaffen. Der unermüdlichste Botaniker würde kaum in einem ganzen langen Leben die natürliche Geschichte der Vegetabilien, welche auf dieser, unter mehr als Einem Himmelsstriche liegenden

*) So viel mir bekannt ist, erhalten wir unser elastisches oder Federharz über Portugal und Frankreich aus Guiana, Brasilien und Cayenne. Es ist der mit Rauch eingedickte und daher schwarz gewordene Saft eines Baumes, den Aublet (*Hist. des Plantes de la Guiane.* p. 871. t. 335.) Hevea guianensis nennt, der jüngere Linné aber (im *Suppl. plant.* p. 422) als eine Gattung der Jatropha anführt. Es giebt in Südamerika noch außerdem einige Baumarten, deren inspissirter Saft diesen hohen Grad von Elasticität annimmt, wie z. B. die Cecropia peltata und eine Abart der Ficus Indica. Auch in China verfertigt man allerlei Spielsachen von Federharz, welches nicht, wie das Amerikanische, mit Rauch schwarz gefärbt, sondern weiß, roth, bernsteinfarbig u. dgl. dabei ganz rein und fest, aber auch brüchiger als jenes ist. Die Pflanze, von welcher es genommen wird, kennen wir nicht. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser das elastische Harz von Madagaskar mit beiden vorher erwähnten Arten verglichen hätte, um dessen Eigenschaften näher zu bestimmen. G. F.

Insel wachsen, flüchtig beschreiben können. Alle Nachforschungen in der Absicht, uns mit den Produkten von Madagaskar bekannt zu machen, werden für den Handel eben so vortheilhaft seyn, wie für die Fortschritte unsrer Künste und Manufakturen. Gewiß giebt es wenige Länder auf der Erde, wo der Seefahrer alle Arten von Erfrischungen in größerer Menge und mit geringeren Kosten erhalten kann. In der großen Bay Antongil wußte Herr Mahe' de la Bourdonnais die Unfälle, die seine Flotte betroffen hatten, eben so geschickt als thätig wieder gut zu machen. Ohne die Hülfsmittel, die er sich dort verschaffte, wäre dieser geschickte Seefahrer vielleicht nicht im Stande gewesen, die See zu halten und in Indien das große Glück zu haben, das seinen Namen berühmt gemacht hat. Er mußte lange in der Bay Antongil liegen, um seine gänzlich beschädigten Schiffe auszubessern, und bedauerte es hernach sein ganzes Leben hindurch, daß er, so lange er Gouverneur der Inseln Frankreich und Bourbon gewesen war, die Produkte von Madagaskar nicht besser gekannt hatte; denn er sah ein, wie nützlich diese große Insel den unter ihm stehenden Kolonieen hätte werden können. Das Bauholz, der Theer, der Wallfischthran, allerlei Arten von Pökelfleisch, der Indigo, der Tabak, die Zubereitungen aus Flachs, Hanf, Baumwolle und verschiedenen Arten von Seide schienen ihm zu einem sehr wichtigen Handel dienen zu können. Er bewunderte die Geschicklichkeit, mit welcher die Malegaschinnen die schönen Stücken Zeug flechten, die ihnen zur Kleidung dienen. Die eine Art wird aus Fasern des Blattes vom Raven gemacht; die andre, welche bei den Insulanern in größerem, bei den Europäern aber in geringerem Werthe steht, aus Baumwolle und Seide.

Herr de la Bourdonnais wunderte sich eben so sehr über den Fleiß, womit die Malegaschen Eisen und andre Metalle schmieden und gießen; aber noch mehr Werth setzte er in ihre Art, die kleinen Stricke zu flechten, die sie

zum Wallfischfange und zum Anlegen ihrer Kanots gebrauchen. Er hoffte, ihre natürliche Geschicklichkeit und ihre Neigung zu den mechanischen Künsten würden es leicht machen, auf der Insel mehrere Handelszweige einzuführen, die für Europa und unsre Kolonieen auf den Inseln Frankreich und Bourbon nützlich seyn könnten. Daher nahm er sich vor, die Administration der Ostindischen Kompagnie dahin zu vermögen, daß sie Segeltuch-Manufakturen, Schmieden, Schmelzöfen und Seilerbahnen dort anlegen sollte. Die Bevölkerung von Madagaskar ist beträchtlich genug, daß sich für i[illegible]ichen Etablissements ein glücklicher Fortgang hoffen [illegible]; und übrigens kann man die Handarbeit und die rohen Stoffe zu einem sehr geringen Preise haben.

Man hatte nicht zu befürchten, daß Herr de la Bourdonnais die Administration der Kompagnie für Magazine und Gebäude in große Kosten setzen wollte; im Gegentheil verlangte er, man sollte weislich die Einfalt und Sparsamkeit der Malegaschen bei der Errichtung ihrer Hütten nachahmen. In der That wäre auch nichts nachtheiliger, als wenn man in jenen wilden Ländern zu dergleichen Werkstätten Gebäude, wie sie bei uns gebräuchlich sind, aufführen wollte. Es ist in Europa gar kein seltner Fall, daß nützliche Manufakturen schlecht von Statten gehen und bisweilen gar die Unternehmer zu Grunde richten, weil diese ohne Ueberlegung in dem Bauen so verschwenderisch gewesen sind, wie es zu ihrem Hauptzwecke fast immer nicht nöthig ist.

Gewiß kann man die Industrie dieser Völker in keiner Rücksicht mit der Europäischen vergleichen; auch läßt sich der große Zeitverlust nicht genau berechnen, den ihnen die Plumpheit ihrer Werkzeuge und die Unvollkommenheit in ihrer Art zu arbeiten verursachen. Der Wilde kennt die Vortheile nicht, die mit Trennung der verschiedenen Arbeiten verbunden sind, indem dadurch jedes Individuum den höchsten Grad von Geschicklichkeit, deren es fähig ist, er-

langt, und dabei zugleich die Zeit erspart wird, die man immer verliert, wenn man von einer Arbeit zu der andern übergeht. Wer den sauren Fleiß der Wilden und ihre Geduld, in den gemeinsten Künsten etwas zu Stande zu bringen, gesehen hat, der kann sich des Gefühls der Dankbarkeit gegen diejenigen nicht erwehren, welche bei uns sich einzig und allein damit beschäftigen, die Manufakturen und die Künste zu vervollkommnen. Es bedarf nur einiger neuen Erfindungen, um die Industrie einer großen Nation zu verändern. Die Erfindung des Strumpfwirkerstuhls, und die neuere, Baumwolle mit Maschinen von Manchester zu spinnen, haben in diesen zwei Arten von Industrie eine große Revolution bewirkt. Weder bei dem Stricken, noch bei dem Spinnen mit der Hand, kann man die Konkurrenz mit Arbeiten halten, die durch Maschinen gemacht werden.

Europäer, die in jenen entfernten Ländern reisen, sollten den Völkern, die von ihnen Wilde genannt werden, ihre Einsichten und Kenntnisse mittheilen, und es sich zu einer Pflicht, zu einem Gesetze machen, sie mit der Gerechtigkeit, der Gleichheit und der Zuneigung zu behandeln, welche unter Wesen von einer und derselben Art herrschen müssen. Die Aufklärung unsres Jahrhunderts erlaubt uns nicht mehr, diese heilige Pflicht zu verkennen. Wir sollten nicht vergessen, wie viel wir selbst einigen Wahrheiten verdanken, welche unsren Vorfahren unbekannt waren; denn durch sie haben wir in den zuverlässigen Wissenschaften und in den nützlichen Künsten so große Fortschritte gemacht.

Die Vervollkommnung der Vernunft hat auf das Glück des Menschen einen Einfluß, den die Kunst des geschicktesten Sophisten nicht vermindern kann. Die Einsichten können in Zukunft nur wachsen, und der Mensch wird um so besser und glücklicher, je aufgeklärter er ist. Ein System, welches das Gegentheil hiervon zur Grundlage hat, ist höchst gefährlich und falsch. Läßt sich läug-

nen, daß, wenn man einigen jungen Malegaschen eine sorgfältige Erziehung gäbe und sie dann, nachdem sie eine vollkommene Kenntniß von dem Kunstfleiß unserer Manufakturen erlangt hätten, wieder in ihr Vaterland zurückschickte — läßt sich läugnen, daß man dadurch dieser Insel eine große Wohlthat erzeigte? Um aber diese Wohlthat ungeschwächt zu lassen, müßte man die jungen Insulaner vor jenem Geiste der Frivolität zu bewahren suchen, der Europa und besonders Frankreich unglücklich macht. Vor allem müssen die Malegaschen nicht den Keim zu dieser verheerenden Pest mit zurückbringen, der jede nützliche Industrie erstickt und über ganze Nationen unzählige Uebel verbreitet. Besonders zeigt sich diese Pest in großen Hauptstädten. Millionen Menschen kommen auf dem Lande vor Elend und Beschwerlichkeiten um, indeß reiche begüterte Leute nur auf angenehme Talente und auf die Künste des Luxus Werth legen. Die ungezähmte Leidenschaft, welche müßige Leute für die unnützesten und oft die verderblichsten Sachen zeigen, ist so allgemein, daß sie keinen Eindruck mehr auf uns macht. Was hat denn also Europa so Vorzügliches, daß es sich Verachtung gegen den übrigen Theil der Erde erlauben kann? Wenn wir unsere Sitten und Gesetze betrachten, so finden wir, daß wir kaum aus dem Zustande der Barbarei herausgegangen sind; und die einsichtsvollsten Männer können den Zeitpunkt noch nicht absehen, wo die gebildetste Nation von den lächerlichen Vorurtheilen frei seyn wird, welche die nützliche Industrie ersticken, und nur schädlichen, oder weniger nützlichen Gegenständen Wichtigkeit beilegen.

Die Bewohner von Madagaskar nennen sich ohne Unterschied Malegaschen und Madekassen. Sie haben im Ganzen einen vortheilhaften Wuchs und mehr als mittlere Größe. Die Farbe ihrer Haut ist verschieden: bei mancher Völkerschaft dunkelschwarz; bei mancher andern schwärzlich; bei noch andern kupfer-, bei den meisten aber olivenfarben.

Alle Schwarze haben kurzes, krauses Haar, wie die Neger auf der Küste von Afrika; aber die von der Farbe der Indier und Mulatten nicht krauseres, als die Europäer. Die Nase der letzteren ist nicht eingedrückt; ihre Stirn ist breit und offen; ihre Lippen sind nicht aufgeworfen; kurz, alle ihre Gesichtszüge regelmäßig und angenehm. Diese Völkerschaften haben in ihrem Gesichte allgemein etwas besonders Freimüthiges und Angenehmes. Sie zeigen niemals Verlangen, etwas anderes zu lernen, als was zu den ersten und nothwendigsten Bedürfnissen gehört; und dieses Verlangen ist immer gemäßigt. Die Kenntnisse, welche Nachdenken erfordern, sind ihnen noch mehr als bloß gleichgültig. Natürliche Sorglosigkeit und eine allgemeine Apathie machen ihnen Alles, was Aufmerksamkeit erfordert, unerträglich. Sie sind nüchtern, lebhaft, gelenksam, und bringen den größten Theil ihres Lebens mit Schlaf und mit Belustigungen hin.

Der Malegasche hat, wie jeder Wilde, weder Laster noch Tugend: für ihn macht die Gegenwart alles aus; er ist schlechterdings zu keinem Vorhersehen in Stande, und begreift sogar nicht einmal, wie es Leute geben kann, die sich über die Zukunft beunruhigen. Diese Insulaner sind freie Wesen mit ruhigem Herzen und gesundem Körper. Der Mensch ist so organisirt, daß er, wenn er das Unglück hat, in moralischer oder physischer Rücksicht an sich selbst zu denken, sich fast immer in dem Zustande der Krankheit befindet. Wirklich setzt man bei einer guten Leibesbeschaffenheit wenig Werth auf den Vortheil, den man hierdurch vor beinahe allen seines Gleichen genießt. Unsere Uebel, wenn ich mich so ausdrücken darf, gehören uns; unsere Freuden aber den äußern Gegenständen, die sie uns verschaffen. Der Mensch ist ein gutes, gefühlvolles, mitleidiges Wesen; und unser Temperament treibt uns unwiderstehlich an, denen, die wir leiden sehen, zu helfen. Diese heilsame Organisation löscht gleichsam in jedem Individum die Selbstliebe aus, und vertritt zugleich bei denen Völkern,

die im Stande der Natur leben, die Gesetze und die Tugenden. Sie hält den starken Wilden ab, dem Kinde, dem ohnmächtigen Greise ihre Nahrung zu nehmen, selbst dann, wenn er sich Gefahren und Beschwerlichkeiten aussetzen muß, um sich die seinige zu verschaffen. Sie giebt ihm auch Abscheu dagegen, seines Gleichen zu schaden; und dieses natürliche, unfreiwillige Gefühl ist zum Glück unabhängig von den Grundsätzen der Erziehung.

Der Malegasche ist, wie jeder Wilde, unumschränkter Herr, zu thun, was ihm gefällt. Kein Zwang legt seiner Freiheit Fesseln an: er geht, wohin; er thut, was er will, wenn es nur seines Gleichen nicht schadet. Nie ist es einem Malegaschen in den Sinn gekommen, über die Gedanken und Handlungen irgend eines Andern herrschen zu wollen. Jeder Eingeborne hat seine besondre Art zu leben, ohne daß es seinem Nachbar einfällt, ihn zu beunruhigen, oder sich auch nur darum zu bekümmern. Dies Volk ist hierin vernünftiger, als die Europäer, welche die grausame Manie haben, daß alle Völker der Erde sich nach ihren Gebräuchen, ihren Meinungen, und selbst nach ihren Vorurtheilen richten sollen.

Sind denn die Wilden also zu beklagen? sind viele unter ihnen mit ihrem Schicksal unzufrieden? kommt es uns wohl zu, den Stand der Natur zu verachten? haben wir nicht rings um uns Leute, die aus Ueberdruß ihres Daseyns es verabscheuen und sich desselben zu berauben suchen? — Der Wilde schränkt seine Bemühungen, seine Wünsche, genau darauf ein, sich das zu verschaffen, was zu seinem Lebensunterhalte nothwendig ist; er genießt in Frieden die Geschenke der Natur, und erträgt stillschweigend die Uebel, die von der Menschheit unzertrennlich sind. Das Verhalten des civilisirten Menschen ist nicht so vernünftig. Reichthum und Müßiggang reißen ihn zu jenen eitlen und falschen Genüssen hin, die ihm am Ende neue Schwachheiten zuziehen. Ungezähmte Leidenschaften und leichtsinniger Geschmack leiten ihn ohne Unterlaß von

dem Wege des Glückes ab. Wer diesen sucht, findet ihn nie; das Glück liegt nur in uns, und in dem guten Gebrauche, den wir von unsrer Vernunft machen.

Wären die Wilden so unglücklich, wie sie uns scheinen, weil sie alles das Ueberflüssige, in das wir so vielen Werth setzen, nicht kennen, oder verachten — würden sie sich dann weigern, unsre Sitten, Gebräuche und Gesetze anzunehmen? Van der Stell, Gouverneur von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, nahm (wie in der Geschichte der Reisen, Band V., erzählt wird) einen Hottentotten in seiner Kindheit weg, und ließ ihn in den Sitten und Gebräuchen von Europa erziehen. Man kleidete ihn prächtig, lehrte ihn mehrere Sprachen, und seine Fortschritte waren der Sorgfalt, die man auf seine Erziehung wandte, vollkommen angemessen. Van der Stell machte sich große Hoffnungen von dem Kopfe des Hottentotten, und schickte ihn mit einem General-Kommissarius nach Indien, wo dieser ihn in den Angelegenheiten der Kompagnie mit Nutzen brauchte. Als der Kommissarius gestorben war, kam der Hottentotte nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zurück. Wenige Tage nachher machte er einigen von seinen Hottentottischen Verwandten einen Besuch; da entschloß er sich, seinen Europäischen Putz abzulegen und sich in ein Schaffell zu kleiden. Er kam in diesem neuen Anzuge zu van der Stell zurück, trug ein Paket mit seinen vorherigen Kleidern, überreichte es dem Gouverneur, und sagte dabei: Seid so gut, Herr, Acht zu haben, daß ich diesen Kleidern auf immer entsage; ich bin entschlossen, in der Religion, in den Sitten und Gebräuchen meiner Vorfahren zu leben und zu sterben. Nur bitte ich um die einzige Gnade, daß ihr mir das Halsband und den Hirschfänger laßt, die ich trage; ich will sie euch zu Liebe behalten. — Ohne eine Antwort von dem Gouverneur zu erwarten, entfloh er sogleich, und man hat ihn am Kap niemals wieder gesehen. Solche Beispiele

sind nicht selten, und ich könnte mehrere, völlig ähnliche von den Madekassen anführen *).

*) Wenn unsere Reisebeschreiber immer so unpartheiisch und ohne Vorurtheil, wie der Abbe' Rochon, die Abarten der Menschengattung in entlegenen Weltgegenden beobachtet hätten, so wären wir schon längst bei richtigeren Begriffen über die menschliche Natur und ihre Bestimmung stehen geblieben, als uns jetzt sogar unsere Denker daraus abgezogen haben. Die Apologie der Menschenkultur liegt wirklich in dem Satze unseres Verfassers: „Der Madekasse hat weder Tugend noch Laster.“ Tugendhaft ist nur der, welcher Recht thut, weil es Recht ist; gut oder böse kann schon die Verschiedenheit des Temperaments den Menschen machen. Wenn man daher dem gebildeten Theile des Menschengeschlechtes vorwirft, daß seine Ausbildung ihn nur verschlimmert habe, so thut man ihm in so fern Unrecht, weil erst durch die Kultur die Erkenntniß des Guten und Bösen recht lebendig, und der Abstich der Handlungen gegen die Norm ihrer Gesetzmäßigkeit erst recht auffallend geworden ist. Zur Beurtheilung der Moralität jedes einzelnen Menschen, gehört aber, daß man wisse, welchen Grad der Klarheit diese Norm in ihm hatte, wie weit er das Gesetz der Sittlichkeit kannte oder nicht. Schon Paulus philosophirte, daß die Erkenntniß und Zurechnung der Sünde durch die Promulgation des Gesetzes erst möglich geworden sei; dies würde er jetzt mit größerem Rechte behaupten können, da die höchste Entwickelung aller Kräfte des menschlichen Geistes erst vor sich gehen mußte, ehe das oberste Princip jenes Gesetzes sich aus den unveränderlichen Bedingnissen unserer Natur ableiten ließ. Weit entfernt also, die Europäische Kultur auf Kosten der wilden Unbefangenheit erheben zu wollen, müssen wir zugestehen, daß die Einfalt des animalischen Lebens wenig Veranlassung zu großen Gemüthsbewegungen und zur Offenbarwerdung feindseliger Leidenschaften giebt; indeß wir auf der andern Seite die Vorliebe für die rohe ungebildete Existenz des Wilden, welche Rousseau in der Theorie so weit zu treiben suchte, durch das Bewußtseyn einschränken müssen, daß die Tugend erst durch Erkenntniß möglich geworden ist. Auch unter den ungebildeten Bewohnern der Wildniß giebt es mehr oder minder glücklich organisirte Wesen, reichlicher oder spärlicher mit jener innern Harmonie der Anlage und Empfänglichkeit begabt, die sich zum Sinne des Schönen ausbilden läßt; doch wenn der Glückliche schon so geboren werden muß, daß alles Gute und Schöne, Reine und Wahre, Rechte und Weise ihm näher verwandt scheint, als das entgegengesetzte Böse, so ist es dennoch nur die höchste Ausbildung seiner Anlagen, die das Bewußtseyn dieses natürlich entschiedenen Zuges, dieses reinen Sinnes, vermöge dessen man sein selbst nicht unwürdig handeln kann, mit jenem andern Bewußtseyn der innern Gesetzmäßigkeit nach den Forderungen der Vernunft, verbindet. G. F.

Die Insel Madagaskar ist in eine Menge Völkerschaften eingetheilt. Man schätzt die Anzahl ihrer Bewohner auf vier Millionen; aber diese Angabe ist nicht genau, und kann es auch, bei dem gegenwärtigen Zustande der Insel, unmöglich seyn, da dieselbe in mehrere von einander unterschiedene Gesellschaften eingetheilt ist. Jede von diesen bewohnt eine Gegend, die sie bequem findet, und regiert sich nach ihren eigenen Gebräuchen. Eine Völkerschaft besteht aus mehreren Dörfern, von denen jedes einen besonderen Befehlshaber hat. Dieser bekommt seine Würde bisweilen durch Wahl, gewöhnlicher aber erbt sie auf ihn. Die Ländereien sind nicht eingetheilt, sondern gehören dem, der sich die Mühe giebt, sie zu bauen. Die Insulaner kennen weder Schlösser, noch Riegel. Sie leben mäßig, und essen, wenn das Bedürfniß sie dazu antreibt. Doch sieht man sie gewöhnlich um zehn Uhr Morgens und um vier Uhr Nachmittags ihre Mahlzeiten halten. Diese bestehen in sehr weißem, leichtem und wohlgekochtem Reiß, den sie mit Fleisch- oder Fischbrühe anfeuchten; und die letztere wird mit Gänsefuß, Ingwer, Saffran und einigen aromatischen Kräutern gewürzt. Dies einfache Gericht wird auf Blättern vom Raven vorgesetzt, woraus sie sich Löffel, so wie Schüsseln und Tellern machen. Dieses Tischgeräth ist immer reinlich; denn bei jeder Mahlzeit wird neues genommen.

Die Malegaschen kennen nur zwei Arten, ihr Fleisch zuzurichten: sie kochen es in Gefäßen von einer guten gebrannten Erde, die sie künstlich zu verfertien wissen, oder sie rösten es auf Kohlen. Sie fangen mit vieler Geschicklichkeit eine Menge in Europa unbekannter Vögel, die von den Naturforschern eben so sehr wegen ihres schönen Gefieders gesucht werden, als von den Reisenden wegen ihres vorzüglichen Geschmackes. Fasanen, Repphühner, Wachteln, Perlhühner, wilde Enten, fünf oder sechs Arten von Kriekenten, blaue Hühner, schwarze Papageien, weiße Reiger, Turteltauben, Am-

feln, grüne Ringeltauben, gewöhnliche Tauben, Papageien von mancherlei Farben, und endlich eine Art von außerordentlich großen Fledermäusen, bieten den Europäern wohlschmeckende und beliebte Speisen dar. Das erstemal konnte ich solche Fledermäuse, wie ein Hühner-Frikassee zugerichtet, nicht ohne einigen Widerwillen essen. Diese Thiere sind so häßlich, daß unsre Matrosen sich vor ihrem Anblick fürchten; indeß wenn man den Widerwillen überwinden kann, den schon die bloße Vorstellung von ihnen erregt, so findet man ihr Fleisch wohlschmeckender, als das von unsren besten Hühnern.

Die Malegaschen fangen auch eine sehr große Menge Fische, sowohl in der See, als in süßem Wasser. Die, welche an der Küste wohnen, haben an Doraden (Goldkarpfen), Zungen, (solea) Sardellen, (die größer, aber weniger gut und fett als die unsrigen sind) Häringen, Makrelen, Austern, Muschelfischen, Krabben und Seeschildkröten reichliche Nahrung. Die Flüsse geben ihnen noch außerdem vortrefliche Aale und Muscheln, die vor denen in der See Vorzüge haben. Man findet übrigens an dieser Küste mehrere Arten von Fischen, die man nicht anders essen darf, als wenn man ihnen ein Stück Silber unter die Zunge gelegt hat. Verliert dies seine Farbe und wird schwarz, so würden die, welche davon äßen, die übelsten Zufälle erfahren*). Die Flotte des Admirals Bosca-

*) Dieses Mittel, giftige Fische kennen zu lernen, ist immer noch sehr unsicher; denn es kann Gifte geben, die am Silber keine Veränderung hervorbringen. Indeß ist es immer gut, mit unbekannten Fischen den Versuch zu machen und sich solcher zu enthalten, durch die das Silber anläuft. Ob das bloße Berühren, wie es hier beschrieben wird, hinreichend sey, die giftige Eigenschaft des Fisches an den Tag zu bringen, ist auch nicht ausgemacht. Ich habe auf meiner Seereise gehört, man müsse einen silbernen Löffel in den Topf stecken, in welchem der Fisch gekocht wird. Eine andere hieher gehörige Bemerkung ist die, daß dieselbe Art Fische zuweilen giftig und unter anderen Umständen unschädlich seyn kann. Hiervon habe ich das Beispiel an dem Sparus Pagrus, so wie an dem Scomber Thynnus, (dem Seebrassen und dem Thunfisch) beides eßbaren Fischen, in Mallikollo und in O-Taheiti gehabt. G. F.

wen erlitt zu Rodrigues beträchtlichen Verlust, weil sie diese nützliche Vorsicht vernachlässigt hatte.

Die Franzosen haben nur die Ostküste der Insel Madagaskar besucht. Die Provinz Karnossi, worin das Fort Dauphin liegt, ist ihnen wohl bekannt, und eben so ein Theil von denen, worin Foulpoint, die Bay Antongil und die Insel Rossi-Hibrahim liegen.

Der südliche Theil von Madagaskar.

Der Theil von Madagaskar, worin sich das Fort Dauphin befindet, ist gut bevölkert. Fast alle Dörfer liegen auf Anhöhen und sind mit zwei Reihen starker Pallisaden, in Form von Hürdenwerk, umgeben. Innerhalb läuft ringsum eine, vier Fuß hohe Brustwehr von gestampfter Erde. Große Bambus, die fünf Fuß weit von einander fest eingeschlagen sind, bilden eine Art von Schießlöchern, welche zur Vertheidigung der Dörfer dienen; und einige von diesen sind noch durch einen zehn Fuß breiten und sechs Fuß tiefen Graben befestigt.

Die Wohnung des Oberhauptes heißt Donack. Der Donack begreift drei oder vier große Hütten in sich, die von einer besonderen Befestigung umschlossen sind. Hierin hält sich das Oberhaupt immer mit seinen Weibern und Kindern auf, und einige Sklaven bewachen Tag und Nacht die Thüren. Die Oberhäupter haben immer eine Flinte und einen mit Eisen beschlagenen Stock bei sich, dessen Ende mit einem Büschel von Kuhhaaren besetzt ist. Sie tragen eine Mütze von rother Wolle; und besonders an dieser Farbe kann man sie von ihren Untergebenen unterscheiden. Ihr Ansehen ist sehr eingeschränkt; in der Provinz Karkanossi sieht man indeß die Ländereien so an, als ob sie den Oberhäuptern gehörten, die sie denn ihren Unterthanen zum Anbau zutheilen. Sie fordern dafür einen kleinen Grundzins, der in der Landessprache Faensa genannt wird.

Die Bewohner der Provinz Karkanossi sind in der Kunst zu schreiben nicht ganz unwissend. Sie haben sogar einige historische Bücher in Madekassischer Sprache; aber ihre Gelehrten, welche Ombiassen genannt werden, bedienen sich nur der Arabischen Charaktere. Sie haben Schriften über die Arzneiwissenschaft, die Geomancie und die Sterndeutekunst. Diese Ombiassen sind zugleich Zauberer und Aerzte. Die berühmtesten kommen aus der Provinz Matatan, wo sich die Magie in ihrer ganzen Vollkommenheit erhalten hat. Die Matatanen werden von den übrigen Madekassen gefürchtet, weil sie sich in dieser lügenhaften Kunst auszeichnen. Die Ombiassen lehren in den öffentlichen Schulen die Geomancie und die Astrologie. Die Schreibkunst ist ohne Zweifel von den Arabern, welche die Insel vor dreihundert Jahren eroberten, dahin gebracht worden. Das Papier wird in dem Thal Ambul verfertigt, und zwar aus der Papyrus nilotica, welche die Madekassen Sanga-Sanga nennen. Man löset die zweite Rinde von diesem Schilfe geschickt ab, theilt sie in sehr kleine Blätter, benetzt sie mit Wasser, legt sie in verschiedenen Richtungen auf einander, und drückt sie dann zusammen. Hierauf läßt man die Masse in einer starken Aschenlauge kochen, und stampft sie nachher in einem großen hölzernen Mörser zu einem Teig. Dieser wird dann auf einem Gitter von Bambusrohr gewaschen und gespühlt, um ihn von allen Unreinigkeiten zu befreien. Wenn die Operation geendigt ist, legt man das Blatt zum Trocknen an die Sonne, und leimt es mit einem Absud von Reißwasser, den man in der Madekassischen Sprache Raunpan nennt. Dies Papier ist ein wenig gelblich; aber wenn man es gut leimt, so löscht es nicht. Die Federn, deren sich die Insulaner bedienen, sind von Bambu gemacht; und ihre Tinte verfertigen sie aus der, in Wasser gekochten Rinde eines Baumes, den man Arandrato nennt. Diese Tinte ist etwas weniger schwarz, als die unsrige, aber glänzender.

In dem nordwestlichen Theile der Insel Madagaskar hat sich die Arabische Sprache einigermaßen ausgebreitet. Man weiß, daß die Arabischen Fürsten, längs der Afrikanischen Küste, wo, den Geographen zufolge, die Königreiche Monomotapa und Mono-Emugi liegen, große Staaten gestiftet, und sich auch die Insel Komoro unterworfen haben. Diese, nach Afrika und den nahe gelegenen Inseln verpflanzten Fürsten vergessen ihr ehemaliges Vaterland nicht. Sie führen einen freilich nicht beträchtlichen Handel mit Eden, Maskat und den Küsten von Abyssinien; sie besitzen sogar an dem Flusse Bombetok *) in Madagaskar eine Art von kleiner Niederlage, die ihnen dazu dient, sich auf der Insel auszubreiten und Handel zu treiben. Dadurch haben sie ihre Sprache eingeführt, und einige Spuren des Mohammedanismus unter den Einwohnern gelassen. Es herrschte ehemals unter den Arabern und Portugiesen in Indien ein Haß und eine Erbitterung, die bloß aus dem Religionseifer dieser beiden Nationen entsprangen. Die Araber von Komoro und Madagaskar haben wiederholte Einfälle in die Portugiesischen Niederlassungen auf der Afrikanischen Küste gemacht und ihnen sehr geschadet, ja sogar mehrere gänzlich zerstört; doch dieser Haß hat sich gelegt, seitdem die Macht der Portugiesen schwächer, und die Gelegenheit ihnen zu schaden seltner geworden ist.

*) Der Name Bombetok oder Pombetok, dessen der Verfasser hier erwähnt und der auch in Beniowski's Nachrichten vorkommt, wird eigentlich nicht einem Flusse, sondern einer kleinen Arabischen Niederlassung gegeben, welche bei dem Hafen Managar (Manigar, auch Maningrao) an der Nordwestküste von Madagaskar befindlich ist. Dieser Hafen, der in den Karten auch den Namen des Combetora-Flusses hat, nimmt mehrere Flüsse, den Obina-Meitta, den Tangabilli rc. auf, und seine Einfahrt liegt ungefähr in 15° 35′ Südlicher Breite. Der Ort Bombetok wird auch Fometok, eigentlicher aber Ampan-pitoka oder Ampompitoka geschrieben. Wenige Meilen westwärts davon liegt der Hafen Neu-Massailli oder Boena, den die Englischen Seefahrer *New-Massaleige* oder *New-Matheleage* nennen. Die Nation der Seklaven bewohnt diese Küste. G. F.

Vor zwanzig Jahren wollte man in Goa diesen Stillstand der Feindseligkeiten benutzen, um in Madagaskar auf Kap St. Sebastian eine Portugiesische Niederlassung zu gründen, deren Endzweck indeß bloß religiös war, da die Portugiesen mehr darauf dachten, eine Mission als ein Comtoir anzulegen; doch dieser Plan ist nicht gelungen, und Herr Bosse, Einwohner von Bourbon, hat die traurigen Ueberreste von dieser Niederlassung gesehen.

Es ist befremdend, daß der Mohammedanismus sich auf dieser von den Arabern so oft besuchten Insel nicht weiter ausgebreitet hat; indeß, die Beschneidung, die Enthaltung von Schweinefleisch und einige kleine Ceremonien ausgenommen, die sehr wenig Einfluß auf das Verhalten des Volkes äußern, haben selbst die Abkömmlinge der Araber die Hauptgrundsätze ihrer Religionsmeinungen vergessen. Sie glauben nicht an ein andres Leben *), und nehmen, wie die Manichäer, zwei Grundwesen an: ein vollkommen gutes, und ein äußerst böses. An das erstere richten sie niemals Gebete; aber das zweite fürchten sie sehr stark, verehren es und bringen ihm ohne Unterlaß Opfer dar.

Die Insel Madagaskar liegt so nahe an der Küste von Afrika, daß man ihre Bevölkerung ganz natürlich diesem großen Welttheile zuschreiben kann. Aber jetzt durchkreuzen die verschiedenen Stämme einander so sehr, daß man sich vergebens bemühen würde, ihre Verschiedenheiten zu schildern. Die Raße der wahren Neger erkennt man auf dieser Insel leicht; doch die Abkömmlinge der Weißen sind schwerer zu unterscheiden. Die von den letztern, welche in den Provinzen Anossi und Karkanossi wohnen, behaupten von Imina, Mohammeds Mutter, abzustammen, und haben den Namen Zafferahimini *) angenommen

*) Dies kann man wohl nicht ohne alle Einschränkung behaupten. G. F.

*) Dies sind die in Beniowski's Nachrichten vorkommenden Ramini, die ihn zum Oberhaupte wählten, weil sie glaubten, daß er ihres Stammes sey. G. F.

men. Die in Tamatava, Foulpoint, Rossi-Hibrahim und der Bay Antongil stammen zum Theil von den alten Seeräubern, zum Theil von den Juden ab; deshalb lassen sie sich Zaffe-Hibrahim, d. i. Nachkommen von Abraham, nennen. Noch giebt es hier eine dritte Art von Weißen, welche sagen: der Kalif von Mekka habe sie nach Madagaskar geschickt, um die Bewohner der Insel in den Geheimnissen der Natur und in der Mohammedanischen Religion zu unterrichten. Diese Betrüger haben sich der Provinz Matatan bemächtigt, nachdem sie vorher die Beherrscher derselben, die Zafferamini, verjagt und ermordet hätten. Man nennt sie Zaffe-Kassimambu. Sie haben eine dunklere Farbe, als die übrigen Weißen, und ihr Geschäft besteht darin, daß sie Arabisch lesen und schreiben lehren.

In den Provinzen Anossi und Karkanossi glauben die Zafferamini aus der sandigen Küste von Mekka abzustammen. Man nennt sie aus diesem Grunde Ontampassemaka, und theilt sie in drei Klassen: die Rhoandrians, die Anakandrians und die Onzatsi. Die erste und ausgezeichnetste sind die Rhoandrians, die sich das Vorrecht, die Thiere zu tödten, zugeeignet haben. Unter wilden, von der Jagd lebenden Völkern ist das Fleischerhandwerk fast immer ehrenvoll; die Rhoandrians sind daher die Großen des Landes, und immer wählt man aus ihnen den Souverain *).

Die Anakandrians stammen von den Rhoandrians und von einem Weibe aus einer geringeren Klasse ab; deshalb theilen sie mit den Rhoandrians die Ehre und den Gewinn, für die andren Insulaner die Thiere zu schlachten, die zu ihrem Unterhalte nützlich sind.

Die Onzatsi sind die letzte Klasse der Ontampassemaka; sie haben aber keinen besonderen Vorzug. Es

*) Man vergleiche hiermit, was Beniowski über diese verschiedenen Stämme oder Kasten der Malegaschen sagt. Die Verschiedenheit zwischen beiden Nachrichten ist leicht begreiflich. Unvollkommene Sprachkenntniß kann verursacht haben, daß beide nicht ganz zutreffen; doch scheint die hier gegebene sowohl umständlicher, als genauer zu seyn. G. F.

sind gewöhnlich brave Soldaten, die sich zu schlagen, einen Stein oder eine Hassagai zu werfen wissen, und ihre Zeit mit Tanzen, Spielen, Schlafen und Belustigungen zubringen. Sie lernen von ihrer zartesten Kindheit an einige Lieder, worin moralische Lehren, oder auch Fabeln von ihrem Ursprunge enthalten sind.

Die eingebornen Schwarzen werden in vier Klassen eingetheilt: in die Voadziri, die Lohavohits, die Ontzoa und die Endeves. Die Voadziri, welche von den alten Beherrschern der Insel abstammen sollen, haben gewöhnlich einen beträchtlichen Reichthum an Sklaven und Heerden, und können mehrere Dörfer besitzen. Sie müssen bei dem Volke in großer Achtung stehen; denn sie haben, ungeachtet des Despotismus der Araber, von denen die Provinz Anossi erobert worden ist, das Recht, die ihren Unterthanen gehörigen Thiere zu tödten, wenn sich kein Rhoandrian oder Anakandrian gegenwärtig befindet. — Die Lohavohits sind weit weniger mächtig, als die Voadziri: sie können nie mehr, als Ein Dorf besitzen; und welchen Reichthum an Heerden sie auch haben mögen, so müssen sie doch immer einen Rhoandrian oder Anakandrian holen lassen, um die Thiere zu schlachten, die ihnen und ihren Unterthanen zur Nahrung dienen sollen.

Die Klasse der Ontzoa folgt unmittelbar auf die Lohavohits, mit denen sie nahe verwandt ist; sie hat aber nicht das mindeste Vorrecht, oder die mindeste Autorität. Die Endeves sind geborne Sklaven; und ihr Name bedeutet in der Madekassischen Sprache einen verlornen Menschen.

Die Eingebornen der Insel haben von ihrem Ursprung eine Fabel, die recht gut zu den von uns angegebenen Unterabtheilungen der verschiedenen Kasten *) paßt.

*) Dieses Wort hat man aus Indien entlehnt, wo es die Stämme der Eingebornen bedeutet, deren dort ursprünglich vier sind, wovon aber jede eine große Anzahl Unterabtheilungen hat, die sich bis auf 87 erstrecken. (S. *Dalrymple's* Oriental

Die, welche einige Gelehrsamkeit besitzen, erzählen nehmlich: der Schöpfer des Himmels und der Erde habe aus dem Leibe des ersten Mannes, während derselbe geschlafen, sieben Weiber genommen; und diese sind die Mütter der verschiedenen Kasten. Die Rhoandrians stammen von dem ersten Manne, und dem Weibe ab, das aus seinem Gehirn genommen ward. Die Mütter der Anakandrians und Ontzatsi haben einen weniger edlen Ursprung; denn die eine ward aus dem Halse, die andre aus der linken Schulter genommen. Die Voadziri verdanken ihren Ursprung dem ersten Manne und dem Weibe, das, während er in tiefem Schlafe lag, aus seiner rechten Seite hervorging. Die Mutter der Lohavohits und der Onotza kam aus dem Schenkel und der Wade. Die Endedes aber haben einen niedrigeren Ursprung; denn man läßt sie aus der Fußsohle des ersten Mannes abstammen.

Gewiß ist es traurig, daß man unter den Bewohnern der großen Provinz Anossi solche lächerliche Fabeln über die Ungleichheit der Stände findet. Welche beklagenswerthe Ungereimtheit, daß Wilde nicht Brüder seyn und nicht einen gemeinschaftlichen Ursprung haben wollen! Dies Phänomen läßt sich nicht anders erklären, als aus der Eroberung von Madagaskar durch die Araber, die Vorfahren der Rhoandrians. Dieser fremde Stamm hat allenthalben, wohin er sich ausgebreitet, Spuren von dem leidigsten Aberglauben hinterlassen. Jetzt sind die Rhoandrians bis etwa auf zwanzig Familien vermindert. Nur in der Provinz Anossi giebt es noch dergleichen, und man kann hoffen, daß die Insel endlich von dem Joch und der Regierung dieser Eroberer befreiet werden wird, die sie verheert und mit einigen Ceremonien des Mohammedanismus angesteckt haben.

Repertory No. 1. p. 49. Die Fabel von der Entstehung der vier Hauptstämme in Indien hat mit der Madekassischen sehr viele Aehnlichkeit. Man vergleiche Robertsons historische Untersuchung über die Kenntniß der Alten von Indien. Deutsche Uebersetzung, S. 347. G. F.

Die Malegaschen sind den Rhoandrians nur als freie Unterthanen unterworfen. Sie wechseln ihre Oberhäupter nach Willkühr, und können sich zu jedem hin begeben, der ihnen Glück und Ruhe zusichert. Diese Insulaner sind zu muthig, um sich einem lästigen Joche zu unterwerfen; aber oft schadet ihre äußerst große Leichtgläubigkeit, ohne daß sie es denken können, ihrer Freiheit und dem Glück ihrer Unternehmungen.

Wie sollten auch diese, in der dicksten Finsterniß lebenden Völker sich vor den Betrügereien der Ombiassen hüten können, da die aufgeklärtesten Nationen noch täglich von Betrügern und Scharlatanen hintergangen werden! Es scheint für den Menschen ein Bedürfniß zu seyn, daß er sich von Chimären unterjochen läßt. Selten ist die Vernunft stark genug, ihn bis auf einen gewissen Punkt vor jener Liebe zum Wunderbaren zu behüten, die ihn oft zu den lächerlichsten Täuschungen hinreißt; und wenn er unter gesitteten Nationen diesen unglücklichen Hang bisweilen mit Kunst verbirgt, so thut er es bloß, weil er sich seiner Schwachheit schämt.

Die Malegaschen in der Provinz Anossi sind lebhaft, fröhlich, gefühlvoll, erkenntlich, auch nicht ohne Einsichten und Fähigkeit. Sie lieben die Weiber leidenschaftlich, lassen in ihrer Gegenwart nie Traurigkeit merken, und haben nichts Angelegentlicheres zu thun, als daß sie dem andern Geschlechte zu gefallen suchen. Dies erhält hier mehr, als in jedem andren Lande, die Achtung und Ehrerbietung, die eben so billig, als für das Glück der Gesellschaft nothwendig ist. Der Mann befiehlt hier nie als Despot, und die Frau gehorcht nie als Sklavin; vielmehr hat das andre Geschlecht in der Wagschale der Macht das Uebergewicht. Sie herrschen durch Reitze, Annehmlichkeit und Schönheit; denn, die Farbe abgerechnet, sind die Madekassischen Weiber schön; sie haben einen schlanken Wuchs, angenehme feine Gesichtszüge, eine zarte Haut,

glänzend weiße Zähne, und schöne blaue Augen mit einem glänzendbraunen Augapfel.

Es ist nicht selten, daß die Reichen und die Oberhäupter mehrere Weiber besitzen; indeß heirathen sie nur Eins auf eine gesetzmäßige Art, und die andern werden als Konkubinen angesehen. Diese Gewohnheit hat in Madagaskar keine unangenehmen Folgen; alle diese Weiber leben recht gut mit einander, und übrigens geht immer eine Scheidung vor, wenn die eheliche Verbindung dem Manne oder der Frau mißfällt. Doch bei der Scheidung wird das Heirathsgut wechselseitig zurückgegeben. Man betrachtet in Madagaskar den Ehebruch wie einen Diebstahl, und bestraft ihn auch so; auch wird der Ehestand äußerst in Ehren gehalten. Die Männer warnen die Fremden, sich nicht an ihre Weiber zu machen; aber sie bieten ihnen ihre Töchter an, und finden sich geehrt, wenn diese Kinder von denselben bekommen. Man erkennt die verheiratheten Weiber an ihren Haaren, welche geflochten und oben auf dem Kopfe zusammen gebunden sind; da hingegen die Mädchen sie nachlässig auf die Schulter herunter fallen lassen. Die Männer sind bei ihren Weibern immer zufrieden, und ihre Gegenwart macht sie fröhlich. Sobald sie dieselben bemerken, fangen sie an zu singen und zu tanzen, und wiederholen unaufhörlich, daß sie die Sorgen des Lebens mildern. Die Malegaschischen Weiber scheinen glücklich zu seyn und sind immer in guter Laune. Ihr lebhaftes, fröhliches und sich immer gleiches Temperament gefällt den Europäern außerordentlich.

Indeß die Malegaschen im Kriege sind, singen und tanzen ihre Weiber den ganzen Tag und selbst einen großen Theil der Nacht hindurch. Sie glauben nehmlich, dieses unaufhörliche Tanzen belebe ihre Männer, und vermehre ihre Stärke und ihren Muth. Kaum nehmen sie sich Zeit, ihre Mahlzeit zu genießen. Wenn der Krieg geendigt ist, versammeln sie sich bei Sonnenuntergang. Das Tanzen und Singen fängt dann immer bei dem Schall mehrerer Instru-

mente auf eine sehr lärmende Art an. Ihre Lieder sind theils Lobgesänge, theils Satyren, und die Zuhörer schienen mir immer sehr viel Antheil daran zu nehmen. Diese Spiele sind sehr nützlich, da man in ihnen schöne Handlungen preist und sich über lächerliche aufhält. Sobald ein Mädchen bemerkt, daß ihre Gesundheit durch den Umgang mit den Europäern gelitten hat, entzieht sie sich diesen fröhlichen Zusammenkünften, um beißende Spöttereien zu vermeiden und um sich von den Ombiassen, oder Aerzten des Landes, behandeln zu lassen. Sie zeigt sich nicht eher wieder in Gesellschaft, als bis sie völlig geheilt ist. Diese Gewohnheit verhindert, daß die venerische Krankheit sich auf dieser Insel nicht eben so ausbreiten kann, wie in Europa. Uebrigens haben die Ombiassen ein Mittel dagegen gefunden, das sehr heilsam seyn soll. Ich erinnere mich nicht, wie die Pflanze heißt, deren sie sich bedienen; doch weiß ich, daß ihre Blätten denen von der *Philaria* *) gleichen. Die Aerzte schreiben der Kranken vor, dies Blatt zu kauen und zu verschlucken, und dabei wechselsweise auf dem Rücken und auf dem Bauche horizontal zu liegen. Sie darf nicht mit Decken belastet werden; und damit die Transpiration nicht gestört wird, muß man, so lange das Arzneimittel wirkt, rings um sie her ein helles, lebhaftes Feuer unterhalten. Am gewöhnlichsten setzt sich die Krankheits-Materie an der Fußsohle ab, und das Geschwür, das daselbst entsteht, hat selten üble Folgen. Man sorgt übrigens dafür, daß die Hitze des Feuers nicht allzu unbequem für die Kranke ist. So weiß dieses wilde Volk sich in kürzerer Zeit, als wir, glücklich von einer Krankheit zu befreien, die wir ihm mitgetheilt haben und die bei uns so viele Verheerungen angerichtet hat.

Anstatt die Wilden zu beklagen, daß sie mit den Europäern bekannt geworden sind, scheinen die meisten Rei-

*) Es ist sehr zu bedauern, daß Herr Rochon nicht Botaniker war. Eine Pflanze, die von so großem Nutzen in der Heilkunde seyn könnte, hätte wohl verdient, daß man genauer wüßte, ob man hier *Filaria* oder *Phillyrea* lesen soll. G. F.

senden Vergnügen daran zu finden, sie mit allen Arten von Schmähungen zu überhäufen. Auf solche Art hat man ihnen die Gastfreiheit, die sie so edelmüthig und uneigennützig bewiesen haben, fast immer vergolten! Man lese nur Flacourt; ihm zufolge sollte man glauben, der Malegasche sey der größte Bösewicht, Betrüger und Schmeichler von der Welt. Er scheuet sich nicht, zu versichern, daß bei diesen Insulanern Rachsucht und Verrätherei für Tugenden, Mitleid und Erkenntlichkeit aber für Schwachheiten gelten. Solche ungereimte Deklamationen können indeß nur den täuschen, der nicht mit Rousseau den Menschen in seinem ursprünglichen Zustande studirt hat. Kann denn ein Mensch, der sich ohne Zwang den Regungen der Natur überläßt, wohl verderbt oder boshaft seyn? Wenn jemand aus einem civilisirten Volke von einer heftigen Leidenschaft beherrscht wird, so stürzen seine, mehr aufgereitzten, als befriedigten Begierden ihn in einen Abgrund, aus dem alle Stärke der Vernunft ihn nicht herausziehen kann. Der Wilde aber erfährt nichts Aehnliches, wenn er bei seinen Vergnügungen dem Antriebe seiner Sinne folgt. Was auch Reisende sagen mögen — schlechte Sitten finden sich nur in dem Zustande der Civilisirung. Die Schwierigkeit, seine Neigungen zu befriedigen, lenkt den Menschen von dem Wege ab, den die Natur ihm vorgezeichnet hat. Eine schlecht geleitete Erziehung, verderbliche Beispiele, vervielfachtes Interesse, frivole Neigungen und erkünstelte Bedürfnisse setzen in unsern Augen die menschliche Natur so weit herab, daß einige Philosophen dadurch auf den Gedanken gerathen sind, wir würden mit einem geheimen Hange zum Laster geboren. Der Naturmensch, sagt Hobbes, ist ein boshaftes Kind. Aber fern sey von uns eine so widrige Idee! wir wollen in unseres Gleichen gute und mitleidige Wesen sehen! Ich habe den Charakter und die Gebräuche der Einwohner von Madagaskar mit einiger Sorgfalt studirt, verschiedenemale Versammlungen von ihnen beigewohnt, worin wichtige Angelegenheiten verhan-

delt wurden, ihre Tänze, Spiele und Zeitvertreibe beobachtet, und bei ihnen die kluge Mäßigung gefunden, die sie vor den schädlichen Ausschweifungen, den bei policirten Nationen so gewöhnlichen Lastern, sichert.

Zwar haben die Malegaschen bisweilen Verrätherei gebraucht; aber dann waren sie durch die Tyrannei der Europäer dazu gezwungen. Der Schwache hat ja gegen den Starken keine andere Waffen; und kann jenes Volk sich anders gegen unser Geschütz und unsre Bajonette vertheidigen? — Zur Vergeltung der Gastfreiheit, die sie uns so edelmüthig beweisen, werden sie von uns äußerst tyrannisch behandelt; und wir nennen sie Verräther und Feige, wenn wir sie zwingen, das Joch zu zerbrechen, das wir ihnen so gern auflegen! Diese traurigen Wahrheiten sind durch den Untergang verschiedener Etablissements, welche die Europäer auf Madagaskar zu errichten versucht haben, nur allzu sehr bestätigt. Der Kapitain Picault erhielt im Jahre 1642 für sich und seine Handelsgenossen das ausschließende Privilegium, Handel mit Madagaskar zu treiben; und um eben die Zeit ward einer Gesellschaft von reichen Kaufleuten durch einregistrirte Patente der Handel mit dieser Insel bewilligt. Pronis bekam den Auftrag, Madagaskar im Namen des Königs in Besitz zu nehmen; auch hatte er Befehl, an einem fruchtbaren Orte, der sich befestigen ließe, und bei dem man sicher und leicht landen könnte, ein Etablissement anzulegen. Er wählte das Dorf Manghefia, welches in 24° 30′ S. Br. an dem äußersten Ende der Provinz Karkanossi liegt. Dieser Ort schien allem, was man zur Absicht hatte, zu entsprechen. Die zahlreichen Heerden von Rindvieh, die es rings umher giebt, und die fruchtbaren Reiß- und Batattenfelder benahmen ihm alle Unruhe über Mangel an Lebensmitteln. Ein schiffbarer Strom, der am Fuße des Berges Siliva entspringt, bewässert Wiesen von unermeßlichem Umfange; Zimmer- und Schiffbauholz ist in der Nähe bequemer Werfte; und

der Hafen wird durch die kleine Insel St. Lucie gänzlich vor dem Winde geschützt.

Kaum hatte Pronis sich in Manghefia niedergelassen, so brachte der Kapitain Resimont ihm aus Frankreich siebzig Mann, um seine kleine Kolonie zu verstärken; aber wegen der ungesunden Luft starb in einem Monath ein Drittheil der Franzosen. Pronis sah sich genöthigt, dieses erste Etablissement zu verlassen, so vortheilhaft auch die Lage desselben war. Er begab sich nun mit den Ueberresten seiner kleinen Kolonie schnell nach der Halbinsel Tholangar, die in 25° S. Br. liegt und eine gesundere Luft hat.

Diese Halbinsel wird unvermerkt breiter; es ist daher leicht, sie durch Redouten und Pallisaden zu versperren, und sie auf diese Art vor den Unternehmungen der Insulaner zu sichern. Das daselbst erbauete Fort beherrscht die Rhede, und ist um hundert und funfzig Fuß höher, als die Meeresfläche. Ein Feind, der hier vor Anker läge, würde das Feuer von den Batterien, das die Rhede beherrscht, nicht aushalten. Eine steile und von Brandungen umgebene Küste macht das Landen schwer, und der Zugang zu dem Fort würde unmöglich seyn, wenn man noch einige Fortifikationen hinzu fügte. Dieses Fort, welches Fort Dauphin genannt wird, ist ein längliches Viereck und mit guten Mauern umgeben, die mit Kalk und Sand gebauet, und mit einem vortreflichen Cement bekleidet sind. Die Seite nach der Rhede zu ist nicht geschlossen, weil man es unnütz fand. Der Ankergrund ist vortreflich; ein Schiff würde eher seine Taue zerreißen, als die Anker schleppen. Der schöne Fluß Fanscher, der an dem Fuße der hohen Berge von Manghabey entspringt, ergießt sich zwei Stunden weit von dem Fort Dauphin, und sehr nahe bei dem Kap Ranevat, in das Meer. Dieser Fluß speiset einen großen See, den die Insulaner den See Ambul nennen. Er hat zehntausend Toisen im Umfange, und seine mittlere Tiefe beträgt vier-

zig Fuß. Dieser See würde ein vortreflicher Hafen seyn, wenn der Kanal, durch den er mit dem Meere in Verbindung ist, nicht oft von Triebsand verstopft wäre. Es giebt Zeiten, wo große Fahrzeuge in dieses Bassin einlaufen könnten; aber sie sind selten. Der Strom muß bei einem plötzlichen Anschwellen mit Gewalt die Sandbank zurücktreiben, welche die Fluth und der Wind täglich vor seiner Mündung aufhäusen. Diese Barren entstehen da, wo der Strom des Wassers mit der Gewalt der Fluth in Gleichgewicht ist. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, die Durchfahrt frei zu machen und die Bank wegzuschaffen, welche die Schiffe am Einlaufen in diesen schönen Hafen verhindert. Man müßte in einer angemessenen Entfernung und in einer Richtung, die sich nur nach sorgfältigen Beobachtungen an Ort und Stelle bestimmen läßt, einige alte, mit Ballast beladene Schiffgerippe versenken. Alle Mittel, einen Damm im Meere zu errichten, sind zu diesem Endzwecke gut; aber die Anwendung von alten Schiffsgerippen scheint mir das bequemste, schnellste, und am wenigsten kostbare. Uebrigens muß eine Erfahrung von dieser Art, wie sie auch ausfallen mag, nothwendig nützlich und belehrend werden. — Der Fluß Fanscher ist funfzehn bis zwanzig Stunden weit schiffbar; und die Arbeiten, die zur Vervollkommnung der Fahrt auf ihm noch nöthig wären, sind unbeträchtlich.

Die Landspitze Itaper, im Norden von Fort Dauphin, schließt im südlichen Theile die große Bay Lukar. Die Insel St. Klara schützt sie vor den Seewinden, und verhütet, daß die Mündung des kleinen Flusses Itaper nicht, wie die von dem Fanscher, verstopft werden kann. Der Hafen liegt unter dem Winde der Insel; die Seefahrer besuchen aber diesen Ankerplatz nicht oft, weil die Bay Lukar voller Klippen ist.

Die Halbinsel Tholangar war für den glücklichen Fortgang der Niederlassung unter Pronis sehr günstig; da das reiche und fruchtbare Thal Ambul, und die Nähe

mehrerer schiffbaren Flüsse alle Besorgnisse wegen der Anschaffung von Lebensmitteln hoben. Gruben von Eisen und vorzüglich gutem Stahl, Hanf, Harze, Theer, Zimmer- und Schiffbauholz — das alles sind Vortheile, die ein kluger und einsichtsvoller Gouverneur gewiß nicht vernachlässigt haben würde. Aber Pronis war ein Mann ohne Talent und Industrie. Der Müßiggang, worin er und die sämmtlichen unter seinem Befehle stehenden Franzosen lebten, stürzte die Kolonie in alle die Unordnungen, die er gewöhnlich hervorbringt. Auf Ungebundenheit folgte Empörungsgeist; und bald legten die, welche ihrem Befehlshaber Unterwerfung und Gehorsam schuldig waren, ihn in Ketten. Pronis blieb sechs Monathe lang in Gefangenschaft, bis ihn ein Schiff, das aus Frankreich die jetzt höchst nothwendigen Lebensmittel brachte, wieder befreiete. Aber kaum war dies geschehen, so machte er sich eines neuen Verbrechens schuldig; er verkaufte nehmlich an van der Mester, Gouverneur von St. Mauritius (dem jetzigen Isle de France) öffentlich die unglücklichen Malegaschen, die im Dienste der Kompagnie standen; und — was den Unwillen der Insulaner im höchsten Grade erregte — es befanden sich unter diesen Sklaven sechzehn Weiber von dem Stamme der Lohavohits.

Sobald die Kompagnie dieses strafbare Verhalten erfuhr, nahm sie dem Befehlshaber seine Bestallung. Flacourt ward an seiner Stelle gewählt; er kam aber erst zu Ende des Decembers 1648 zu Fort Dauphin an. Wir haben von ihm eine umständliche Nachricht von dem was unter seiner Administration vorgefallen ist; und so brauche ich die Ungerechtigkeiten und die Gewaltthaten, welche dieser Gouverneur gegen die unglücklichen Insulaner verübte, nicht zu schildern. Im Jahr 1661 schickte er vierzig Franzosen mit einem Trupp bewaffneter Schwarzen aus, um die fruchtbare Gegend des Fanscher mit Feuer und Schwert zu verheeren. Die Art, wie dieser Befehlshaber die ihm so edelmüthig erwiesene Gastfreiheit

verletzte, kann in einem aufgeklärten Jahrhundert keinen Vertheidiger finden; und wie sollten wir es heut zu Tage wagen, wilde Nationen, die sich für unsre Tyrannei zu rächen suchten, der Treulosigkeit zu beschuldigen! — Flacourt wußte sich zwar bei den Franzosen, die unter seinen Befehlen standen, besser Gehorsam zu verschaffen, als Pronis; aber er zeigte nicht, daß er die Grundsätze des Naturrechts besser kannte. Mag Flacourt's Geschichte von Madagaskar lesen, wer Muth dazu hat; wir wollen sehen, ob seine Nachfolger weniger unmenschlich gewesen sind.

Fort Dauphin brannte im Jahr 1655 ab, und ward erst 1663 wieder aufgebauet. Der damalige Gouverneur, Chamargou, schickte la Case'n aus, um den nördlich von dem Lande der Matatanen gelegenen Theil der Insel zu untersuchen. La Case vollzog diesen Auftrag mit vieler Einsicht. Es wird vielleicht nicht unnütz seyn, wenn ich hier etwas über den Charakter dieses Mannes sage, dessen Andenken auf Madagaskar noch berühmt ist. La Case war ein angenommener Name; eigentlich hieß der Mann le Vacher, und war aus Rochelle gebürtig. Bei seiner Ankunft zu Fort Dauphin standen die Franzosen bei den Insulanern in gar keiner Achtung; und die Kolonie in dem Fort war, so viel sie auch gekostet hatte, in einem sehr elenden und beklagenswerthen Zustande. La Case unternahm es, den Ruf des Französischen Volkes wieder herzustellen, und es gelang ihm. Wegen sehr vieler Siege, gaben die Malegaschen ihm den Beinamen Dian Pusse. Eine größere Ehre konnten sie ihm nicht erweisen; denn Dian Pusse hieß ein Oberhaupt, das ehemals die Insel eroberte und dessen Andenken bei diesen Völkern noch sehr geehrt wird.

Nur die Franzosen ließen la Case'n nicht die Gerechtigkeit widerfahren, die er für seine Tapferkeit und sein gutes Verhalten verdiente. Der Gouverneur von Fort Dauphin war eifersüchtig auf den Ruhm, den

jener sich durch die geschickte Vollziehung der ihm gegebenen schwierigen Aufträge erworben hatte, und weigerte sich, ihn zu belohnen und zu befördern. Der Beherrscher der Provinz Ambul, Namens Dian = Rassitat, benutzte das gerechte Mißvergnügen des la Case, um ihn an sich zu ziehen. Fünf Franzosen folgten diesem, und verließen Fort Dauphin. Dian = Rong, die Tochter des Dian = Rassitat, verliebte sich heftig in la Case'n, und bot ihm, mit Bewilligung ihres Vaters, ihre Hand an. Dieser alte und schwache Fürst hatte am Rande seines Grabes den Trost, das Glück seiner Unterthanen dadurch zu sichern, daß er seinen Schwiegersohn zum unumschränkten Herrn der reichen und fruchtbaren Provinz Ambul machte. La Case schlug, als er Dian = Rong zur Gattin nahm, den Titel und die Ehre aus, die in diesem Lande mit der höchsten Macht verbunden sind, und wollte nur als der erste Unterthan seiner Frau angesehen seyn, die bei dem Tode ihres Vaters zur Monarchin erklärt ward. La Case ward von Dian = Rong, die mit einer reitzenden Gesichtsbildung großen Muth und seltne Eigenschaften verband, zärtlich geliebt, und von seiner Familie, so wie von den Ambulern, deren Vater er war, verehrt. Doch für das Gedeihen der Französischen Niederlassung im Fort Dauphin konnte er nur ohnmächtige Wünsche thun. Er durfte seinen Landsleuten nicht zu Hülfe kommen, ob er gleich wußte, daß sie sich in der größten Noth befanden. Chamargou hatte auf la Case'ns Kopf und auf den Kopf der fünf Franzosen, die ihm nach Ambul gefolgt waren, einen Preis gesetzt. Die Oberhäupter in der Nachbarschaft des Forts waren äußerst aufgebracht darüber, daß man dem Leben eines Mannes nachzustellen wagte, für den sie die tiefste Ehrfurcht hatten, und weigerten sich einmüthig, dem Fort Lebensmitel zu verschaffen. Zu den Fiebern und andren Krankheiten, welche die Anzahl der Franzosen bis auf achtzig vermindert hatten, kam nun noch eine gänzliche Hungersnoth. Unsre Niederlassung im Fort Dauphin

war

war ihrem gänzlichen Untergange nahe, als die Ankunft eines Schiffes unter dem Befehle eines Edelmannes aus Bretagne, Namens Kerkadio, den Uebeln, welche die Kolonie betroffen hatten, auf einige Zeit abhalf. Seitdem die Franzosen nach Madagaskar gekommen waren, hatten ohne Unterlaß Unordnung und Verwirrung unter ihnen geherrscht. Die Insulaner haßten sie, und fingen sogar an, sie zu verachten. Unsre Tyrannei hatte sie empört, aber unsre innerlichen Uneinigkeiten das Schrecken vermindert, das die Ueberlegenheit unserer Waffen ihnen Anfangs verursachte. Der Kapitain Kerkadio sah ein, daß die Hülfe, die er aus Frankreich brachte, nicht von langer Dauer seyn konnte. Dieser brave Officier, der weder die Vorurtheile, noch die Härte seines Standes hatte, hielt es für nöthig, Chamargou'n zu bewegen, daß er sich wieder mit la Case'n versöhnte. Er stellte ihm vor, daß er einen Mann, der durch seine Verheirathung mit Dian-Nong nicht bloß unumschränkter Herr von der Provinz Ambul, sondern auch Souverain der ganzen Insel Madagaskar geworden wäre, nicht mehr als seinen Subaltern ansehen müsse. Was konnte auch wohl unglücklichere Folgen für die Franzosen haben, als unsinnige Halsstarrigkeit eines Chefs von einer fast zu Grunde gehenden Kolonie, wenn er darauf bestand, einen eben so mächtigen, als geehrten Mann, der ihn mit Einem Worte zu vernichten im Stande war, wie einen Rebellen zu behandeln! Kerkadio verzweifelte indeß, daß seine Gründe auf den von Vorurtheilen eingenommenen und aufgebrachten Chamargou Eindruck machen würden; daher wandte er sich an einen unterrichteten Advokaten, der sich durch einen nicht gewöhnlichen Zufall mit ihm eingeschifft hatte, und bat ihn dringend, und als Freund, alle seine Talente anzuwenden, um den Gouverneur über seinen und der ihm anvertrauten Kolonie wahren Vortheil zu belehren.

Daß dem Advokaten dieses schwere Unternehmen gelang, hatte er weniger seiner Beredsamkeit, als der Ehre

zu verdanken, daß der Marschall de la Meilleraye ihn kannte und sein Beschützer war. Sobald er dem Gouv. Chamargou zu verstehen gab: er könne nicht umhin, dem Marschall von dem Unglück und vielleicht von dem Untergange des Forts Dauphin Rechenschaft zu geben; so ward der vorher so stolze, unbiegsame Gouverneur, welcher dem Hunger und dem Tode trotzte, und die traurigen Ueberreste der ihm anvertrauten Kolonie seiner Rachsucht aufopfern wollte, plötzlich besorgt und furchtsam. Schon der bloße Name des Marschalls setzte ihn in Schrecken. Er ließ den Kapitain Kerkadio bitten, ihm seine Hartnäckigkeit zu verzeihen, und suchte ihn auf alle nur mögliche Art zu bewegen, daß er ihn mit la Case'n aussöhnen sollte, wobei er sich schon im Voraus zu jeder Genugthuung, die man von ihm fordern würde, anheischig machte. Kerkadio reiste, in Begleitung des Advokaten, nach Ambulab; und die Unterhandlung, die er übernommen hatte, ging schnell und leicht von Statten. La Case verachtete die vergeblichen Bemühungen seiner Feinde; denn dieser würdige Mann hatte kein lebhafteres Verlangen, als seinen Landsleuten nützlich zu seyn. Er eilte ihnen zu Hülfe, sobald man ihm Erlaubniß dazu gab, und brachte Frieden und Ueberfluß mit sich nach dem Fort Dauphin. So lange man seinen Rath befolgte, litt die dortige Niederlassung nicht mehr durch Unordnung und Elend.

Dian Nong zeigte sich nicht weniger großmüthig, als ihr Mann. Jeder Franzose — so stark ist die Macht der Tugend! — fühlte sich wahrhaft von dem heroischen Muthe dieser Frau gerührt, welche Herrschaft genug über sich hatte, um das Andenken an das ihrem Manne zugefügte Böse ganz zu unterdrücken. Sie folgte jenem sanften Antriebe, oder vielmehr jenem angebornen Bedürfnisse des Menschen, seines Gleichen zu helfen, wenn er ihn in Noth sieht.

Der Advokat genoß mit seinem Freunde Kerkadio zugleich das Glück, Frieden und Ueberfluß in dem Fort Dauphin wieder hergestellt zu haben; doch vergaß er dabei die verabscheuungswerthe List nicht, die ihn seinen werthen Studien und seinem Stande entrissen hatte. Er irrte seit mehreren Jahren ohne Zweck und Plan auf einem stürmischen Meer umher, und durchstreifte entfernte Länder, ohne daß Neigung oder Vortheil ihn antrieb, sie zu besuchen. Seine Wünsche waren nur auf sein Vaterland gerichtet; sie konnten aber erst nach neuen Beschwerlichkeiten erfüllt werden. Möchte doch seine Geschichte Leichtgläubigen zur Warnung dienen! Seine Familie hatte den Befehl nachgesucht und ausgewirkt, daß sein Bruder wegen übler Aufführung nach Madagaskar gebracht werden sollte. Der Advokat, dem man den Auftrag gab, diesen Befehl vollziehen zu lassen, war so unvorsichtig, daß er sich in Nantes einem von jenen dienstfertigen Menschen anvertrauete, die das unselige Talent haben, den Fremden Zutrauen einzuflößen und es zu benutzen. Der Letztere fand es drollig, den Advokaten einschiffen, und den Bruder entkommen zu lassen. Durch diesen doppelten Betrug bemächtigte er sich dann der Börse von Beiden *).

La Case blieb nur so lange im Fort Dauphin, als es durchaus nöthig war, um daselbst Ueberfluß und Ruhe wieder herzustellen. Seiner Gattin Dian Nong gefiel es dort gar nicht, und ihre besonderen Angelegenheiten riefen sie wieder nach Ambul; überdies war Chamargou mehr eifersüchtig über la Case'ns glücklichen Erfolg, als erkenntlich für die ihm von jenem geleisteten Dienste, und er würde demselben unfehlbar Mißvergnügen verursacht haben. La Case konnte hieran um so weniger zweifeln, da der Gouverneur nicht, so wie die übrigen

*) Hier folgt in dem Original eine lange, nichts Neues enthaltende Betrachtung über Verbrechen, Strafen und verwandte Gegenstände. Man würde sie wohl in jedem andern Buche eher suchen, als in einer Reise nach Madagaskar; sie konnte daher in der Uebersetzung füglich weggelassen werden.

Personen der Kolonie, in ihn drang, daß er in dem Fort bleiben sollte. Aber in eben dem Augenblick, da die Franzosen, zweihundert an der Zahl, in der fruchtbaren Provinz Karkanossi beträchtliche Imposten erhoben und den Insulanern Gesetze vorschrieben, verwüstete aufs neue ein bürgerlicher Krieg diese schönen Gegenden, und machte la Case'ns Dienste nothwendig. Dieser, noch mehr für die Franzosen, als für die Malegaschen, unglückliche Krieg ward durch den unüberlegten Religionseifer eines Missionarius veranlaßt. Dian Manange, Beherrscher der Provinz Mandrarey, ein mächtiger, verständiger, muthiger Mann und ein treuer Bundesgenosse der Franzosen, hatte den Pater Stephan vom Orden der Lazaristen, Superior der Mission in Madagaskar, in seinem Donack auf eine sehr ausgezeichnete Art aufgenommen. Der Pater, dem die guten Eigenschaften des Dian Manange gefielen, bildete sich ein, es würde ihm leicht werden, ihn zu bekehren. Als der Letztere das Vorhaben merkte, glaubte er, seine Freundschaft für die Franzosen und besonders die Empfehlung seines Freundes la Case forderten von ihm, daß er dem eifrigen Missionar zuvorsagte, wie unnütz seine Bemühungen wären. — Die Malegaschen mögen gern öffentlich sprechen; daher versammelte Dian Manange seine Weiber und seine Hausleute, um dem Pater Stephan in ihrer Gegenwart zu erklären, daß nichts in Stande wäre, ihn von seinen Gewohnheiten abzubringen.

„Ich beklage, sagte er zu dem Pater, deine Thorheit, daß du verlangst, ich soll in meinen Jahren mein Glück und die Freuden, die ich in meinem Donack rings um mich habe, deinem Willen aufopfern; ich beklage dich, daß du dessen beraubt bist, was die Sorgen des Lebens vertreibt. Du erlaubst mir, mit Einem Weibe zu leben; aber ist Ein Weib ein Glück — warum sollten denn viele Weiber ein Uebel seyn, wenn Friede und Eintracht unter ihnen herrschen? Siehst du unter uns irgend eine Spur von

Eifersucht oder Haß? Nein, alle unsere Weiber sind gut; alle suchen mich glücklich zu machen, und ich bin mehr ihr Sklav, als ihr Herr. Doch, wenn deine Grundsätze so nützlich, so nothwendig sind — weshalb befolgen deine Brüder im Fort sie nicht? weshalb zwingst du sie nicht, sie zu beobachten? Sie müssen den Werth und den Nachdruck deiner Worte besser kennen, als ich. Glaube mir, Freund, ich will dich nicht betrügen. Es ist mir unmöglich meinen Gewohnheiten zu entsagen, und ich werde sie nur mit meinem Leben verlassen. Aber ich erlaube dir, deinen Eifer an den Völkern zu zeigen, die meiner Herrschaft unterworfen sind. Auch über meine Familie und meine Kinder gebe ich dir diese Macht. Sie wird dir aber nicht viel helfen, wenn du deine Lehren nicht nach unsern Sitten und Gebräuchen einzurichten weißt."

Der Pater Stephan beantwortete diese Rede nur mit dem unbedingten Befehl: Dian Manange sollte augenblicklich alle seine Weiber verstoßen und nur eine einzige behalten; ja, er vergaß sich so weit, daß er ihm verwegen drohete: wenn er den Befehl nicht augenblicklich befolgte, so sollten die Franzosen ihm seine Weiber mit Gewalt wegnehmen. Man kann leicht denken, daß eine so unerwartete Heftigkeit Alles in dem Donack unwillig machen und empören mußte. Die Weiber fielen über den Missionar her, und überhäuften ihn mit Schmähungen und Schlägen; ja, sie würden ihn in ihrer Wuth unfehlbar erwürgt haben, wenn Dian Manange, ungeachtet der ihn bestürmenden Unruhe, ihm nicht eilig zu Hülfe gekommen wäre. Er mußte alle seine Autorität brauchen, daß er einen Augenblick mit dem Mönche allein bleiben konnte. Dann entließ er ihn mit einem reichen Geschenke. Er that noch mehr: er verlangte von dem Missionar vierzehn Tage Bedenkzeit, um sich über die wichtige Angelegenheit seiner Bekehrung zu entschließen. Aber dieser Aufschub, den er so dringend forderte, und den der Missionar kaum zugestand, hatte einen ganz andern Zweck. Dian Manange wollte nur Zeit ge-

dem Wege des Glückes ab. Wer diesen sucht, findet ihn nie; das Glück liegt nur in uns, und in dem guten Gebrauche, den wir von unsrer Vernunft machen.

Wären die Wilden so unglücklich, wie sie uns scheinen, weil sie alles das Ueberflüssige, in das wir so vielen Werth setzen, nicht kennen, oder verachten — würden sie sich dann weigern, unsre Sitten, Gebräuche und Gesetze anzunehmen? Van der Stell, Gouverneur von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, nahm (wie in der Geschichte der Reisen, Band V., erzählt wird) einen Hottentotten in seiner Kindheit weg, und ließ ihn in den Sitten und Gebräuchen von Europa erziehen. Man kleidete ihn prächtig, lehrte ihn mehrere Sprachen, und seine Fortschritte waren der Sorgfalt, die man auf seine Erziehung wandte, vollkommen angemessen. Van der Stell machte sich große Hoffnungen von dem Kopfe des Hottentotten, und schickte ihn mit einem General-Kommissarius nach Indien, wo dieser ihn in den Angelegenheiten der Kompagnie mit Nutzen brauchte. Als der Kommissarius gestorben war, kam der Hottentotte nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zurück. Wenige Tage nachher machte er einigen von seinen Hottentottischen Verwandten einen Besuch; da entschloß er sich, seinen Europäischen Putz abzulegen und sich in ein Schaffell zu kleiden. Er kam in diesem neuen Anzuge zu van der Stell zurück, trug ein Paket mit seinen vorherigen Kleidern, überreichte es dem Gouverneur, und sagte dabei: Seid so gut, Herr, Acht zu haben, daß ich diesen Kleidern auf immer entsage; ich bin entschlossen, in der Religion, in den Sitten und Gebräuchen meiner Vorfahren zu leben und zu sterben. Nur bitte ich um die einzige Gnade, daß ihr mir das Halsband und den Hirschfänger laßt, die ich trage; ich will sie euch zu Liebe behalten. — Ohne eine Antwort von dem Gouverneuer zu erwarten, entfloh er sogleich, und man hat ihn am Kap niemals wieder gesehen. Solche Beispiele

sind nicht selten, und ich könnte mehrere, völlig ähnliche von den Madekassen anführen *).

*) Wenn unsere Reisebeschreiber immer so unpartheiisch und ohne Vorurtheil, wie der Abbe' Rochon, die Abarten der Menschengattung in entlegenen Weltgegenden beobachtet hätten, so wären wir schon längst bei richtigeren Begriffen über die menschliche Natur und ihre Bestimmung stehen geblieben, als uns jetzt sogar unsere Denker daraus abgezogen haben. Die Apologie der Menschenkultur liegt wirklich in dem Satze unseres Verfassers: „Der Madekasse hat weder Tugend noch Laster." Tugendhaft ist nur der, welcher Recht thut, weil es Recht ist; gut oder böse kann schon die Verschiedenheit des Temperaments den Menschen machen. Wenn man daher dem gebildeten Theile des Menschengeschlechtes vorwirft, daß seine Ausbildung ihn nur verschlimmert habe, so thut man ihm in so fern Unrecht, weil erst durch die Kultur die Erkenntniß des Guten und Bösen recht lebendig, und der Abstich der Handlungen gegen die Norm ihrer Gesetzmäßigkeit erst recht auffallend geworden ist. Zur Beurtheilung der Moralität jedes einzelnen Menschen, gehört aber, daß man wisse, welchen Grad der Klarheit diese Norm in ihm hatte, wie weit er das Gesetz der Sittlichkeit kannte oder nicht. Schon Paulus philosophirte, daß die Erkenntniß und Zurechnung der Sünde durch die Promulgation des Gesetzes erst möglich geworden sei; dies würde er jetzt mit größerem Rechte behaupten können, da die höchste Entwickelung aller Kräfte des menschlichen Geistes erst vor sich gehen mußte, ehe das oberste Princip jenes Gesetzes sich aus den unveränderlichen Bedingnissen unserer Natur ableiten ließ. Weit entfernt also, die Europäische Kultur auf Kosten der wilden Unbefangenheit erheben zu wollen, müssen wir zugestehen, daß die Einfalt des animalischen Lebens wenig Veranlassung zu großen Gemüthsbewegungen und zur Offenbarwerdung feindseliger Leidenschaften giebt; indeß wir auf der andern Seite die Vorliebe für die rohe ungebildete Existenz des Wilden, welche Rousseau in der Theorie so weit zu treiben suchte, durch das Bewußtseyn einschränken müssen, daß die Tugend erst durch Erkenntniß möglich geworden ist. Auch unter den ungebildeten Bewohnern der Wildniß giebt es mehr oder minder glücklich organisirte Wesen, reichlicher oder spärlicher mit jener innern Harmonie der Anlage und Empfänglichkeit begabt, die sich zum Sinne des Schönen ausbilden läßt; doch wenn der Glückliche schon so geboren werden muß, daß alles Gute und Schöne, Reine und Wahre, Rechte und Weise ihm näher verwandt scheint, als das entgegengesetzte Böse, so ist es dennoch nur die höchste Ausbildung seiner Anlagen, die das Bewußtseyn dieses natürlich entschiedenen Zuges, dieses reinen Sinnes, vermöge dessen man sein selbst nicht unwürdig handeln kann, mit jenem andern Bewußtseyn der innern Gesetzmäßigkeit nach den Forderungen der Vernunft, verbindet. G. F.

Die Insel Madagaskar ist in eine Menge Völkerschaften eingetheilt. Man schätzt die Anzahl ihrer Bewohner auf vier Millionen; aber diese Angabe ist nicht genau, und kann es auch, bei dem gegenwärtigen Zustande der Insel, unmöglich seyn, da dieselbe in mehrere von einander unterschiedene Gesellschaften eingetheilt ist. Jede von diesen bewohnt eine Gegend, die sie bequem findet, und regiert sich nach ihren eigenen Gebräuchen. Eine Völkerschaft besteht aus mehreren Dörfern, von denen jedes einen besonderen Befehlshaber hat. Dieser bekommt seine Würde bisweilen durch Wahl, gewöhnlicher aber erbt sie auf ihn. Die Ländereien sind nicht eingetheilt, sondern gehören dem, der sich die Mühe giebt, sie zu bauen. Die Insulaner kennen weder Schlösser, noch Riegel. Sie leben mäßig, und essen, wenn das Bedürfniß sie dazu antreibt. Doch sieht man sie gewöhnlich um zehn Uhr Morgens und um vier Uhr Nachmittags ihre Mahlzeiten halten. Diese bestehen in sehr weißem, leichtem und wohlgekochtem Reiß, den sie mit Fleisch- oder Fischbrühe anfeuchten; und die letztere wird mit Gänsefuß, Ingwer, Saffran und einigen aromatischen Kräutern gewürzt. Dies einfache Gericht wird auf Blättern vom R a v e n vorgesetzt, woraus sie sich Löffel, so wie Schüsseln und Tellern machen. Dieses Tischgeräth ist immer reinlich; denn bei jeder Mahlzeit wird neues genommen.

Die Malegaschen kennen nur zwei Arten, ihr Fleisch zuzurichten: sie kochen es in Gefäßen von einer guten gebrannten Erde, die sie künstlich zu verfertien wissen, oder sie rösten es auf Kohlen. Sie fangen mit vieler Geschicklichkeit eine Menge in Europa unbekannter Vögel, die von den Naturforschern eben so sehr wegen ihres schönen Gefieders gesucht werden, als von den Reisenden wegen ihres vorzüglichen Geschmackes. Fasanen, Repphühner, Wachteln, Perlhühner, wilde Enten, fünf oder sechs Arten von Kriekenten, blaue Hühner, schwarze Papageien, weiße Reiger, Turteltauben, Am-

feln, grüne Ringeltauben, gewöhnliche Tauben, Papageien von mancherlei Farben, und endlich eine Art von außerordentlich großen Fledermäusen, bieten den Europäern wohlschmeckende und beliebte Speisen dar. Das erstemal konnte ich solche Fledermäuse, wie ein Hühner-Frikassee zugerichtet, nicht ohne einigen Widerwillen essen. Diese Thiere sind so häßlich, daß unsre Matrosen sich vor ihrem Anblick fürchten; indeß wenn man den Widerwillen überwinden kann, den schon die bloße Vorstellung von ihnen erregt, so findet man ihr Fleisch wohlschmeckender, als das von unsren besten Hühnern.

Die Malegaschen fangen auch eine sehr große Menge Fische, sowohl in der See, als in süßem Wasser. Die, welche an der Küste wohnen, haben an Doraden (Goldkarpfen), Zungen, (solea) Sardellen, (die größer, aber weniger gut und fett als die unsrigen sind) Häringen, Makrelen, Austern, Muschelfischen, Krabben und Seeschildkröten reichliche Nahrung. Die Flüsse geben ihnen noch außerdem vortrefliche Aale und Muscheln, die vor denen in der See Vorzüge haben. Man findet übrigens an dieser Küste mehrere Arten von Fischen, die man nicht anders essen darf, als wenn man ihnen ein Stück Silber unter die Zunge gelegt hat. Verliert dies seine Farbe und wird schwarz, so würden die, welche davon äßen, die übelsten Zufälle erfahren *). Die Flotte des Admirals Bosca-

*) Dieses Mittel, giftige Fische kennen zu lernen, ist immer noch sehr unsicher; denn es kann Gifte geben, die am Silber keine Veränderung hervorbringen. Indeß ist es immer gut, mit unbekannten Fischen den Versuch zu machen und sich solcher zu enthalten, durch die das Silber anläuft. Ob das bloße Berühren, wie es hier beschrieben wird, hinreichend sey, die giftige Eigenschaft des Fisches an den Tag zu bringen, ist auch nicht ausgemacht. Ich habe auf meiner Seereise gehört, man müsse einen silbernen Löffel in den Topf stecken, in welchem der Fisch gekocht wird. Eine andere hieher gehörige Bemerkung ist die, daß dieselbe Art Fische zuweilen giftig und unter anderen Umständen unschädlich seyn kann. Hiervon habe ich das Beispiel an dem Sparus Pagrus, so wie an dem Scomber Thynnus, (dem Seebrassen und dem Thunfisch) beides eßbaren Fischen, in Mallikollo und in O-Taheiti gehabt. G. F.

wen erlitt zu Rodrigues beträchtlichen Verlust, weil sie diese nützliche Vorsicht vernachlässigt hatte.

Die Franzosen haben nur die Ostküste der Insel Madagaskar besucht. Die Provinz Karnossi, worin das Fort Dauphin liegt, ist ihnen wohl bekannt, und eben so ein Theil von denen, worin Foulpoint, die Bay Antongil und die Insel Rossi-Hibrahim liegen.

Der südliche Theil von Madagaskar.

Der Theil von Madagaskar, worin sich das Fort Dauphin befindet, ist gut bevölkert. Fast alle Dörfer liegen auf Anhöhen und sind mit zwei Reihen starker Pallisaden, in Form von Hürdenwerk, umgeben. Innerhalb läuft ringsum eine, vier Fuß hohe Brustwehr von gestampfter Erde. Große Bambus, die fünf Fuß weit von einander fest eingeschlagen sind, bilden eine Art von Schießlöchern, welche zur Vertheidigung der Dörfer dienen; und einige von diesen sind noch durch einen zehn Fuß breiten und sechs Fuß tiefen Graben befestigt.

Die Wohnung des Oberhauptes heißt Donack. Der Donack begreift drei oder vier große Hütten in sich, die von einer besonderen Befestigung umschlossen sind. Hierin hält sich das Oberhaupt immer mit seinen Weibern und Kindern auf, und einige Sklaven bewachen Tag und Nacht die Thüren. Die Oberhäupter haben immer eine Flinte und einen mit Eisen beschlagenen Stock bei sich, dessen Ende mit einem Büschel von Kuhhaaren besetzt ist. Sie tragen eine Mütze von rother Wolle; und besonders an dieser Farbe kann man sie von ihren Untergebenen unterscheiden. Ihr Ansehen ist sehr eingeschränkt; in der Provinz Karkanossi sieht man indeß die Ländereien so an, als ob sie den Oberhäuptern gehörten, die sie denn ihren Unterthanen zum Anbau zutheilen. Sie fordern dafür einen kleinen Grundzins, der in der Landessprache Faensa genannt wird.

Die Bewohner der Provinz Karkanossi sind in der Kunst zu schreiben nicht ganz unwissend. Sie haben sogar einige historische Bücher in Madekassischer Sprache; aber ihre Gelehrten, welche Ombiassen genannt werden, bedienen sich nur der Arabischen Charaktere. Sie haben Schriften über die Arzneiwissenschaft, die Geomancie und die Sterndeutekunst. Diese Ombiassen sind zugleich Zauberer und Aerzte. Die berühmtesten kommen aus der Provinz Matatan, wo sich die Magie in ihrer ganzen Vollkommenheit erhalten hat. Die Matatanen werden von den übrigen Madekassen gefürchtet, weil sie sich in dieser lügenhaften Kunst auszeichnen. Die Ombiassen lehren in den öffentlichen Schulen die Geomancie und die Astrologie. Die Schreibkunst ist ohne Zweifel von den Arabern, welche die Insel vor dreihundert Jahren eroberten, dahin gebracht worden. Das Papier wird in dem Thal Ambul verfertigt, und zwar aus der Papyrus. nilotica, welche die Madekassen Sanga-Sanga nennen. Man löset die zweite Rinde von diesem Schilfe geschickt ab, theilt sie in sehr kleine Blätter, benetzt sie mit Wasser, legt sie in verschiedenen Richtungen auf einander, und drückt sie dann zusammen. Hierauf läßt man die Masse in einer starken Aschenlauge kochen, und stampft sie nachher in einem großen hölzernen Mörser zu einem Teig. Dieser wird dann auf einem Gitter von Bambusrohr gewaschen und gespühlt, um ihn von allen Unreinigkeiten zu befreien. Wenn die Operation geendigt ist, legt man das Blatt zum Trocknen an die Sonne, und leimt es mit einem Absud von Reißwasser, den man in der Madekassischen Sprache Raunpan nennt. Dies Papier ist ein wenig gelblich; aber wenn man es gut leimt, so löscht es nicht. Die Federn, deren sich die Insulaner bedienen, sind von Bambu gemacht; und ihre Tinte verfertigen sie aus der, in Wasser gekochten Rinde eines Baumes, den man Arandrato nennt. Diese Tinte ist etwas weniger schwarz, als die unsrige, aber glänzender.

In dem nordwestlichen Theile der Insel Madagaskar hat sich die Arabische Sprache einigermaßen ausgebreitet. Man weiß, daß die Arabischen Fürsten, längs der Afrikanischen Küste, wo, den Geographen zufolge, die Königreiche Monomotapa und Mono-Emugi liegen, große Staaten gestiftet, und sich auch die Insel Komoro unterworfen haben. Diese, nach Afrika und den nahe gelegenen Inseln verpflanzten Fürsten vergessen ihr ehemaliges Vaterland nicht. Sie führen einen freilich nicht beträchtlichen Handel mit Eden, Maskat und den Küsten von Abyssinien; sie besitzen sogar an dem Flusse Bombetok*) in Madagaskar eine Art von kleiner Niederlage, die ihnen dazu dient, sich auf der Insel auszubreiten und Handel zu treiben. Dadurch haben sie ihre Sprache eingeführt, und einige Spuren des Mohammedanismus unter den Einwohnern gelassen. Es herrschte ehemals unter den Arabern und Portugiesen in Indien ein Haß und eine Erbitterung, die bloß aus dem Religionseifer dieser beiden Nationen entsprangen. Die Araber von Komoro und Madagaskar haben wiederholte Einfälle in die Portugiesischen Niederlassungen auf der Afrikanischen Küste gemacht und ihnen sehr geschadet, ja sogar mehrere gänzlich zerstört; doch dieser Haß hat sich gelegt, seitdem die Macht der Portugiesen schwächer, und die Gelegenheit ihnen zu schaden seltner geworden ist.

*) Der Name Bombetok oder Pombetok, dessen der Verfasser hier erwähnt und der auch in Beniowski's Nachrichten vorkommt, wird eigentlich nicht einem Flusse, sondern einer kleinen Arabischen Niederlassung gegeben, welche bei dem Hafen Managar (Manigar, auch Maningrao) an der Nordwestküste von Madagaskar befindlich ist. Dieser Hafen, der in den Karten auch den Namen des Combetora-Flusses hat, nimmt mehrere Flüsse, den Obina-Meitta, den Tangabilli ꝛc. auf, und seine Einfahrt liegt ungefähr in 15° 35′ Südlicher Breite. Der Ort Bombetok wird auch Fometok, eigentlicher aber Ampan-pitoka oder Ampompitoka geschrieben. Wenige Meilen westwärts davon liegt der Hafen Neu-Massailli oder Boena, den die Englischen Seefahrer *New-Massaleige* oder *New-Matheleage* nennen. Die Nation der Seklaven bewohnt diese Küste. G. F.

Vor zwanzig Jahren wollte man in Goa diesen Stillstand der Feindseligkeiten benutzen, um in Madagaskar auf Kap St. Sebastian eine Portugiesische Niederlassung zu gründen, deren Endzweck indeß bloß religiös war, da die Portugiesen mehr darauf dachten, eine Mission als ein Comtoir anzulegen; doch dieser Plan ist nicht gelungen, und Herr Bosse, Einwohner von Bourbon, hat die traurigen Ueberreste von dieser Niederlassung gesehen.

Es ist befremdend, daß der Mohammedanismus sich auf dieser von den Arabern so oft besuchten Insel nicht weiter ausgebreitet hat; indeß, die Beschneidung, die Enthaltung von Schweinefleisch und einige kleine Ceremonien ausgenommen, die sehr wenig Einfluß auf das Verhalten des Volkes äußern, haben selbst die Abkömmlinge der Araber die Hauptgrundsätze ihrer Religionsmeinungen vergessen. Sie glauben nicht an ein andres Leben *), und nehmen, wie die Manichäer, zwei Grundwesen an: ein vollkommen gutes, und ein äußerst böses. An das erstere richten sie niemals Gebete; aber das zweite fürchten sie sehr stark, verehren es und bringen ihm ohne Unterlaß Opfer dar.

Die Insel Madagaskar liegt so nahe an der Küste von Afrika, daß man ihre Bevölkerung ganz natürlich diesem großen Welttheile zuschreiben kann. Aber jetzt durchkreuzen die verschiedenen Stämme einander so sehr, daß man sich vergebens bemühen würde, ihre Verschiedenheiten zu schildern. Die Raße der wahren Neger erkennt man auf dieser Insel leicht; doch die Abkömmlinge der Weißen sind schwerer zu unterscheiden. Die von den letztern, welche in den Provinzen Anossi und Karkanossi wohnen, behaupten von Imina, Mohammeds Mutter, abzustammen, und haben den Namen Zafferahimini *) angenommen

*) Dies kann man wohl nicht ohne alle Einschränkung behaupten. G. F.

*) Dies sind die in Beniowski's Nachrichten vorkommenden Ramini, die ihn zum Oberhaupte wählten, weil sie glaubten, daß er ihres Stammes sey. G. F.

men. Die in Tamatava, Foulpoint, Nossi-Hibrahim und der Bay Antongil stammen zum Theil von den alten Seeräubern, zum Theil von den Juden ab; deshalb lassen sie sich Zaffe-Hibrahim, d. i. Nachkommen von Abraham, nennen. Noch giebt es hier eine dritte Art von Weißen, welche sagen: der Kalif von Mekka habe sie nach Madagaskar geschickt, um die Bewohner der Insel in den Geheimnissen der Natur und in der Mohammedanischen Religion zu unterrichten. Diese Betrüger haben sich der Provinz Matatan bemächtigt, nachdem sie vorher die Beherrscher derselben, die Zafferamini, verjagt und ermordet hätten. Man nennt sie Zaffe-Kassimambu. Sie haben eine dunklere Farbe, als die übrigen Weißen, und ihr Geschäft besteht darin, daß sie Arabisch lesen und schreiben lehren.

In den Provinzen Anossi und Karkanossi glauben die Zafferamini aus der sandigen Küste von Mekka abzustammen. Man nennt sie aus diesem Grunde Ontampassemaka, und theilt sie in drei Klassen: die Rhoandrians, die Anakandrians und die Ontzatsi. Die erste und ausgezeichnetste sind die Rhoandrians, die sich das Vorrecht, die Thiere zu tödten, zugeeignet haben. Unter wilden, von der Jagd lebenden Völkern ist das Fleischerhandwerk fast immer ehrenvoll; die Rhoandrians sind daher die Großen des Landes, und immer wählt man aus ihnen den Souverain *).

Die Anakandrians stammen von den Rhoandrians und von einem Weibe aus einer geringeren Klasse ab; deshalb theilen sie mit den Rhoandrians die Ehre und den Gewinn, für die andren Insulaner die Thiere zu schlachten, die zu ihrem Unterhalte nützlich sind.

Die Ontzatsi sind die letzte Klasse der Ontampassemaka; sie haben aber keinen besonderen Vorzug. Es

*) Man vergleiche hiermit, was Beniowski über diese verschiedenen Stämme oder Kasten der Malegaschen sagt. Die Verschiedenheit zwischen beiden Nachrichten ist leicht begreiflich. Unvollkommene Sprachkenntniß kann verursacht haben, daß beide nicht ganz zutreffen; doch scheint die hier gegebene sowohl umständlicher, als genauer zu seyn. G. F.

sind gewöhnlich brave Soldaten, die sich zu schlagen, einen Stein oder eine Hassagai zu werfen wissen, und ihre Zeit mit Tanzen, Spielen, Schlafen und Belustigungen zubringen. Sie lernen von ihrer zartesten Kindheit an einige Lieder, worin moralische Lehren, oder auch Fabeln von ihrem Ursprunge enthalten sind.

Die eingebornen Schwarzen werden in vier Klassen eingetheilt: in die Voadziri, die Lohavohits, die Ontzoa und die Endeves. Die Voadziri, welche von den alten Beherrschern der Insel abstammen sollen, haben gewöhnlich einen beträchtlichen Reichthum an Sklaven und Heerden, und können mehrere Dörfer besitzen. Sie müssen bei dem Volke in großer Achtung stehen; denn sie haben, ungeachtet des Despotismus der Araber, von denen die Provinz Anossi erobert worden ist, das Recht, die ihren Unterthanen gehörigen Thiere zu tödten, wenn sich kein Rhoandrian oder Anakandrian gegenwärtig befindet. — Die Lohavohits sind weit weniger mächtig, als die Voadziri: sie können nie mehr, als Ein Dorf besitzen; und welchen Reichthum an Heerden sie auch haben mögen, so müssen sie doch immer einen Rhoandrian oder Anakandrian holen lassen, um die Thiere zu schlachten, die ihnen und ihren Unterthanen zur Nahrung dienen sollen.

Die Klasse der Ontzoa folgt unmittelbar auf die Lohavohits, mit denen sie nahe verwandt ist; sie hat aber nicht das mindeste Vorrecht, oder die mindeste Autorität. Die Endeves sind geborne Sklaven; und ihr Name bedeutet in der Madekassischen Sprache einen verlornen Menschen.

Die Eingebornen der Insel haben von ihrem Ursprung eine Fabel, die recht gut zu den von uns angegebenen Unterabtheilungen der verschiedenen Kasten *) paßt.

*) Dieses Wort hat man aus Indien entlehnt, wo es die Stämme der Eingebornen bedeutet, deren dort ursprünglich vier sind, wovon aber jede eine große Anzahl Unterabtheilungen hat, die sich bis auf 87 erstrecken. (S. *Dalrymple's* Oriental

Die, welche einige Gelehrsamkeit besitzen, erzählen nehmlich: der Schöpfer des Himmels und der Erde habe aus dem Leibe des ersten Mannes, während derselbe geschlafen, sieben Weiber genommen; und diese sind die Mütter der verschiedenen Kasten. Die Rhoandrians stammen von dem ersten Manne, und dem Weibe ab, das aus seinem Gehirn genommen ward. Die Mütter der Anakandrians und Ontzatsi haben einen weniger edlen Ursprung; denn die eine ward aus dem Halse, die andre aus der linken Schulter genommen. Die Voadziri verdanken ihren Ursprung dem ersten Manne und dem Weibe, das, während er in tiefem Schlafe lag, aus seiner rechten Seite hervorging. Die Mutter der Lohavohits und der Onotza kam aus dem Schenkel und der Wade. Die Endedes aber haben einen niedrigeren Ursprung; denn man läßt sie aus der Fußsohle des ersten Mannes abstammen.

Gewiß ist es traurig, daß man unter den Bewohnern der großen Provinz Anossi solche lächerliche Fabeln über die Ungleichheit der Stände findet. Welche beklagenswerthe Ungereimtheit, daß Wilde nicht Brüder seyn und nicht einen gemeinschaftlichen Ursprung haben wollen! Dies Phänomen läßt sich nicht anders erklären, als aus der Eroberung von Madagaskar durch die Araber, die Vorfahren der Rhoandrians. Dieser fremde Stamm hat allenthalben, wohin er sich ausgebreitet, Spuren von dem leidigsten Aberglauben hinterlassen. Jetzt sind die Rhoandrians bis etwa auf zwanzig Familien vermindert. Nur in der Provinz Anossi giebt es noch dergleichen, und man kann hoffen, daß die Insel endlich von dem Joch und der Regierung dieser Eroberer befreiet werden wird, die sie verheert und mit einigen Ceremonien des Mohammedanismus angesteckt haben.

Repertory No. 1. p. 49. Die Fabel von der Entstehung der vier Hauptstämme in Indien hat mit der Madekassischen sehr viele Aehnlichkeit. Man vergleiche Robertsons historische Untersuchung über die Kenntniß der Alten von Indien. Deutsche Uebersetzung, S. 347. G. F.

Die Malegaschen sind den Rhoandrians nur als freie Unterthanen unterworfen. Sie wechseln ihre Oberhäupter nach Willkühr, und können sich zu jedem hin begeben, der ihnen Glück und Ruhe zusichert. Diese Insulaner sind zu muthig, um sich einem lästigen Joche zu unterwerfen; aber oft schadet ihre äußerst große Leichtgläubigkeit, ohne daß sie es denken können, ihrer Freiheit und dem Glück ihrer Unternehmungen.

Wie sollten auch diese, in der dickſten Finsterniß lebenden Völker sich vor den Betrügereien der Ombiassen hüten können, da die aufgeklärtesten Nationen noch täglich von Betrügern und Scharlatanen hintergangen werden! Es scheint für den Menschen ein Bedürfniß zu seyn, daß er sich von Chimären unterjochen läßt. Selten ist die Vernunft stark genug, ihn bis auf einen gewissen Punkt vor jener Liebe zum Wunderbaren zu behüten, die ihn oft zu den lächerlichsten Täuschungen hinreißt; und wenn er unter gesitteten Nationen diesen unglücklichen Hang bisweilen mit Kunst verbirgt, so thut er es bloß, weil er sich seiner Schwachheit schämt.

Die Malegaschen in der Provinz Anossi sind lebhaft, fröhlich, gefühlvoll, erkenntlich, auch nicht ohne Einsichten und Fähigkeit. Sie lieben die Weiber leidenschaftlich, lassen in ihrer Gegenwart nie Traurigkeit merken, und haben nichts Angelegentlicheres zu thun, als daß sie dem andern Geschlechte zu gefallen suchen. Dies erhält hier mehr, als in jedem andren Lande, die Achtung und Ehrerbietung, die eben so billig, als für das Glück der Gesellschaft nothwendig ist. Der Mann befiehlt hier nie als Despot, und die Frau gehorcht nie als Sklavin; vielmehr hat das andre Geschlecht in der Wagschale der Macht das Uebergewicht. Sie herrschen durch Reitze, Annehmlichkeit und Schönheit; denn, die Farbe abgerechnet, sind die Madekassischen Weiber schön; sie haben einen schlanken Wuchs, angenehme feine Gesichtszüge, eine zarte Haut,

senden Vergnügen daran zu finden, sie mit allen Arten von Schmähungen zu überhäufen. Auf solche Art hat man ihnen die Gastfreiheit, die sie so edelmüthig und uneigennützig bewiesen haben, fast immer vergolten! Man lese nur Flacourt; ihm zufolge sollte man glauben, der Malegasche sey der größte Bösewicht, Betrüger und Schmeichler von der Welt. Er scheuet sich nicht, zu versichern, daß bei diesen Insulanern Rachsucht und Verrätherei für Tugenden, Mitleid und Erkenntlichkeit aber für Schwachheiten gelten. Solche ungereimte Deklamationen können indeß nur den täuschen, der nicht mit Rousseau den Menschen in seinem ursprünglichen Zustande studirt hat. Kann denn ein Mensch, der sich ohne Zwang den Regungen der Natur überläßt, wohl verderbt oder boshaft seyn? Wenn jemand aus einem civilisirten Volke von einer heftigen Leidenschaft beherrscht wird, so stürzen seine, mehr aufgereitzten, als befriedigten Begierden ihn in einen Abgrund, aus dem alle Stärke der Vernunft ihn nicht herausziehen kann. Der Wilde aber erfährt nichts Aehnliches, wenn er bei seinen Vergnügungen dem Antriebe seiner Sinne folgt. Was auch Reisende sagen mögen — schlechte Sitten finden sich nur in dem Zustande der Civilisirung. Die Schwierigkeit, seine Neigungen zu befriedigen, lenkt den Menschen von dem Wege ab, den die Natur ihm vorgezeichnet hat. Eine schlecht geleitete Erziehung, verderbliche Beispiele, vervielfachtes Interesse, frivole Neigungen und erkünstelte Bedürfnisse setzen in unsern Augen die menschliche Natur so weit herab, daß einige Philosophen dadurch auf den Gedanken gerathen sind, wir würden mit einem geheimen Hange zum Laster geboren. Der Naturmensch, sagt Hobbes, ist ein boshaftes Kind. Aber fern sey von uns eine so widrige Idee! wir wollen in unseres Gleichen gute und mitleidige Wesen sehen! Ich habe den Charakter und die Gebräuche der Einwohner von Madagaskar mit einiger Sorgfalt studirt, verschiedenemale Versammlungen von ihnen beigewohnt, worin wichtige Angelegenheiten verhan-

delt wurden, ihre Tänze, Spiele und Zeitvertreibe beobachtet, und bei ihnen die kluge Mäßigung gefunden, die sie vor den schädlichen Ausschweifungen, den bei policirten Nationen so gewöhnlichen Lastern, sichert.

Zwar haben die Malegaschen bisweilen Verrätherei gebraucht; aber dann waren sie durch die Tyrannei der Europäer dazu gezwungen. Der Schwache hat ja gegen den Starken keine andere Waffen; und kann jenes Volk sich anders gegen unser Geschütz und unsre Bajonette vertheidigen? — Zur Vergeltung der Gastfreiheit, die sie uns so edelmüthig beweisen, werden sie von uns äußerst tyrannisch behandelt; und wir nennen sie Verräther und Feige, wenn wir sie zwingen, das Joch zu zerbrechen, das wir ihnen so gern auflegen! Diese traurigen Wahrheiten sind durch den Untergang verschiedener Etablissements, welche die Europäer auf Madagaskar zu errichten versucht haben, nur allzu sehr bestätigt. Der Kapitain Picault erhielt im Jahre 1642 für sich und seine Handelsgenossen das ausschließende Privilegium, Handel mit Madagaskar zu treiben; und um eben die Zeit ward einer Gesellschaft von reichen Kaufleuten durch einregistrirte Patente der Handel mit dieser Insel bewilligt. Pronis bekam den Auftrag, Madagaskar im Namen des Königs in Besitz zu nehmen; auch hatte er Befehl, an einem fruchtbaren Orte, der sich befestigen ließe, und bei dem man sicher und leicht landen könnte, ein Etablissement anzulegen. Er wählte das Dorf Manghefia, welches in 24° 30′ S. Br. an dem äußersten Ende der Provinz Karkanossi liegt. Dieser Ort schien allem, was man zur Absicht hatte, zu entsprechen. Die zahlreichen Heerden von Rindvieh, die es rings umher giebt, und die fruchtbaren Reiß- und Batattenfelder benahmen ihm alle Unruhe über Mangel an Lebensmitteln. Ein schiffbarer Strom, der am Fuße des Berges Siliva entspringt, bewässert Wiesen von unermeßlichem Umfange; Zimmer- und Schiffbauholz ist in der Nähe bequemer Werfte; und

der Hafen wird durch die kleine Insel St. Lucie gänzlich vor dem Winde geschützt.

Kaum hatte Pronis sich in Manghefia niedergelassen, so brachte der Kapitain Resimont ihm aus Frankreich siebzig Mann, um seine kleine Kolonie zu verstärken; aber wegen der ungesunden Luft starb in einem Monath ein Drittheil der Franzosen. Pronis sah sich genöthigt, dieses erste Etablissement zu verlassen, so vortheilhaft auch die Lage desselben war. Er begab sich nun mit den Ueberresten seiner kleinen Kolonie schnell nach der Halbinsel Tholangar, die in 25° S. Br. liegt und eine gesundere Luft hat.

Diese Halbinsel wird unvermerkt breiter; es ist daher leicht, sie durch Redouten und Pallisaden zu versperren, und sie auf diese Art vor den Unternehmungen der Insulaner zu sichern. Das daselbst erbauete Fort beherrscht die Rhede, und ist um hundert und funfzig Fuß höher, als die Meeresfläche. Ein Feind, der hier vor Anker läge, würde das Feuer von den Batterien, das die Rhede beherrscht, nicht aushalten. Eine steile und von Brandungen umgebene Küste macht das Landen schwer, und der Zugang zu dem Fort würde unmöglich seyn, wenn man noch einige Fortifikationen hinzu fügte. Dieses Fort, welches Fort Dauphin genannt wird, ist ein längliches Viereck und mit guten Mauern umgeben, die mit Kalk und Sand gebauet, und mit einem vortreflichen Cement bekleidet sind. Die Seite nach der Rhede zu ist nicht geschlossen, weil man es unnütz fand. Der Ankergrund ist vortreflich; ein Schiff würde eher seine Taue zerreißen, als die Anker schleppen. Der schöne Fluß Fanscher, der an dem Fuße der hohen Berge von Manghabey entspringt, ergießt sich zwei Stunden weit von dem Fort Dauphin, und sehr nahe bei dem Kap Ranevat, in das Meer. Dieser Fluß speiset einen großen See, den die Insulaner den See Ambul nennen. Er hat zehntausend Toisen im Umfange, und seine mittlere Tiefe beträgt vier-

zig Fuß. Dieser See würde ein vortreflicher Hafen seyn, wenn der Kanal, durch den er mit dem Meere in Verbindung ist, nicht oft von Triebsand verstopft wäre. Es giebt Zeiten, wo große Fahrzeuge in dieses Bassin einlaufen könnten; aber sie sind selten. Der Strom muß bei einem plötzlichen Anschwellen mit Gewalt die Sandbank zurücktreiben, welche die Fluth und der Wind täglich vor seiner Mündung aufhäufen. Diese Barren entstehen da, wo der Strom des Wassers mit der Gewalt der Fluth in Gleichgewicht ist. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, die Durchfahrt frei zu machen und die Bank wegzuschaffen, welche die Schiffe am Einlaufen in diesen schönen Hafen verhindert. Man müßte in einer angemessenen Entfernung und in einer Richtung, die sich nur nach sorgfältigen Beobachtungen an Ort und Stelle bestimmen läßt, einige alte, mit Ballast beladene Schiffgerippe versenken. Alle Mittel, einen Damm im Meere zu errichten, sind zu diesem Endzwecke gut; aber die Anwendung von alten Schiffsgerippen scheint mir das bequemste, schnellste, und am wenigsten kostbare. Uebrigens muß eine Erfahrung von dieser Art, wie sie auch ausfallen mag, nothwendig nützlich und belehrend werden. — Der Fluß Fanscher ist funfzehn bis zwanzig Stunden weit schiffbar; und die Arbeiten, die zur Vervollkommnung der Fahrt auf ihm noch nöthig wären, sind unbeträchtlich.

Die Landspitze Itaper, im Norden von Fort Dauphin, schließt im südlichen Theile die große Bay Lukar. Die Insel St. Klara schützt sie vor den Seewinden, und verhütet, daß die Mündung des kleinen Flusses Itaper nicht, wie die von dem Fanscher, verstopft werden kann. Der Hafen liegt unter dem Winde der Insel; die Seefahrer besuchen aber diesen Ankerplatz nicht oft, weil die Bay Lukar voller Klippen ist.

Die Halbinsel Tholangar war für den glücklichen Fortgang der Niederlassung unter Pronis sehr günstig; da das reiche und fruchtbare Thal Ambul, und die Nähe

mehrerer schiffbaren Flüsse alle Besorgnisse wegen der Anschaffung von Lebensmitteln hoben. Gruben von Eisen und vorzüglich gutem Stahl, Hanf, Harze, Theer, Zimmer- und Schiffbauholz — das alles sind Vortheile, die ein kluger und einsichtsvoller Gouverneur gewiß nicht vernachlässigt haben würde. Aber Pronis war ein Mann ohne Talent und Industrie. Der Müßiggang, worin er und die sämmtlichen unter seinem Befehle stehenden Franzosen lebten, stürzte die Kolonie in alle die Unordnungen, die er gewöhnlich hervorbringt. Auf Ungebundenheit folgte Empörungsgeist; und bald legten die, welche ihrem Befehlshaber Unterwerfung und Gehorsam schuldig waren, ihn in Ketten. Pronis blieb sechs Monathe lang in Gefangenschaft, bis ihn ein Schiff, das aus Frankreich die jetzt höchst nothwendigen Lebensmittel brachte, wieder befreiete. Aber kaum war dies geschehen, so machte er sich eines neuen Verbrechens schuldig; er verkaufte nehmlich an van der Mester, Gouverneur von St. Mauritius (dem jetzigen Isle de France) öffentlich die unglücklichen Malegaschen, die im Dienste der Kompagnie standen; und — was den Unwillen der Insulaner im höchsten Grade erregte — es befanden sich unter diesen Sklaven sechzehn Weiber von dem Stamme der Lohavohits.

Sobald die Kompagnie dieses strafbare Verhalten erfuhr, nahm sie dem Befehlshaber seine Bestallung. Flacourt ward an seiner Stelle gewählt; er kam aber erst zu Ende des Decembers 1648 zu Fort Dauphin an. Wir haben von ihm eine umständliche Nachricht von dem was unter seiner Administration vorgefallen ist; und so brauche ich die Ungerechtigkeiten und die Gewaltthaten, welche dieser Gouverneur gegen die unglücklichen Insulaner verübte, nicht zu schildern. Im Jahr 1661 schickte er vierzig Franzosen mit einem Trupp bewaffneter Schwarzen aus, um die fruchtbare Gegend des Fanscher mit Feuer und Schwert zu verheeren. Die Art, wie dieser Befehlshaber die ihm so edelmüthig erwiesene Gastfreiheit

verletzte, kann in einem aufgeklärten Jahrhundert keinen Vertheidiger finden; und wie sollten wir es heut zu Tage wagen, wilde Nationen, die sich für unsre Tyrannei zu rächen suchten, der Treulosigkeit zu beschuldigen! — Flacourt wußte sich zwar bei den Franzosen, die unter seinen Befehlen standen, besser Gehorsam zu verschaffen, als Pronis; aber er zeigte nicht, daß er die Grundsätze des Naturrechts besser kannte. Mag Flacourt's Geschichte von Madagaskar lesen, wer Muth dazu hat; wir wollen sehen, ob seine Nachfolger weniger unmenschlich gewesen sind.

Fort Dauphin brannte im Jahr 1655 ab, und ward erst 1663 wieder aufgebauet. Der damalige Gouverneur, Chamargou, schickte la Case'n aus, um den nördlich von dem Lande der Matatanen gelegenen Theil der Insel zu untersuchen. La Case vollzog diesen Auftrag mit vieler Einsicht. Es wird vielleicht nicht unnütz seyn, wenn ich hier etwas über den Charakter dieses Mannes sage, dessen Andenken auf Madagaskar noch berühmt ist. La Case war ein angenommener Name; eigentlich hieß der Mann le Vacher, und war aus Rochelle gebürtig. Bei seiner Ankunft zu Fort Dauphin standen die Franzosen bei den Insulanern in gar keiner Achtung; und die Kolonie in dem Fort war, so viel sie auch gekostet hatte, in einem sehr elenden und beklagenswerthen Zustande. La Case unternahm es, den Ruf des Französischen Volkes wieder herzustellen, und es gelang ihm. Wegen sehr vieler Siege, gaben die Malegaschen ihm den Beinamen Dian Pusse. Eine größere Ehre konnten sie ihm nicht erweisen; denn Dian Pusse hieß ein Oberhaupt, das ehemals die Insel eroberte und dessen Andenken bei diesen Völkern noch sehr geehrt wird.

Nur die Franzosen ließen la Case'n nicht die Gerechtigkeit widerfahren, die er für seine Tapferkeit und sein gutes Verhalten verdiente. Der Gouverneur von Fort Dauphin war eifersüchtig auf den Ruhm, den

jener sich durch die geschickte Vollziehung der ihm gegebenen schwierigen Aufträge erworben hatte, und weigerte sich, ihn zu belohnen und zu befördern. Der Beherrscher der Provinz Ambul, Namens Dian-Rassitat, benutzte das gerechte Mißvergnügen des la Case, um ihn an sich zu ziehen. Fünf Franzosen folgten diesem, und verließen Fort Dauphin. Dian-Nong, die Tochter des Dian-Rassitat, verliebte sich heftig in la Case'n, und bot ihm, mit Bewilligung ihres Vaters, ihre Hand an. Dieser alte und schwache Fürst hatte am Rande seines Grabes den Trost, das Glück seiner Unterthanen dadurch zu sichern, daß er seinen Schwiegersohn zum unumschränkten Herrn der reichen und fruchtbaren Provinz Ambul machte. La Case schlug, als er Dian-Nong zur Gattin nahm, den Titel und die Ehre aus, die in diesem Lande mit der höchsten Macht verbunden sind, und wollte nur als der erste Unterthan seiner Frau angesehen seyn, die bei dem Tode ihres Vaters zur Monarchin erklärt ward. La Case ward von Dian-Nong, die mit einer reitzenden Gesichtsbildung großen Muth und seltne Eigenschaften verband, zärtlich geliebt, und von seiner Familie, so wie von den Ambulern, deren Vater er war, verehrt. Doch für das Gedeihen der Französischen Niederlassung im Fort Dauphin konnte er nur ohnmächtige Wünsche thun. Er durfte seinen Landsleuten nicht zu Hülfe kommen, ob er gleich wußte, daß sie sich in der größten Noth befanden. Chamargou hatte auf la Case'ns Kopf und auf den Kopf der fünf Franzosen, die ihm nach Ambul gefolgt waren, einen Preis gesetzt. Die Oberhäupter in der Nachbarschaft des Forts waren äußerst aufgebracht darüber, daß man dem Leben eines Mannes nachzustellen wagte, für den sie die tiefste Ehrfurcht hatten, und weigerten sich einmüthig, dem Fort Lebensmitel zu verschaffen. Zu den Fiebern und andren Krankheiten, welche die Anzahl der Franzosen bis auf achtzig vermindert hatten, kam nun noch eine gänzliche Hungersnoth. Unsre Niederlassung im Fort Dauphin

war ihrem gänzlichen Untergange nahe, als die Ankunft eines Schiffes unter dem Befehle eines Edelmannes aus Bretagne, Namens Kerkadio, den Uebeln, welche die Kolonie betroffen hatten, auf einige Zeit abhalf. Seitdem die Franzosen nach Madagaskar gekommen waren, hatten ohne Unterlaß Unordnung und Verwirrung unter ihnen geherrscht. Die Insulaner haßten sie, und fingen sogar an, sie zu verachten. Unsre Tyrannei hatte sie empört, aber unsre innerlichen Uneinigkeiten das Schrecken vermindert, das die Ueberlegenheit unserer Waffen ihnen Anfangs verursachte. Der Kapitain Kerkadio sah ein, daß die Hülfe, die er aus Frankreich brachte, nicht von langer Dauer seyn konnte. Dieser brave Officier, der weder die Vorurtheile, noch die Härte seines Standes hatte, hielt es für nöthig, Chamargou'n zu bewegen, daß er sich wieder mit la Case'n versöhnte. Er stellte ihm vor, daß er einen Mann, der durch seine Verheirathung mit Dian-Nong nicht bloß unumschränkter Herr von der Provinz Ambul, sondern auch Souverain der ganzen Insel Madagaskar geworden wäre, nicht mehr als seinen Subaltern ansehen müsse. Was konnte auch wohl unglücklichere Folgen für die Franzosen haben, als unsinnige Halsstarrigkeit eines Chefs von einer fast zu Grunde gehenden Kolonie, wenn er darauf bestand, einen eben so mächtigen, als geehrten Mann, der ihn mit Einem Worte zu vernichten im Stande war, wie einen Rebellen zu behandeln! Kerkadio verzweifelte indeß, daß seine Gründe auf den von Vorurtheilen eingenommenen und aufgebrachten Chamargou Eindruck machen würden; daher wandte er sich an einen unterrichteten Advokaten, der sich durch einen nicht gewöhnlichen Zufall mit ihm eingeschifft hatte, und bat ihn dringend, und als Freund, alle seine Talente anzuwenden, um den Gouverneur über seinen und der ihm anvertrauten Kolonie wahren Vortheil zu belehren.

Daß dem Advokaten dieses schwere Unternehmen gelang, hatte er weniger seiner Beredsamkeit, als der Ehre

zu verdanken, daß der Marschall de la Meilleraye ihn kannte und sein Beschützer war. Sobald er dem Gouv. Chamargou zu verstehen gab: er könne nicht umhin, dem Marschall von dem Unglück und vielleicht von dem Untergange des Forts Dauphin Rechenschaft zu geben; so ward der vorher so stolze, unbiegsame Gouverneur, welcher dem Hunger und dem Tode trotzte, und die traurigen Ueberreste der ihm anvertrauten Kolonie seiner Rachsucht aufopfern wollte, plötzlich besorgt und furchtsam. Schon der bloße Name des Marschalls setzte ihn in Schrecken. Er ließ den Kapitain Kerkadio bitten, ihm seine Hartnäckigkeit zu verzeihen, und suchte ihn auf alle nur mögliche Art zu bewegen, daß er ihn mit la Case'n aussöhnen sollte, wobei er sich schon im Voraus zu jeder Genugthuung, die man von ihm fordern würde, anheischig machte. Kerkadio reiste, in Begleitung des Advokaten, nach Ambulab; und die Unterhandlung, die er übernommen hatte, ging schnell und leicht von Statten. La Case verachtete die vergeblichen Bemühungen seiner Feinde; denn dieser würdige Mann hatte kein lebhafteres Verlangen, als seinen Landsleuten nützlich zu seyn. Er eilte ihnen zu Hülfe, sobald man ihm Erlaubniß dazu gab, und brachte Frieden und Ueberfluß mit sich nach dem Fort Dauphin. So lange man seinen Rath befolgte, litt die dortige Niederlassung nicht mehr durch Unordnung und Elend.

Dian Nong zeigte sich nicht weniger großmüthig, als ihr Mann. Jeder Franzose — so stark ist die Macht der Tugend! — fühlte sich wahrhaft von dem heroischen Muthe dieser Frau gerührt, welche Herrschaft genug über sich hatte, um das Andenken an das ihrem Manne zugefügte Böse ganz zu unterdrücken. Sie folgte jenem sanften Antriebe, oder vielmehr jenem angebornen Bedürfnisse des Menschen, seines Gleichen zu helfen, wenn er ihn in Noth sieht.

Der Advokat genoß mit seinem Freunde Kerkadio zugleich das Glück, Frieden und Ueberfluß in dem Fort Dauphin wieder hergestellt zu haben; doch vergaß er dabei die verabscheuungswerthe List nicht, die ihn seinen werthen Studien und seinem Stande entrissen hatte. Er irrte seit mehreren Jahren ohne Zweck und Plan auf einem stürmischen Meer umher, und durchstreifte entfernte Länder, ohne daß Neigung oder Vortheil ihn antrieb, sie zu besuchen. Seine Wünsche waren nur auf sein Vaterland gerichtet; sie konnten aber erst nach neuen Beschwerlichkeiten erfüllt werden. Möchte doch seine Geschichte Leichtgläubigen zur Warnung dienen! Seine Familie hatte den Befehl nachgesucht und ausgewirkt, daß sein Bruder wegen übler Aufführung nach Madagaskar gebracht werden sollte. Der Advokat, dem man den Auftrag gab, diesen Befehl vollziehen zu lassen, war so unvorsichtig, daß er sich in Nantes einem von jenen dienstfertigen Menschen anvertrauete, die das unselige Talent haben, den Fremden Zutrauen einzuflößen und es zu benutzen. Der Letztere fand es drollig, den Advokaten einschiffen, und den Bruder entkommen zu lassen. Durch diesen doppelten Betrug bemächtigte er sich dann der Börse von Beiden *).

La Case blieb nur so lange im Fort Dauphin, als es durchaus nöthig war, um daselbst Ueberfluß und Ruhe wieder herzustellen. Seiner Gattin Dian Rong gefiel es dort gar nicht, und ihre besonderen Angelegenheiten riefen sie wieder nach Ambul; überdies war Chamargou mehr eifersüchtig über la Case'ns glücklichen Erfolg, als erkenntlich für die ihm von jenem geleisteten Dienste, und er würde demselben unfehlbar Mißvergnügen verursacht haben. La Case konnte hieran um so weniger zweifeln, da der Gouverneur nicht, so wie die übrigen

*) Hier folgt in dem Original eine lange, nichts Neues enthaltende Betrachtung über Verbrechen, Strafen und verwandte Gegenstände. Man würde sie wohl in jedem andern Buche eher suchen, als in einer Reise nach Madagaskar; sie konnte daher in der Uebersetzung füglich weggelassen werden.

glänzend weiße Zähne, und schöne blaue Augen mit einem glänzendbraunen Augapfel.

Es ist nicht selten, daß die Reichen und die Oberhäupter mehrere Weiber besitzen; indeß heirathen sie nur Eins auf eine gesetzmäßige Art, und die andern werden als Konkubinen angesehen. Diese Gewohnheit hat in Madagaskar keine unangenehmen Folgen; alle diese Weiber leben recht gut mit einander, und übrigens geht immer eine Scheidung vor, wenn die eheliche Verbindung dem Manne oder der Frau mißfällt. Doch bei der Scheidung wird das Heirathsgut wechselseitig zurückgegeben. Man betrachtet in Madagaskar den Ehebruch wie einen Diebstahl, und bestraft ihn auch so; auch wird der Ehestand äußerst in Ehren gehalten. Die Männer warnen die Fremden, sich nicht an ihre Weiber zu machen; aber sie bieten ihnen ihre Töchter an, und finden sich geehrt, wenn diese Kinder von denselben bekommen. Man erkennt die verheiratheten Weiber an ihren Haaren, welche geflochten und oben auf dem Kopfe zusammen gebunden sind; da hingegen die Mädchen sie nachlässig auf die Schulter herunter fallen lassen. Die Männer sind bei ihren Weibern immer zufrieden, und ihre Gegenwart macht sie fröhlich. Sobald sie dieselben bemerken, fangen sie an zu singen und zu tanzen, und wiederholen unaufhörlich, daß sie die Sorgen des Lebens mildern. Die Malegaschischen Weiber scheinen glücklich zu seyn und sind immer in guter Laune. Ihr lebhaftes, fröhliches und sich immer gleiches Temperament gefällt den Europäern außerordentlich.

Indeß die Malegaschen im Kriege sind, singen und tanzen ihre Weiber den ganzen Tag und selbst einen großen Theil der Nacht hindurch. Sie glauben nehmlich, dieses unaufhörliche Tanzen belebe ihre Männer, und vermehre ihre Stärke und ihren Muth. Kaum nehmen sie sich Zeit, ihre Mahlzeit zu genießen. Wenn der Krieg geendigt ist, versammeln sie sich bei Sonnenuntergang. Das Tanzen und Singen fängt dann immer bei dem Schall mehrerer Instru-

mente auf eine sehr lärmende Art an. Ihre Lieder sind theils Lobgesänge, theils Satyren, und die Zuhörer schienen mir immer sehr viel Antheil daran zu nehmen. Diese Spiele sind sehr nützlich, da man in ihnen schöne Handlungen preist und sich über lächerliche aufhält. Sobald ein Mädchen bemerkt, daß ihre Gesundheit durch den Umgang mit den Europäern gelitten hat, entzieht sie sich diesen fröhlichen Zusammenkünften, um beißende Spöttereien zu vermeiden und um sich von den Ombiassen, oder Aerzten des Landes, behandeln zu lassen. Sie zeigt sich nicht eher wieder in Gesellschaft, als bis sie völlig geheilt ist. Diese Gewohnheit verhindert, daß die venerische Krankheit sich auf dieser Insel nicht eben so ausbreiten kann, wie in Europa. Uebrigens haben die Ombiassen ein Mittel dagegen gefunden, das sehr heilsam seyn soll. Ich erinnere mich nicht, wie die Pflanze heißt, deren sie sich bedienen; doch weiß ich, daß ihre Blätten denen von der *Philaria* *) gleichen. Die Aerzte schreiben der Kranken vor, dies Blatt zu kauen und zu verschlucken, und dabei wechselsweise auf dem Rücken und auf dem Bauche horizontal zu liegen. Sie darf nicht mit Decken belastet werden; und damit die Transpiration nicht gestört wird, muß man, so lange das Arzneimittel wirkt, rings um sie her ein helles, lebhaftes Feuer unterhalten. Am gewöhnlichsten setzt sich die Krankheits-Materie an der Fußsohle ab, und das Geschwür, das daselbst entsteht, hat selten üble Folgen. Man sorgt übrigens dafür, daß die Hitze des Feuers nicht allzu unbequem für die Kranke ist. So weiß dieses wilde Volk sich in kürzerer Zeit, als wir, glücklich von einer Krankheit zu befreien, die wir ihm mitgetheilt haben und die bei uns so viele Verheerungen angerichtet hat.

Anstatt die Wilden zu beklagen, daß sie mit den Europäern bekannt geworden sind, scheinen die meisten Rei-

*) Es ist sehr zu bedauern, daß Herr Rochon nicht Botaniker war. Eine Pflanze, die von so großem Nutzen in der Heilkunde seyn könnte, hätte wohl verdient, daß man genauer wüßte, ob man hier *Filaria* oder *Phillyrea* lesen soll. G. F.

Personen der Kolonie, in ihn drang, daß er in dem Fort bleiben sollte. Aber in eben dem Augenblick, da die Franzosen, zweihundert an der Zahl, in der fruchtbaren Provinz Karkanossi beträchtliche Imposten erhoben und den Insulanern Gesetze vorschrieben, verwüstete aufs neue ein bürgerlicher Krieg diese schönen Gegenden, und machte la Case'ns Dienste nothwendig. Dieser, noch mehr für die Franzosen, als für die Malegaschen, unglückliche Krieg ward durch den unüberlegten Religionseifer eines Missionarius veranlaßt. Dian Manange, Beherrscher der Provinz Mandrarey, ein mächtiger, verständiger, muthiger Mann und ein treuer Bundesgenosse der Franzosen, hatte den Pater Stephan vom Orden der Lazaristen, Superior der Mission in Madagaskar, in seinem Donack auf eine sehr ausgezeichnete Art aufgenommen. Der Pater, dem die guten Eigenschaften des Dian Manange gefielen, bildete sich ein, es würde ihm leicht werden, ihn zu bekehren. Als der Letztere das Vorhaben merkte, glaubte er, seine Freundschaft für die Franzosen und besonders die Empfehlung seines Freundes la Case forderten von ihm, daß er dem eifrigen Missionar zuvorsagte, wie unnütz seine Bemühungen wären. — Die Malegaschen mögen gern öffentlich sprechen; daher versammelte Dian Manange seine Weiber und seine Hausleute, um dem Pater Stephan in ihrer Gegenwart zu erklären, daß nichts in Stande wäre, ihn von seinen Gewohnheiten abzubringen.

„Ich beklage, sagte er zu dem Pater, deine Thorheit, daß du verlangst, ich soll in meinen Jahren mein Glück und die Freuden, die ich in meinem Donack rings um mich habe, deinem Willen aufopfern; ich beklage dich, daß du dessen beraubt bist, was die Sorgen des Lebens vertreibt. Du erlaubst mir, mit Einem Weibe zu leben; aber ist Ein Weib ein Glück — warum sollten denn viele Weiber ein Uebel seyn, wenn Friede und Eintracht unter ihnen herrschen? Siehst du unter uns irgend eine Spur von

Eifersucht oder Haß? Nein, alle unsere Weiber sind gut; alle suchen mich glücklich zu machen, und ich bin mehr ihr Sklav, als ihr Herr. Doch, wenn deine Grundsätze so nützlich, so nothwendig sind — weshalb befolgen deine Brüder im Fort sie nicht? weshalb zwingst du sie nicht, sie zu beobachten? Sie müssen den Werth und den Nachdruck deiner Worte besser kennen, als ich. Glaube mir, Freund, ich will dich nicht betrügen. Es ist mir unmöglich meinen Gewohnheiten zu entsagen, und ich werde sie nur mit meinem Leben verlassen. Aber ich erlaube dir, deinen Eifer an den Völkern zu zeigen, die meiner Herrschaft unterworfen sind. Auch über meine Familie und meine Kinder gebe ich dir diese Macht. Sie wird dir aber nicht viel helfen, wenn du deine Lehren nicht nach unsern Sitten und Gebräuchen einzurichten weißt."

Der Pater Stephan beantwortete diese Rede nur mit dem unbedingten Befehl: Dian Manange sollte augenblicklich alle seine Weiber verstoßen und nur eine einzige behalten; ja, er vergaß sich so weit, daß er ihm verwegen drohete: wenn er den Befehl nicht augenblicklich befolgte, so sollten die Franzosen ihm seine Weiber mit Gewalt wegnehmen. Man kann leicht denken, daß eine so unerwartete Heftigkeit Alles in dem Donack unwillig machen und empören mußte. Die Weiber fielen über den Missionar her, und überhäuften ihn mit Schmähungen und Schlägen; ja, sie würden ihn in ihrer Wuth unfehlbar erwürgt haben, wenn Dian Manange, ungeachtet der ihn bestürmenden Unruhe, ihm nicht eilig zu Hülfe gekommen wäre. Er mußte alle seine Autorität brauchen, daß er einen Augenblick mit dem Mönche allein bleiben konnte. Dann entließ er ihn mit einem reichen Geschenke. Er that noch mehr: er verlangte von dem Missionar vierzehn Tage Bedenkzeit, um sich über die wichtige Angelegenheit seiner Bekehrung zu entschließen. Aber dieser Aufschub, den er so dringend forderte, und den der Missionar kaum zugestand, hatte einen ganz andern Zweck. Dian Manange wollte nur Zeit ge-

winnen, sich aus seiner Provinz Mandrakey zu entfernen, ohne daß er von den Franzosen verfolgt zu werden fürchten dürfte. Sobald er dann glaubte, daß er es mit Sicherheit könnte, brach er mit seinen Weibern und Sklaven auf, um sich nach dem Lande der Maschikoren zu flüchten, das fünf und zwanzig Stunden von dem Fort Dauphin entfernt ist.

Sein Aufbruch ging nicht so geheim vor sich, daß er dem Pater Stephan, der sogar in dem Donack Spione hatte, hätte unbekannt bleiben können. Vergebens suchte Chamargou den Missionar bei sich zurückzuhalten; dieser hörte nur auf seinen Religionseifer, und faßte den unbesonnenen Entschluß, dem Dian Manange nach dem Lande der Maschikoren zu folgen. Ein Lazarist, noch ein Franzose und sechs Küchenjungen oder Bedienten, welche seine Priesterkleidung trugen, begleiteten ihn auf dieser gefährlichen Mission. Nach vielfältigen Beschwerlichkeiten und Hindernissen kam er in der ersten Fastenwoche des Jahres 1664 zu Dian Manange. Dieser war über den Muth des Mönches mehr erstaunt, als erschrocken, bezeigte ihm tiefe Ehrfurcht, und nahm ihn so auf, wie er es gar nicht erwarten konnte. Vergebens bat er ihn inständigst, von dem Vorhaben, ihn zu bekehren, abzulassen, weil es sich nicht mit seinen Sitten und Gebräuchen vertrüge. Der Pater Stephan riß ihm, statt aller Antwort, sein Oli und seine Amulete ab, warf sie ins Feuer, und erklärte ihm Krieg. Es wird wohl nicht befremden, daß ein so heftiges Verfahren ihm und allen seinen Begleitern augenblicklich das Leben kostete. Dian Manange ließ sie todtschlagen, und schwor zugleich das gänzliche Verderben der Franzosen. Um diesen schrecklichen Eid desto sicherer halten zu können, schickte er seinen Sohn, der getauft worden war, an seinen Schwager Lavatange, (la Vatangue) um ihn zu unterrichten, was für Bewegungsgründe ihn vermocht hätten, sich von der Tyrannei der Franzosen zu befreien, deren strafbare Absich-

ten auf nichts Geringeres hinausliefen, als die Gebräuche, die Sitten und die Religion des Landes umzustoßen. Er setzte hinzu: sein Oli (eine Art von Amulet, das die Insulaner um Rath befragen) habe ihm befohlen, dieselben, auch mit Gefahr seines Lebens, zu vertheidigen. Noch versicherte er Lavatange'n: die Franzosen wären unfähig geworden zu siegen, weil sie es gewagt hätten, so strafbare Ausschweifungen zu begehen. Im Zorn benachrichtigte er seinen Schwager auch, daß Chamargou vierzig Franzosen nach der westlichen Küste geschickt hätte, die er leicht überfallen und niedermachen könnte. „Ich schicke dir meinen Sohn, setzte er zum Schlusse seines Briefes hinzu, daß er sich an die Spitze des Heeres stellen soll, welches du abschicken wirst, um die Franzosen anzugreifen und zu vernichten. Mein Oli inspirirt mich; und du weißt, welches Unglück uns befällt, wenn wir das, was es uns gebietet, nicht treu befolgen. Mein Sohn wird dir alles, was vorgegangen ist, umständlich erzählen; du wirst über das treulose Verfahren dieser Fremden gegen ihren getreuesten Bundesgenossen in Unwillen gerathen.„

Es war ein großes Glück für Lavatange'n, daß er von der Reise der vierzig Franzosen Nachricht erhielt. Er hatte nur so eben noch Zeit, sich in Bereitschaft zu setzen; denn zwei Tage nach der Ankunft seines Neffen meldeten ihm seine Spione, daß die Franzosen eine Stunde weit von seinem Dorfe gelagert wären. Er ließ den letzteren Reiß, Honig und vier Ochsen anbieten, und ersuchte sie, ihm doch den Endzweck ihrer Reise zu sagen, weil er noch niemals eine so große Anzahl Europäer in dem Inneren der Insel gesehen hätte. La Forge, der das Detaschement kommandirte, ließ Lavatange'n antworten: er habe Befehl, sein Land der Herrschaft des Fort Dauphin zu unterwerfen. Der Letztere gerieth über ein so unerwartetes Unternehmen in Schrecken, bat ihn um Frieden, und trug ihm vierhundert Ochsen an, wobei er bemerkte: sein Land Häe-Fontschi liege zu weit von dem Fort, als daß er

sich den Haß der Franzosen habe zuziehen können. La Forge verwarf den Vorschlag mit Verachtung; ja, der Unsinnige wagte es, zwanzig tausend Ochsen als die Friedensbedingung zu verlangen. Lavatange gab auf eine so ausschweifende Forderung gar keine Antwort, sondern ließ die Abentheurer todtschlagen, als sie gerade ein Zuckerrohrfeld verheerten.

Man erfuhr im Fort Dauphin die näheren Umstände von dem Unglück der vierzig, nach der Westküste ausgeschickten Abentheurer durch einen Portugiesen, der allein dem Blutbade entrann, weil er sich in einem großen, mit Schilf bewachsenen und übel riechenden Sumpf flüchtete. Er blieb daselbst zwei Tage lang verborgen, wobei ihm das Wasser bis an den Hals ging. Die Insulaner wollten sich nicht hinein wagen, und steckten daher das Schilf in Brand, um den Portugiesen zu nöthigen, daß er herauskommen müßte; aber durch den dicken Rauch, den dieser Brand verursachte, hatte er das Glück ihrer Verfolgung zu entgehen. Den Insulanern lag viel daran, diesen Menschen zu tödten, damit Chamargou sie nicht vor der Ankunft des Dian Manange, der mit seinem Heere noch in dem Lande der Maschikoren war, angreifen könnte. Der Portugiese berichtete nun: es wäre mit ihrer Reise bis dahin, daß sie auf Lavatange'n gestoßen, alles völlig glücklich gegangen. Ihre Menge hätte die Dörfer, durch die sie gekommen, in Schrecken gesetzt, und die Oberhäupter ohne alle Schwierigkeit die geforderten Kontributionen bezahlt; endlich wären sie in Begriff gewesen, die Früchte einer langen und beschwerlichen Reise zu genießen, als die unersättliche Raubgierde ihres Befehlshabers an ihrem Verderben und an dem Verlust ihrer reichen Beute Schuld gewesen sey.

Chamargou hätte in diesem Vorfalle nichts andres sehen sollen, als gerechte Bestrafung der unglücklichen Landstreicher, welche Gegenden verheerten, auf die sie gar kein Recht hatten; aber statt diesen Unterricht zu benutzen,

faßte er den verderblichen Entschluß, die Wohnplätze der Insulaner mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Er rückte mit dreißig Franzosen und einem kleinen Heere von Manambuln aus, ließ Weiber und Kinder niederhauen, brannte alle Dörfer ab, die er auf seinem Wege fand, und bemächtigte sich des, Dian Manange'n gehörenden Donacks. Der Pater Mannier, der einzige noch übrige Missionar, trug die Standarte. — Ich werde hier keine umständliche Nachricht von diesem barbarischen Zuge geben. Ein Augenzeuge, der nachher Provinzial-Kommissarius der Artillerie ward, hat ihn in einem Werke unter dem Titel: Voyage de Madagascar, par M. V., beschrieben.

Die Handschriften, die ich benutze, stimmen nicht in allen Umständen mit diesem Schriftsteller überein; aber, wie es scheint, ward Chamargou durch gänzlichen Mangel an Lebensmitteln gezwungen, sich wieder nach dem Fort Dauphin zurückzuziehen. Als er hierbei über den großen Fluß Mandrarey zu gehen suchte, zeigte sich Dian Manange, der seinen Bewegungen auflauerte, an dem entgegengesetzten Ufer mit einer Armee von sechstausend Mann, um sich seinem Uebergange zu widersetzen. Dian Manange, der das Chorhemde und das viereckige Barett des Missionarius Stephan trug, trotzte an der Spitze seines Heeres den Franzosen, die beinahe vor Elend starben. Während der Zeit kam la Case heran, und brachte zehn Franzosen, nebst 3,000 Androfaceen mit, die seine, oder vielmehr seiner Gattin Dian Nong, Unterthanen waren. Augenblicklich stürzte dieser tapfere Mann sich in den Fluß, gab Feuer auf den Feind, und nöthigte denselben noch mehr durch das Schrecken seines Namens, als durch die Gewalt seiner Waffen, die Ufer des Flusses zu verlassen und zu fliehen. La Case verfolgte ihn, obgleich die Annäherung der Nacht ihn hätte davon abhalten sollen. Er erkannte den Dian Manange mitten unter einer zahlreichen Schaar von Insulanern, und wollte über ihn herfallen; aber Ra-

baze, Dian Manange's Freund und Günstling, hatte den Muth, ihn aufzuhalten und sein Leben aufzuopfern, um seinen Oberherrn zu retten. Nur die Nacht konnte dem Morden Einhalt thun. Aber nach diesem blutigen Kriege befand das Fort Dauphin sich aufs neue in der beklagenswerthesten Noth; die Oberhäupter schickten keine Lebensmittel mehr, und fingen die auf, die man von weit her holte. Dian Manange, der auf die Herrschaft über einen großen Theil der Insel Madagaskar Anspruch machte, bedrohete unsre Niederlassung mit einem furchtbaren Heere; und seine bloße Anwesenheit würde sie ausgehungert haben, wenn nicht la Case fünf tausend Stück Hornvieh in das Fort geschickt hätte. Alle Expeditionen dieses außerordentlichen Mannes hatten vollkommen glücklichen Erfolg; mit dreizehn Franzosen und zweitausend Androfacen schlug er den Dian Ravaras, der an der Spitze einer Armee von achtzehn tausend Mann stand, und nahm ihm zwanzigtausend Ochsen, nebst fünftausend Sklaven weg. La Case'ns großer Ruf machte endlich, daß der Rath der Kompagnie einsah, wie nöthig es wäre, einen Mann anzustellen und zu belohnen, der ihr so ausgezeichnete Dienste geleistet hatte und noch größere leisten konnte. Sie schickte ihm ein Lieutenants-Patent, schenkte ihm einen Degen, und wünschte ihm Glück zu den von ihm ausgeführten Unternehmungen. La Case gab dem Herrn von Rennefort, der nach Frankreich zurückkehrte, den Auftrag, der Kompagnie für die neuen ihm erwiesenen Gunstbezeigungen zu danken, und setzte hinzu: er wollte es auf sich nehmen, mit zweihundert Franzosen die Insel zu erobern, und die übrigen vortheilhaften Plane, die er ihr schon vorgelegt hätte, auszuführen, wenn sie ihn berechtigte, nur ihr selbst unmittelbar Rechenschaft von seinem Verhalten zu geben. Die Kompagnie nahm diesen Plan nicht an, der ohne Zweifel mehr das Werk eines braven Soldaten, als eines einsichtsvollen Staatsmanns war; denn ein billig Denkender weiß die Rechte der Gast-

freundschaft zu ehren, und sieht es mit schmerzlichem Bedauern, wenn die Gefühle der Billigkeit und Menschlichkeit für niedrige Handelsvortheile verletzt werden.

Der Marquis de Mondevergue ward im Jahre 1666 von dem Könige zum General-Kommandanten der Kolonieen jenseits des Aequators ernannt, und zugleich erhielten la Faye und Caron die Direktion des Indischen Handels. Der Marquis kam am 10ten März 1667 auf einem Schiffe von sechs und dreißig Kanonen im Fort Dauphin an, und ihn begleitete eine kleine Flotte von neun Fahrzeugen, welche die beiden Direktoren von Indien, einen General-Prokurator, vier Kompagnien Infanterie, zehn Kolonie-Chefs, acht Kaufleute und zwei und dreißig Weiber an Bord hatte.

Mondevergue ließ sich als Admiral und General-Gouverneur von dem Französischen Orient anerkennen. Er mußte seine Zuflucht zu la Case'n nehmen, um Unterhalt für seine Flotte zu bekommen. Der letztere sorgte für alles; ja er that noch mehr: er söhnte den Dian Manange, dessen Tapferkeit und Einsicht nicht zu verachten waren, mit den Franzosen aus. Dieses Oberhaupt, das man im Fort den Fürsten von Mandrarey nannte, schwor nun dem General-Gouverneur Gehorsam und Treue.

Caron, ein geborner Holländer, hielt sich nicht lange im Fort Dauphin auf. Er ging mit einem großen Theile der Flotte nach Surate ab, um die Direktion der dortigen Niederlassung zu übernehmen; und la Faye blieb im Fort. Im November 1670 kam eine andre Flotte von zehn Schiffen an, die unter dem Herrn de la Haye, Befehlshaber des Navarre, eines Schiffes von sechs und funfzig Kanonen, stand. Das ganze Geschwader gehörte dem Könige, und war zum Kriege bewaffnet. La Haye ließ sich als General und Admiral, mit der Autorität eines Vice-Königs, anerkennen. Er machte Chamargou zum Unter-Kommandanten, und la Case'n zum Major der

Insel. Um diese Zeit hatte die Kompagnie dem Könige den Besitz von Madagaskar abgetreten.

Der Marquis de Mondevergue, dem man die Wahl gelassen hatte, ob er Gouverneur von Madagaskar bleiben, oder nach Frankreich zurückkehren wollte, zog das letztere vor, und schiffte sich im Februar 1671 auf der Marie ein. Bei seiner Ankunft zu Port-Louis fand er einen Kommissarius, der den Auftrag hatte, ihm die Rechnung über seine Administration abzunehmen. Die Kompagnie war sehr gegen ihn aufgebracht; denn la Haye, mit dem er sich überworfen, hatte ihn verläumdet und auf das übelste angeschwärzt. Obgleich der brave Mondevergue, der mit Klugheit regiert und den Frieden in Madagaskar wieder hergestellt, die Stimme des Publikums für sich hatte, so mußte er doch seinem Gegner unterliegen, und starb als Gefangener in dem Schlosse zu Saumur.

La Haye, dessen Autorität unbegränzt war, faßte den Entschluß, sich von den Oberhäuptern, welche Verdacht bei ihm erregten, zu befreien; er machte daher Chamargou und la Case'n den Antrag, sie sollten den nächsten Nachbar der Franzosen, Dian Ramousaye, der nicht nach dem Fort gekommen war, um ihm seine Ehrerbietung zu bezeigen, den Krieg erklären. Man verlangte nun von ihm, daß er alle die Waffen, die er von den Franzosen hatte, nach dem Fort zurückschicken sollte. Es läßt sich leicht einsehen, daß er diese Forderung sogleich geradezu abschlug. Nun gab la Haye Chamargou'n und la Case'n Befehl, mit 700 Franzosen und 600 Malegaschen den Dian Ramousaye in seinem Dorfe zu belagern. Dieser Angriff war fruchtlos; denn Dian Ramusaye vertheidigte sich so lebhaft, daß die Franzosen sich zurückziehen mußten. Hiermit schien es nicht natürlich zuzugehen; man glaubte, Chamargou habe aus Mißvergnügen darüber, daß er in einem Lande, wo er sonst immer der erste gewesen, itzt nur der zweite war, nicht wenig dazu beigetragen, diese Expedition, deren Un-

gerechtigkeit man nicht einmal zu bemänteln gesucht hatte, zu vereiteln. Wie dem auch seyn mag — la Haye ward durch den schlechten Erfolg seiner ersten Unternehmung so gedemüthigt, daß er den Entschluß faßte, Fort Dauphin zu verlassen, und sich mit seinen Truppen nach Surate zu begeben, wenn er vorher die Insel Mascarenhas (die nachmalige Insel Bourbon) besucht hätte. Seine Eigenliebe war äußerst dadurch gekränkt, daß er den Chamargou, weil dieser durch Lokal-Kenntnisse Vortheile über ihn hatte, mit aller seiner Autorität nicht verhindern konnte, die Operationen, die er unternehmen wollte, durch geheime Triebfedern nach Willkühr scheitern zu lassen.

Bald nach la Haye's Abreise starb der brave la Case. Es ließ sich leicht vorhersehen, daß der Tod dieses berühmten Mannes unvermerkt den Untergang unsrer Niederlassung nach sich ziehen würde. Man wußte, daß die Insulaner die lebhafteste Begierde hatten, sich für unsre Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu rächen, da unser Joch ihnen verhaßt und unerträglich war.

Daß die Niederlassung im Fort Dauphin, trotz der verabscheuenswerthen Administration ihrer Befehlshaber, nicht zu Grunde ging, hatte man bloß la Case'n zu verdanken, dessen Name die Malegaschen von einer so fehlerhaften Konstitution abhängig erhielt. Das Andenken dieses in der That außerordentlichen Mannes steht bei den Insulanern noch in großer Verehrung. Seine Tapferkeit, verbunden mit noch seltneren Eigenschaften, und besonders seine Verwandtschaft mit ihnen durch seine Verheirathung mit Dian Nong, gab ihm ein solches Ansehen, daß erst nach seinem Tode alle Oberhäupter sich gegen die traurigen Ueberreste der Französischen Abentheurer vereinigten, auf deren ephemeres Glück immer viel größere Widerwärtigkeiten folgten.

La Case hatte ohne Zweifel zu viel Neigung zum Kriege; und dies ist ein Flecken für sein Andenken. Doch

wen stürzt Ruhmbegierde nicht bisweilen in eine Trunkenheit, welche alle Gefühle von Recht und Menschlichkeit tödtet? Ein tapferer Soldat kann sich schwer in allen Stücken wie ein Weiser verhalten; und in dieser Rücksicht wäre es vielleicht ungerecht, alle Handlungen dessen, der in Madagaskar seiner Nation am meisten Ehre gemacht hat, streng zu richten.

Chamargou überlebte la Case'n nicht lange; und nach ihm ward la Bretesche, la Case'ns Schwiegersohn, der aber weder die Talente noch das Ansehen seines Schwiegervaters hatte, Befehlshaber der Niederlassung. Er sah, daß er bei der Unruhe und der Zwietracht, die unter den Franzosen und den Insulanern herrschten, unmöglich seine Autorität behaupten konnte; deshalb benutzte er die Gelegenheit, da ein nach Surate bestimmtes Schiff bei der Insel vor Anker ging, sich mit dem Ueberreste seiner Familie einzuschiffen. Mehrere Missionarien und einige andre Franzosen befolgten sein Beispiel; aber kaum war das Schiff segelfertig, als man ein Nothzeichen auf dem Lande bemerkte. Der Schiffskapitain ließ sogleich seine Schaluppen aussetzen; und diese nahmen nun bei dem Fort die Unglücklichen auf, welche einem, von Dian Ramousaye und den übrigen Oberhäuptern in der Nachbarschaft unsrer Niederlassung veranstalteten Blutbade entgangen waren. Dieses traurige Ende hatte eine Kolonie, die gewiß blühend und für den Handel vortheilhaft geworden wäre, wenn ihre Vorgesetzten nicht alle Mittel angewandt hätten, den Namen der Franzosen bei den von Natur so sanften, menschlichen und gastfreien Malegaschen verhaßt zu machen.

Unter den verschiedenen handschriftlichen Aufsätzen, die mir bei dieser Nachricht von unsren ersten Niederlassungen im südlichen Theile der Insel Madagaskar zu Statten gekommen sind, muß ich mit Ehren eines Manuskriptes erwähnen, das ich von dem Minister Herrn de Malesherbe bekommen habe. Dieser Beförderer der Wissen-

schaften hatte zugleich die Güte, mir eine große und sehr sorgfältig gezeichnete Karte von Madagaskar*) mitzutheilen, welche, so wie das Manuskript, von Herrn Robert ist. Dieser Mann widmete sie im Jahre 1725 dem Duc de Chaulnes, dessen Protektion er damals suchte, um ein neues Etablissement im Norden von Madagaskar zu errichten. Er war von den Seeräubern gefangen, und nach Madagaskar gebracht worden. Hier blieb er mehrere Jahre, und wandte sie nützlich dazu an, die Insel zu durchwandern und die Produkte der vornehmsten Provinzen kennen zu lernen. Sein Plan zu einer Niederlassung hatte den Endzweck, die Reichthümer zu sammeln, welche die Seeräuber in dem nördlichen Madagaskar, während dasselbe ihnen zum Zufluchtsorte gedient, verstreuet hatten. Doch dieser Plan, bei dem der Vortheil vielleicht nicht einmal die Kosten aufgewogen hätte, blieb unausgeführt. Es wurden nun keine beträchtliche Niederlassungen mehr gegründet, außer in neuern Zeiten eine von Herrn de Modave, einem angesehenen und verständigen Officier, im südlichen Theil, und eine andere von dem Grafen Beniowski im nördlichen. Ich war im Jahr 1768 auf Isle de France, als Herr de Modave in Namen des Königs das Gouvernement von Fort Dauphin in Besitz nahm. Der damalige Seeminister, Duc de Praslin, hatte den ihm von Herrn de Modave vorgelelegten Plan gebilligt. Vielleicht ist dieser Plan den Lesern nicht unwichtig.

Isle de France kann, wie unsre Antillen, unsre Lebensmittel konsumiren, und uns dagegen Produkte vertauschen, die uns fehlen. Sie ist ein Anker- und Erfrischungsort für die Schiffe und Mannschaften, die in unsrem Asiatischen Handel beschäftigt sind. Auch kann sie unsren Handel decken und uns in Indien vertheidigen.

*) Die Gründe, weshalb diese nicht nachgestochen, sondern durch eine neugezeichnete ersetzt worden ist, sehe man in der Vorrede. G. F.

So viele vereinigte Vortheile konnten wohl mehrere Personen überreden, daß diese Kolonie unter allen Niederlassungen jenseits des Meeres das Gouvernement am meisten interessiren müsse. Wenn man aber alle die Gesichtspunkte, unter denen Isle de France so empfehlenswerth scheint, nach einander betrachtet, so sieht man, daß die Insel in jeder Rücksicht in einem unvollkommenen Zustande ist, und daß man an ihrer Nutzbarkeit zweifeln müßte, wenn sie auf das eingeschränkt wäre, was sie für sich selbst und durch ihre gegenwärtigen Nebenvortheile seyn kann. Wirklich ist diese Insel in Rücksicht auf Tauschhandel sehr uninteressant*), da sie sowohl an Asien, als an Europa fast gar nichts zu geben hat. Sie könnte übrigens ihre Lebensmittel zur Ausfuhr nicht anders vermehren, als auf Kosten wesentlicher Dinge. Dann würde sie den Schiffen, die daselbst neue Vorräthe einnehmen wollten, nichts geben können; und eben so wenig reichte sie für den Unterhalt der Truppen hin, wenn sie ihren Anbau auch ganz auf Getreide und andre Lebensbedürfnisse einschränkte.

Allein Isle de France hat auch noch außerdem einen wesentlichen Fehler: alle Arbeiten der dortigen Kolonie werden von Sklaven verrichtet; das Bevölkerungssystem der Insel ist daher fehlerhaft. Glücklicher Weise kann diesen Unvollkommenheiten durch eine Niederlassung auf Madagaskar abgeholfen werden; und daher wird es nöthig, diese zu versuchen. Der gute Fortgang eines solchen Unternehmens scheint leicht; die Kosten werden nicht beträchtlich und der Nutzen äußerst groß seyn. Das, was man aus Madagaskar ziehen kann, ist unzählig, da diese Insel die Produkte von zwei Zonen hervorbringt. Sie kann für den Asiatischen und Europäischen Handel in Ueberfluß Baumwolle und Seide liefern; ferner Gummata und allerlei Harze, Amber, Eben- und Färbeholz, Hanf, Flachs, gutes Eisen und überhaupt alle Metalle, selbst Gold nicht ausgenommen. Auch kann man daselbst mit mehr Vortheil, als irgendwo sonst, alle Indische Zeuge fabriciren. Ueberfluß an Reiß und Getreide wird auch den Land- und Seetruppen, die das Gouvernement etwa auf Isle de France unter-

*) Durch die Betriebsamkeit des Herrn Poivre ist nun die Einfuhr von Specereien ein wichtiger Handelszweig geworden. Das konnte aber Herr de Modave, als er diesen Aufsatz schrieb, nicht wissen. A. d. V.

unterhalten will, die nöthigen Lebensmittel zusichern. Zu dem allen kommt auch noch Pökelfleisch, Leder und Talg.

Die Schifffahrt zwischen dieser Insel und Madagaskar kann, bei einiger Vorsicht, zu allen Zeiten sicher betrieben werden. Eine Verbindung zwischen diesen beiden Inseln ist also nothwendig und natürlich. Der Reichthum und die Stärke von Isle de France hangen von Madagaskar ab, und das erstere wird die vorgeschlagene Niederlassung eben so leicht anlegen, als erhalten können.

Es ist nicht nöthig, zu dieser Eroberung Flotten und Truppen auszuschicken, oder mit großen Kosten eine ganze Gesellschaft dahin gehen lassen. Bessere Mittel werden uns diese Niederlassungen ganz ohne Aufwand verschaffen; bloß durch die Macht des Beispiels, der Sitten, einer besseren Polizei und der Religion will man Madagaskar erobern. Die Gesellschaft ist daselbst schon ganz eingerichtet. Es kommt nur darauf an, sie an uns zu ziehen, und sie nach unsern Absichten zu lenken. Dies kann aber keine Schwierigkeiten machen, da es den Madekassen selbst durch den Vortheil des gegenseitigen Tauschhandels nützlich ist.

Sobald ich mich im Fort Dauphin niedergelassen, und ein Detaschement Truppen zur Besatzung desselben und zur Sicherheit der Franzosen unter meinem Befehle habe, will ich sechs Monathe lang das Innere des Landes durchreisen; denn man muß das Fort Dauphin nicht als den besten Ort zu einer Niederlassung ansehen. Drei Stunden südlich von dem Fort fließt der schöne Fluß Fanscher, der für kleine Fahrzeuge zwanzig Stunden landeinwärts schiffbar ist. Er bildet oberhalb seiner Mündung einen See, der drei tausend Toisen im Durchmesser hat und nirgends weniger als zehn Klafter tief ist. Dieser See hängt mit dem Meere durch einen, funfzig bis sechzig Toisen breiten Kanal zusammen, den der Ablauf des Wassers ausgehöhlt hat, und den selbst bei der trockensten Jahrszeit die stärksten Schaluppen befahren können. Durch einige wenige Arbeit würde dieser See einer der schönsten Häfen in der Welt werden; und wie es scheint, ist Fanscher der bequemste Ort zu einer Niederlassung. Wenn man mit Bewilligung der Eingebornen ein Lager daselbst aufgeschlagen hätte, müßte man die Garnison verdoppeln; und dann würde man zu den ersten

Geschäften einige Arbeiter nöthig haben. Man wird an mehrere Familien Ländereien vertheilen, welche nur von freien Leuten gebauet werden sollen.

Unsre Sicherheit im Lande, und die Absicht, der Kolonie selbst und auch Isle de France mehr Stärke zu verschaffen, erlauben es der projektirten Kolonie nicht, Sklaven in ihren Dienst zu nehmen; aber die Landeseingebornen können gegen Bezahlung zur Arbeit gebraucht werden: und da man sich ohne Schwierigkeit des Pfluges bedienen kann, so wird es möglich seyn, bald, und mit geringeren Kosten als auf Isle de France, durch eine kleine Anzahl Kolonisten einen sehr ausgebreiteten Feldbau treiben zu lassen. Man müßte übrigens an dem Orte ein Magazin von Branntwein, blauer Leinwand, Glasperlen, Korallen und einigen leichten Französischen Zeugen haben. Zwanzig Wohnungen werden den Erfolg der Niederlassung fürs erste sichern, und im zweiten Jahre wird es leicht seyn, viele andre zu errichten. Während der ersten beiden Jahre muß man mit Niederlassung, so zu sagen, nur eine Probe machen; um sie hernach zu befestigen, wird man die zu einem Fort nöthigen Materialien in Stand setzen, und dann im dritten Jahre das Fort erbauen, indeß mehr, um dem Kommandanten Würde zu geben, als daß er sich mit Gewalt darin behaupten soll. Isle de France und die Liebe der Eingebornen müssen die wahre Sicherheit der Kolonie ausmachen. Bei diesen Grundlagen könnte das vorgeschlagene Fort erbauet werden, ohne daß die neue Kolonie eine Erschütterung dadurch litte. Isle de France, das windwärts von Madagaskar liegt*), wird immer im Stande seyn, der neuen Kolonie Hülfe zu leisten. Die Kosten des vorgeschlagenen Unternehmens sind nur mittelmäßig; aber der Nutzen desselben sehr groß. Die Truppen vermehren die Kosten gar nicht, da sie ein Theil der Besatzung von Isle de France sind, wo ihre Unterhaltung theurer seyn würde. Zu den aufzuführenden Gebäuden ist nur eine kleine Anzahl von Arbeitern nöthig, die für eine mäßige Bezahlung in kurzer Zeit

*) Windwärts heißt: nach der Richtung hin, von welcher der Wind kommt. Hier ist von einer Meeresgegend die Rede, wo die Südostwinde beinahe das ganze Jahr hindurch herrschen; folglich liegt Isle de France windwärts (ostwärts) von Madagaskar. G. F.

das Nöthige thun werden; und dieser Vorschuß würde bald aus dem Verkauf mehrerer Sachen, die man durch das Etablissement selbst haben und zu dieser Rückzahlung bestimmen könnte, wieder herauskommen. So blieben alle Gebäude dem Könige, ohne daß man die zur Aufführung nöthigen Gelder von den nach Isle de France geschickten Summen nehmen dürfte. Die einzige Vergrößerung der Kosten, die das vorgeschlagene Etablissement in den Ausgaben von Isle de France und Bourbon verursachen würde, machten die Besoldungen der Officiere und Officianten aus; diese Summe wäre indeß nicht beträchtlich, da sie sich noch nicht auf 40,000 Livres beläuft. Die verschiedenen Geräthschaften, welche aus den Magazinen von Isle de France zur Versorgung der neuen Kolonie genommen werden müßten, schätze ich auf 33,548 Livres.

Dies ist der Aufsatz, welcher der Französischen Niederlassung im Fort Dauphin, unter dem Befehle des Herrn de Modave zur Grundlage gedient hat. Zwar entsprach der Erfolg dieses neuen Unternehmens keinesweges den Hoffnungen, mit denen der Minister sich schmeichelte; aber die Schuld davon war der Umstand, daß jede Kolonie, wenn sie nicht das Glück und die Belehrung der Völker, bei denen man sich anbauen will, zur Grundlage hat, immer nur ein ephemeres Glück haben kann. Nicht Soldaten, sondern Handwerker, Ackerleute, arbeitsame unterrichtete Menschen, muß man bei solchen Völkern wohnhaft machen, und dabei nicht vergessen, daß Verträge der Wilden mit den Europäern in allen Stücken denen gleich sind, welche Kinder mit einsichtsvollen Leuten schließen würden. Da die bis jetzt mit den Malegaschen geschlossenen Verträge augenscheinlich zu dieser Art gehören, so würde es höchst ungerecht seyn, sich dieselben zum Nachtheil der Insulaner zu Nutze zu machen. Wird man durch große Handelsvortheile nach Madagaskar hingelockt, so muß man gerechtere und menschlichere Grundsätze befolgen. Man wähle zur Stiftung von Kolonieen Ackerleute und Handwerker. Wer den Charakter

der Malegaschen kennt, wird gar nicht ungewiß seyn, wie diese Insulaner Leute, deren frugales und thätiges Leben Ueberfluß herbeiführt und das Laster zurückschreckt, aufnehmen werden. Der Ackerbau vermittelst des Pfluges, und eine Menge praktischer Kenntnisse müssen den Insulanern Gesinnungen der Dankbarkeit und Ehrfurcht einflößen. Indien bietet eine Menge Handwerker und geschickter Weber dar, welche die Kattune zu bereiten und ihnen die glänzenden dauerhaften Farben zu geben wissen, derentwegen sie von den Handel treibenden Nationen so gesucht werden. Die aus Pflanzen gezogenen Färbematerialien haben in unserm kalten Klima nicht eben die Güte, nicht eben den Glanz, wie in der heißen Zone. Unsre Gartenfrüchte färben sich, wenn sie an Spalieren gezogen werden, nur auf der Seite, welche den Sonnenstralen zugekehrt ist. Wir haben keine Beitze, welche die Farben des Kattuns so dauerhaft und unveränderlich macht, wie der Saft der Adamsfeige, die wir Pisang nennen. Die Indier zeichnen sich auch in der Fabrikation von seidnen Zeugen aus; und mehrere Provinzen von Madagaskar würden reichliche Erndten von Seide liefern. Ein so wichtiger Handelszweig ist um so weniger zu vernachlässigen, da die Malegaschen im südlichen Theile der Insel diese schätzbare Substanz zu bereiten und zu weben wissen.

Ich habe in der Gegend der Bay Antongil vier Arten von Kokons kennen lernen, welche eine sehr gute Seide geben. Die Malegaschen unterscheiden dieselben durch folgende vier Benennungen. Ande've' ist ein Kokon fast ganz so wie der, welcher in dem südlichen Frankreich die schönste Seide giebt. Ande-vontaka, kleiner als der vorige, liefert eine Seide, die feiner und völlig eben so schön ist, wie die Chinesische. Der Baum, welcher Anako (anacau) genannt wird, ist zu einer gewissen Jahrszeit mit kleinen Kokons bedeckt, die vermittelst kleiner Fäden an seinen Blättern und Zweigen hangen. Die Seide dieser Kokons, welche Ande'-anako genannt

werden, ist äusserst haltbar und fein; aber um sie abhaspeln und zum Gebrauche tauglich machen zu können, muß man sie vor dem Schmutze bewahren, der von den Blättern und Zweigen herunterfällt. Die vierte Art, welche bei den Malegaschen Ande'-faraha heißt, kann gar nicht abgehaspelt werden. Sie hat die Gestalt eines Sackes, welcher mehrere Hundert kleine Kokons in sich schließt.

Die Wolle von Madagaskar ist schön; aber die Einwohner benutzen sie nicht. Die Indier würden sie in der Zubereitung derselben unterrichten, und bald hätte man ihnen dann einen neuen, äußerst wichtigen Handelszweig zu verdanken. Jeder Reisende kennt die schönen wollenen Zeuge, die in Bengalen unter dem Namen Schahl (Shawl) bekannt sind, und aus denen die Mohammedaner Turbane machen. Von diesem Zeuge kostet die Elle, wenn die feinste Wolle aus Kaschmir dazu gebraucht ist, nicht weniger als hundert Pistolen. Diesen übermäßigen Preis muß man befremdend finden, da die ersten Stoffe in Indien so wenig kosten, und die Handarbeit dort so wohlfeil ist. Indeß bringt der Indier, der mehr Geschicklichkeit und Geduld hat, als der Europäer, es mit ziemlich groben Instrumenten doch dahin, daß er diese kostbaren Zeuge weben kann.

Wollte Frankreich in der Folge mit Indien und China den reichen Seiden-, Wollen- und Zitzhandel theilen, so glaube ich — und mehrere einsichtsvolle Männer sind eben der Meinung — daß ein solches Unternehmen nicht unmöglich wäre, wenn man in Madagaskar nach guten Grundsätzen eine Kolonie von Indischen Webern anlegte, die unter dem Schutze von Isle de France und Bourbon stände. Man müßte aber zugleich die berühmten Maschinen von Manchester zum Kämmen und Spinnen der Wolle und Baumwolle einführen; denn alsdann wäre die Zeugfabrikation bloß auf das Weben eingeschränkt, und gewiß sind die Indier in diesem Stück den Europäern über-

legen. Diese Behauptung soll übrigens unsre Industrie gar nicht herabwürdigen. Ich fühle, wie ungereimt es wäre, die Aldeen*) am Ufer des Ganges mit unsren großen Manufakturen in Parallele zu setzen; man würde dann Produkte der Geschicklichkeit und Geduld mit Werken des Genie's vergleichen.

Die Industrie des Indiers ist übrigens nicht bloß auf das Weben eingeschränkt: er versteht sich ziemlich gut auf den Ackerbau; auch weiß er Zucker und Indigo zu bereiten. Der Thon nimmt unter seinen Händen mancherlei Gestalten an, so daß die Indische Töpferware selbst in Europa gesucht und geschätzt wird. Die Indier sind nicht weniger, als die Chinesen, in der Steinschneidekunst geschickt. Um die härtesten Steine zu schneiden und zu durchbohren, bedienen sie sich des pulverisirten und mit Oel getränkten Diamantspaths, einer in Indien nicht kostbaren und in Europa wenig bekannten Substanz, die sich eben so gebrauchen läßt, wie Diamantstaub. Die Indier wissen auch den Bambu zu bearbeiten, und Papier, Hausgeräthe, Palankine und wasserdichte Gefäße daraus zu verfertigen. Dieser Baum ist eine Art von dickem Schilf, aus dessen Knoten ein von den Orientalern sehr geschätzter Saft herausläuft. Er wird gegen hundert Fuß hoch, und sein hartes, leichtes Holz kann auf sehr viele Arten gebraucht werden.

Die Leute in Europa, die sich in den mechanischen Künsten auszeichnen, könnten von den Asiatischen Völkern mancherlei lernen, was ihnen großen Vortheil verschaffen würde. Der Ursprung des Borax ist uns noch nicht recht bekannt. Man hat mich zu Pondicheri versichert, daß dieses zum leichteren Schmelzen der Metalle so nöthige Salz nicht künstlich sey, sondern daß man es aus den

*) In Indien werden die Wohnungen der ursprünglichen Eingebornen mit dem Portugiesischen Worte *Aldéas* benannt, welches Dörfer bedeutet; hier scheint es Flecken, von Webern bewohnt, anzuzeigen. G. F.

Bergwerken von Aurengabad ziehe*). Der verstorbene Herr de Lassonne, erster Leibarzt des Königs, und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, hatte mir den besondren Auftrag gegeben, über diesen Gegenstand Untersuchungen anzustellen; sie haben indeß, ungeachtet aller angewandten Mühe, keinen Erfolg gehabt. — Auch die Filigran-Arbeiten in Gold und Silber zeigen unsren geübtesten Künstlern, daß die Indier die Metalle mit vieler Geschicklichkeit zu bearbeiten wissen. Doch, ich brauche weiter nichts von der Industrie dieses Volkes zu sagen; was ich bisher angeführt habe, beweist schon hinlänglich, daß es eines gebildeten Volkes würdig wäre, in Madagaskar eine Kolonie von Indiern zu stiften. Der Indier wird Madagaskar seinem Vaterlande vorziehen; gewiß arbeitet er lieber in einem dem seinigen ähnlichen Klima, auf einer fruchtbaren Insel, wo er in Frieden Ueberfluß und Freiheit genießt, für sich selbst, als daß er zum Vortheile des Mogols ein Feld bauet, welches seinen Vorfahren auf die abscheulichste Art entrissen worden ist. Er wird durch sein Beispiel den guten Malegaschen zur Arbeit bilden, und durch seinen Kunstfleiß die Kolonie zu einem hohen Grade von Wohlstand bringen.

Der Reichthum einer Nation ist immer das Produkt ihrer Arbeit; also bleibt jeder arbeitsame Bürger nur deshalb unthätig und dürftig, weil die Nation ihren wahren Vortheil vernachlässigt oder verkennt. Ein Aktivhandel veranlaßt nicht nur viele und mannichfaltige nützliche Beschäftigungen, sondern erfordert auch Arbeiten, deren Vor-

*) Es ist bereits seit langer Zeit bekannt, daß der Borax als ein natürliches Mittelsalz in den Seen von Tibet gefunden wird, und nicht, wie der Verfasser meint, in den Bergwerken Indiens. Die Säure, welche seinen wesentlichsten Bestandtheil ausmacht, oder das so genannte Sedativsalz, findet sich auch in Europa in fester Gestalt, in gewissen Seen des Großherzogthums Toskana (namentlich im Cerchiago); und mit Kalch- und Talkerde verbunden, als ein würflichter, sechs- und zwanzigseitiger Spath krystallisirt (Boracit) in einem Gipslager bei Lüneburg. G. F.

theile unzählig sind; besonders Wege, Vervollkommnung der Schifffahrt auf den Flüssen, Vereinigungs-Kanäle, Austrocknungen, Urbarmachungen, und Anpflanzungen sowohl auf dem Gipfel als auf dem Abhange der Berge. Will man aber seine Anlagen schnell zur Vollkommenheit bringen, so denke man auf Ersparnisse, brauche Thiere statt der Menschenhände, benutze Luftzüge, Wasserfälle, kurz alle die bewegenden Kräfte, deren es auf der Erde so viele giebt.

Unter die Maschinen, die man besonders in den Kolonieen einzuführen suchen sollte, gehört vor allen die Feuermaschine, die der berühmte Mechaniker Watt in neueren Zeiten zum höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht hat. Sie könnte Tausenden von Sklaven, die itzt in den Zuckermühlen die größten Beschwerlichkeiten erdulden müssen, ihre Arbeit erleichtern.*) — —

*) Hier folgt im Original eine Beschreibung der Feuermaschine, und dann eine Nachricht von dem Zuckerrohr und der Bearbeitung desselben, zu deren Erleichterung der Verfasser die Einführung jener Maschine vorschlägt. Die ganze Stelle ist in der Uebersetzung weggelassen worden; denn die Feuermaschine wird aus des Verfassers unvollständiger Beschreibung niemand richtig kennen lernen, und über die Bearbeitung des Zuckerrohrs sagt er gar nichts Neues.

Der einsichtsvolle Mann verachtet nur das Schädliche oder Unnütze, und verehrt jeden Stand, welcher der menschlichen Gesellschaft Vortheil gewährt. Er weiß, daß Müßiggang die einzige Quelle des Lasters und des Elends ist, und beklagt es, daß eine Menge Arme in Unthätigkeit bleiben, weil ein lächerliches Vorurtheil verhindert, daß eine gewisse Klasse von Menschen nicht in ihren persönlichen Kräften Mittel finden kann, sich ihren Unterhalt zu erwerben und ihr Vaterland zu bereichern. Aber dieses Vorurtheil, welches bei den meisten gebildeten Nationen dem Handel den größten Theil seiner Thätigkeit raubt, und — was man nicht zu glauben scheint — die wahre Ursache von unsrem Unglück und Elend ist, herrscht glück-

licher Weise in den Kolonieen nicht; und daher ließen sich äußerst große Vortheile erwarten, wenn man unsre Kenntnisse nach entfernten Himmelsgegenden brächte. Der fruchtbare Boden von Madagaskar, und dessen äußerst schätzbare Produkte müßten der Industrie unfehlbar Mittel darbieten, einen Handel zu begründen, der in seiner Thätigkeit und seinem Umfange unbegränzt wäre. Und in diesem Gesichtspunkte, dünkt mich, sollte man die Niederlassungen betrachten, die man in Madagaskar anlegen wollte. Zwar ist Herr de Modave diesem Endzwecke näher gekommen, als seine Vorgänger; indeß sieht man aus seinem Aufsatze, daß seine Plane doch nicht auf einem sicheren Grunde beruheten, und daß sie doch nicht fähig waren, die Kolonie, die er stiften sollte, glücklich und lange blühend zu machen. Dies war auch die Meinung des berühmten Herrn Poivre, der, als Herr de Modave die Niederlassung auf Madagaskar anlegte, Intendant von Isle de France und Bourbon war. Er hatte sich lange in Madagaskar aufgehalten, um die nützlichsten Produkte dieser Insel kennen zu lernen; und man sieht also leicht, von welchem Gewichte die Meinung dieses Mannes seyn muß, der sich durch seine Einsichten und Tugenden auszeichnete. Seinem unermüdlichen Eifer wird Frankreich bald den Vortheil verdanken, daß es mit Holland den einträglichen Specerei-Handel theilen kann. Wenn künftige Generationen diese Wohlthat nicht vergessen, so müssen die Widerwärtigkeiten, welche dieser tugendhafte Bürger erlitten hat, sein Andenken nur noch werther machen. Immer verwendete er sich leidenschaftlich für die Fortschritte nützlicher Kenntnisse und Untersuchungen, und nie ließ er eine Gelegenheit vorbei, wo er Belehrung verbreiten konnte. Er sah es als eine von den vorzüglichsten Pflichten eines Gouverneurs an, bei solchen Leuten, an denen er wahrhaft nützliche Talente kannte, Nacheiferungstrieb anzuwenden und zu erregen. Besonders benutzte er die Kenntnisse des berühmten Commer-

son. Dieser gelehrte Naturforscher hatte Herrn Bougainville auf seiner Reise um die Welt begleitet und eine große Menge Pflanzen und allerlei andre Naturmerkwürdigkeiten in den von ihm besuchten Ländern gesammelt. In seiner Reisebeschreibung fanden sich sehr viele interessante Sachen. Herr Commerson war gewiß versichert, daß, wenn er geradezu nach Frankreich ginge, seine nützlichen und mühsamen Arbeiten nicht unbelohnt bleiben würden. Aber alle diese Vortheile machten nicht länger Eindruck auf ihn, sobald er wußte, daß Herr Poivre ihn zum Einsammeln neuer Kenntnisse zu brauchen wünschte. Als er nun die Naturgeschichte von Isle de France und Bourbon völlig erforscht hatte, ging er im Jahre 1769 nach Madagaskar. Herr de Modave, der damals Gouverneur von Fort Dauphin war, verschaffte ihm viele Mittel, den Wissenschaften neue Dienste zu leisten. Es ist sehr zu bedauern, daß die schätzbaren Arbeiten dieses unermüdlichen Mannes nach seinem Tode verloren gegangen oder zerstreuet worden sind! Ich bin Augenzeuge von der außerordentlichen Thätigkeit dieses Gelehrten gewesen, der fast alle Nächte damit zubrachte, die Pflanzen und die andern Naturprodukte zu beschreiben, die er bei der glühenden Hitze des Tages gesammelt hatte. Vielleicht hat nie ein Naturforscher stärkeren Eifer und ausgebreitetere Kenntnisse gehabt. Aber jetzt ist von der großen Sammlung, die er uns in Isle de France mit so vielem Vergnügen zeigte, wenig oder gar nichts mehr übrig. Ich berufe mich auf Herrn de Jussieu, der die Güte gehabt hat, mir alle die Ueberreste mitzutheilen, die man sich von Herrn Commerson's unzähligen Nachforschungen hat verschaffen können. Sie enthalten nichts als ziemlich unwichtige Nachrichten von einigen Pflanzen, die schon von Flacourt in seiner Geschichte von Madagaskar beschrieben sind. Die einzige interessante Bemerkung betrift die Kimosen. Ich will sie hieher setzen und auch

einen kleinen Aufsatz über eben den Gegenstand von de Herrn de Modave hinzufügen.

„Die Liebhaber des Wunderbaren, die es uns ohne Zweifel wenig Dank wissen würden, daß wir die vorgebliche Riesengestalt der Patagonier auf sechs Fuß vermindert haben, werden vielleicht zur Entschädigung einen Stamm von Pygmäen annehmen, der in das andre Extrem fällt. Ich meine die Halbmenschen in dem Innern der großen Insel Madagaskar, die daselbst eine beträchtliche Völkerschaft ausmachen und Kimos genannt werden. Der natürliche und unterscheidende Charakter dieser kleinen Leute besteht in Folgendem. Sie sind weiß, oder doch wenigstens blässer von Farbe, als alle bekannten Schwarzen; sie haben sehr lange Arme, so daß die Hand, ohne daß der Leib gebogen wird, bis unter die Knie reicht. An den Weibern ist ihr Geschlecht kaum durch Brüste kenntlich, außer zu der Zeit, wenn sie säugen. Auch will man versichern, daß die meisten, um ihre Säuglinge zu ernähren, Kuhmilch zu Hülfe nehmen müssen. In Ansehung der Geistesfähigkeiten machen diese Kimos den übrigen Madekassen den Vorzug streitig, von denen man doch weiß, daß sie viel Kopf und Geschicklichkeit haben, ob sie gleich in der größten Trägheit leben. Man versichert aber, daß die Kimos nicht nur viel thätiger, sondern auch kriegerischer sind. Da ihr Muth, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit ihrem Wuchs in umgekehrtem Verhältnisse steht, so sind ihre Nachbarn, die oft Streit mit ihnen haben, nie im Stande gewesen, sie zu unterdrücken. Ob sie schon mit ungleichen Kräften und Waffen angegriffen wurden (denn sie besitzen nicht, wie ihre Feinde, Pulver und Flinten); so haben sie doch immer muthig gefochten, und sich in ihren Felsen frei erhalten. Der schwierige Zugang zu diesen trägt ohne Zweifel viel zu ihrer Erhaltung bei. Sie leben auf denselben von Reiß, verschiedenen Arten von Obst, Hülsenfrüchten und Wurzeln; auch ziehen sie eine große Anzahl von Vieh (Buckelochsen und breitschwänzige Schafe), das sie zum Theil ebenfalls zur Nahrung benutzen. Sie haben mit den verschiedenen Madekassischen Stämmen, die um sie her wohnen, weder durch Handel noch auf irgend eine andere Art Verbindung, und gewinnen ihre sämtlichen Bedürfnisse aus dem Boden, den sie besitzen. Alle die kleinen Kriege zwi-

schen ihnen und den übrigen Einwohnern der Insel laufen darauf hinaus, einander gegenseitig einiges Vieh oder einige Sklaven wegzunehmen. Vor dem letzteren Unrecht sind die Kimos indeß durch ihre kleine Statur gesichert, und das erstere wissen sie bis auf einen gewissen Punkt zu ertragen; das heißt: wenn sie von dem Gipfel ihrer Berge sehen, daß ein furchtbarer Kriegeszug in der Ebene vorrückt, so entschließen sie sich von selbst, an dem Eingange der engen Päße, durch die man gehen muß, um zu ihnen zu kommen, einiges überflüßiges Vieh von ihren Heerden anzubinden, das sie, wie sie sagen, freiwillig der Dürftigkeit ihrer älteren Brüder aufopfern. Dabei erklären sie aber zugleich, daß sie bis aufs Aeußerste fechten wollen, wenn man mit gewaffneter Hand weiter auf ihr Gebiet vordringe. Dies dient zum Beweise, daß sie nicht aus Gefühl von Schwäche, noch weniger aus Feigheit, Geschenke voran gehen lassen. Ihre Waffen sind Wurfspieße und Pfeile, die sie mit der größten Genauigkeit werfen und schießen. Man behauptet: wenn sie — wozu sie große Lust haben — sich mit den Europäern besprechen und von diesen Flinten nebst Kriegsmunition bekommen könnten, so würden sie gern von Vertheidigung zum Angriffe übergehen, und ihre Nachbarn müßten sich dann vielleicht glücklich schätzen, wenn sie in Frieden blieben.

Drei oder vier Tagereisen weit vom Fort Dauphin zeigen die Eingebornen des Landes mit vieler Eigenliebe eine Reihe kleiner Hügel oder Erdhaufen in Gestalt von Gräbern, von denen sie versichern, daß dieselben die Folge einer großen Niederlage sind, welche die Kimos in offenem Felde von ihren Vorfahren erlitten haben *). Wie dem auch seyn mag — diese in der dortigen Gegend fortdauernde Tradition und der in ganz Madagaskar verbreitete Glaube, daß die Kimos noch jetzt existiren, lassen nicht daran zweifeln, daß wenigstens ein Theil von dem, was man erzählt, wahr ist. Uebrigens befremdet es, daß alles, was man von dieser Nation weiß, nur auf Zeugnissen ihrer Nachbarn beruhet, daß man noch keine Beobachtungen an Ort und Stelle angestellt hat, und daß weder der Gouverneur von Isle de France und Bourbon, noch

*) Ich wundre mich, daß Herr Commerson nicht durch ein etwas tieferes Aufgraben der kleinen Hügel dieses Faktum zu verificiren gesucht hat. A. d. V.

die Befehlshaber der verschiedenen einzelnen Posten, die wir auf den Küsten von Madagaskar gehabt, jemals den Schritt gethan haben, in das Innere des Landes einzudringen, um diese und zu gleicher Zeit so viele andere Entdeckungen zu machen. Kürzlich ist das Unternehmen versucht worden, aber ohne Erfolg.

Doch, wieder zu unsren Kimos. Ich kann als Augenzeuge versichern, daß bei meiner Reise nach dem Fort Dauphin (zu Ende des Jahres 1770) der letzte Gouverneur, Herr Graf de Modave, der mir schon einen Theil dieser Beobachtungen mitgetheilt hatte, mir endlich auch zu meinem Vergnügen unter seinen Sklavinnen eine Kimosin zeigte, die ungefähr dreißig Jahr alt, drei Fuß sieben Zoll hoch und in der That von der lichtesten Farbe war, die ich jemals unter den Einwohnern dieser Insel gesehen habe. Ich bemerkte, daß, ungeachtet ihrer kleinen Statur, ihre Glieder ziemlich stark waren, und daß sie keinesweges den kleinen schwächlichen Personen, sondern vielmehr einer Frau von gewöhnlichem Wuchse in dem Verhältnisse der einzelnen Theile glich, und nur nicht die völlige Höhe hatte. Ihre Arme waren wirklich sehr lang, und reichten, ohne daß sie sich bückte, bis an die Kniescheibe. Ihr Haar war kurz und wollicht, ihre Physionomie ziemlich gut und der Europäischen ähnlicher, als der Madekassischen. Sie hatte gewöhnlich eine lachende Miene, einen sanften, gefälligen Humor und, nach ihrem Verhalten zu urtheilen, auch gesunden Verstand. Von den Brüsten fanden sich an ihr nur die Warzen; doch dieser einzige Fall reicht bei weitem noch nicht hin, eine Ausnahme von dem allgemeinen Naturgesetze gelten zu lassen. Kurz vor unsrer Abreise von Madagaskar entfloh die kleine Sklavin in die Wälder, theils aus Begierde ihre Freiheit wieder zu erlangen, theils aus Furcht, daß sie nächstens eingeschifft werden möchte.

Alles wohl überdacht, glaube ich ziemlich fest an diese neue Abartung des Menschengeschlechtes, die ihre charakteristischen Kennzeichen, wie ihre eigenen Sitten, hat. Wir verhalten uns in unsrem Wuchse zu den Lappländern ungefähr, wie diese zu den Kimos. Jene bewohnen den käl-

testen Himmelsstrich, und diese die höchsten Berge. Die auf Madagaskar, welche den Kimos zum Aufenthalte dienen, sind sechzehn- bis achtzehnhundert Toisen über dem Meeresspiegel. Die Vegetabilien, die von selbst in dieser großen Höhe wachsen, scheinen nur krüppelhaft zu seyn, wie die Fichte, die Birke, und so viele andre Bäume, welche zu den niedrigsten Sträuchern werden, und zwar bloß deshalb, weil sie Alpikolen geworden, das heißt auf die höchsten Berge gekommen sind.

Ich lasse auf diesen Auszug aus Herrn Commerson's Nachrichten über die Kimos einen kleinen Aufsatz von Herrn de Modave über eben den Gegenstand folgen.

Als ich im September 1768 nach dem Fort Dauphin kam, gab man mir einen ziemlich schlecht geschriebenen Aufsatz über ein sonderbares Volk, das in der Madekassischen Sprache Kimos heißt, und die Mitte der Insel Madagaskar in 22° S. Br. bewohnt. Ich hatte schon öfters davon sprechen hören, aber mit so vieler Verwirrung, daß ich auf einen Umstand, der doch ins Licht gesetzt zu werden verdient, beinahe gar nicht Acht gab. Die Sache betrift ein Volk von Zwergen, die in Gesellschaft leben, von einem Oberhaupte regiert werden und unter dem Schutze bürgerlicher Gesetze stehen. Zwar kannte ich in Flacourt's Bericht eine Stelle, die sich auf diese Völkerschaft bezieht; aber sie hatte keinen Eindruck auf mich gemacht, weil Flacourt die Erzählung von diesem Zwergvolke als eine von den Herrau-Spielern erfundene Fabel verwirft. (Diese Leute sind Gaukler und wahre Scharlatane, welche ihr Leben damit zubringen, daß sie ungereimte Geschichten singen und lächerliche Erzählungen machen.) Flacourt nennt diese kleinen Leute Pygmäen, und mischt in ihre Geschichte zugleich einen angeblichen Stamm von Riesen, die, der alten Tradition zufolge, ehemals in dieser Insel große Verwüstungen angerichtet haben. Er erzählt, auf den Bericht der Herrau-Spieler: die Pygmäen hätten vor Zeiten einen Einfall in das Land Anossi gethan, und wären von den Etanas, den ursprünglichen Bewohnern desselben, zurückgeschlagen worden. Diese hätten die Pygmäen am Ufer des Flusses Itaper umringt, sie alle niederge-

macht und dann an dem Orte eine Menge Steine, zu Grabmälern für ihre Feinde und zu Monumenten ihres über sie erfochtenen Sieges, errichtet.

Ich zog im Fort Dauphin und der umliegenden Gegend alle mögliche Erkundigung ein, und entschloß mich dann vor zwei Monathen, einige Personen auf die Entdeckung dieses Pygmäen-Landes auszuschicken. Eine umständliche Nachricht von dieser Unternehmung, die aber durch die Untreue und den wenigen Muth der Wegweiser ohne Erfolg war, ist in meinem Tagebuche aufgezeichnet. Doch habe ich wenigstens den Vortheil gehabt, mich zu versichern, daß wirklich eine Nation von Zwergen in einer Gegend von Madagaskar wohnt. Diese Völkerschaft heißt: Kimos. Die mittlere Größe der Mannspersonen, welche einen langen und zugerundeten Bart tragen, macht drei Fuß fünf Zoll aus; die Weiber sind um einen Zoll kleiner *). Die Kimos sind dick und untersetzt; sie haben eine weniger schwarze Haut, als die übrigen Insulaner, und ihr Haar ist kurz und wollicht. Sie schmieden Eisen und Stahl, woraus sie sich Lanzen und Hassagais verfertigen. Dies sind die einzigen Waffen, deren sie sich zur Vertheidigung gegen ihre Feinde bedienen, die ihnen bisweilen Vieh wegzunehmen suchen. Sobald sie bemerken, daß Schaaren von Reisenden durch ihr Land zu gehen Anstalt machen, binden sie Ochsen an Bäu-

*) Diese Stelle harmonirt nicht ganz mit der oben in Commerson's Nachricht vorkommenden Ausmessung; denn dort hieß es ausdrücklich, die Kimose sey 3 Fuß 7 Zoll hoch gewesen, welches zwei Zoll größer ist, als hier die Statur der Männer angegeben wird, da doch die Weiber um einige Zoll kleiner seyn sollen. Man sieht wohl, daß diese Nachrichten noch sehr unbestimmt sind und daß man überhaupt, auch ohne den Skepticismus, der aus unwissendem Uebermuth entspringt, Ursach hat, weitere Bestätigungen dieses seltsamen Faktums abzuwarten, ehe man es als unbezweifelt annimmt. Zugleich aber beweisen dergleichen für die Anthropologie so äußerst wichtigen Punkte, und die vielen naturhistorischen Entdeckungen, die in Madagaskar noch zu machen sind, daß es den Europäern, ungeachtet ihrer Prolerei, um Aufklärung und Erkenntniß kein großer Ernst ist, sondern daß alles, was darin für die Wissenschaften geschieht, vielmehr Wirkung des Zufalls und des Enthusiasmus einzelner Eiferer, als Folge eines regelmäßig und mit großer, vereinigten Kräften ausgeführten Plans genannt werden muß. G. F.

me, und fügen auch andre Provisionen hinzu, damit die Fremden an ihrer Gränze Mittel zum Unterhalt finden. Sind aber diese nicht so klug, sie in Frieden zu lassen, und sich mit den in solchen Umständen gewöhnlichen Geschenken zu begnügen; so wissen die kleinen Kimos sich nachdrücklich zu vertheidigen und mit Gewalt jeden zurückzutreiben, der so verwegen ist, in das von ihnen bewohnte und nur mit Schwierigkeit zugängliche Thal einzudringen.

Der Vater des Oberhauptes Maimbu ward auf den beiden unglücklichen Expeditionen, die er gegen diese Völkerschaft unternahm, um ihr einen Theil ihrer Heerden zu rauben und das Vieh dann im Fort Dauphin zu verkaufen, von Remouzai als Kapitain begleitet; und dieser hat mir gesagt: er habe seine Rettung nur seiner besondern Kenntniß von den hohen und steilen Bergen, die das Thal der Kimos rings herum abschneiden, zu verdanken gehabt. Remouzai war mehrmals bei dieser Völkerschaft gewesen. Maimbu's Vater hatte ihn, als er es wagte, sie anzugreifen, zum Wegweiser genommen. Der erste Einfall blieb ohne Erfolg; aber der zweite war noch viel unglücklicher. Maimbu's Bruder ward getödtet, sein kleines Heer gänzlich in die Flucht geschlagen, und es entkamen nur sehr Wenige der Verfolgung dieser Pygmäen. Mit allen Nachforschungen habe ich doch, außer Remouzai, Niemand kennen lernen, der mir genaue Nachrichten über diese beiden Einfälle hätte geben können.

Maimbu, mit dem ich wegen der Verproviantirung des Forts Dauphin in großer Verbindung stand, war damals noch nicht in dem Alter, daß er seinen Vater bei diesem Zuge begleiten konnte; er hatte aber von daher solchen Abscheu vor den Kimos behalten, daß er, so oft ich nur von ihnen sprach, in Wuth gerieth. Er wollte mich bereden, diesen Stamm von Affen — denn diesen Schimpfnamen gab er ihnen immer — zu vertilgen. Ein Oberhaupt der Mahafallen, einer Völkerschaft unweit der Bay St. Augustin, der zu einem andren Oberhaupte in der Nähe des Forts kam, um Seide und andre Waaren gegen Ochsen zu vertauschen, sagte in Gegenwart eines von meinen Officieren: er sey verschiedenemale in dem Lande der Kimos gewesen, und habe sogar Krieg gegen sie geführt;

seit

seit einigen Jahren wäre diese Völkerschaft sehr von ihren Nachbarn beunruhiget worden, und man hätte mehrere von ihren Dörfern niedergebrannt. Er rühmte sich auch, ein Paar Kimos von beiderlei Geschlecht, und beinahe von gleichem Alter, das er auf zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre angab, bei sich zu haben. Er versprach meinen Officieren, sie mir zu schikken, und ich hoffe, daß er Wort halten wird.

Nach dieses Oberhauptes und Remouzai's Berichten, muß ich glauben, daß das Thal der Kimos sehr reich an Heerden und an allen Arten von Lebensmitteln ist. Diese kleinen Menschen sind nehmlich arbeitsam und gute Ackerleute. Ihr Oberhaupt hat mehr unbeschränkte Gewalt, und wird mehr geehrt, als die in den übrigen Distrikten von Madagaskar. Den Umfang des Thales, das sie bewohnen, habe ich nicht erfahren können; ich weiß nur, daß es von sehr hohen Bergen umgeben ist, sechzig Stunden weit vom Fort Dauphin in N. Westlicher Richtung liegt, und auf der Westseite von dem Lande der Matatanen begränzt wird. Ihre Dörfer stehen auf kleinen, steilen Hügeln, die um so schwerer zu ersteigen sind, da die Einwohner die Hindernisse des Zuganges noch vermehrt haben.

Das Oberhaupt der Mahafallen und Remouzai stimmen in zwei Umständen nicht überein, die doch besonders ins Licht gesetzt zu werden verdienen. Die Madekassen sind allgemein der Meinung, daß die Weiber der Kimos keine Brüste haben, und daß sie ihre Kinder mit Kuhmilch ernähren. Auch sagt man noch: sie hätten die monathliche Reinigung nicht; aber zu der Zeit, wo sie eintreten sollte, werde ihre Haut blutroth. Remouzai hat mich versichert, diese Meinung sey gegründet; aber das Oberhaupt der Mahafallen bestreitet sie: und so muß man sein Urtheil wenigstens zurückhalten und sehr behutsam seyn, ehe man Phänomene glaubt, die so sehr von den allgemeinen Gesetzen abzuweichen scheinen, wenn sie sich über eine gewisse Anzahl von Individuen erstrecken. Ich habe mir eine Kimosin verschafft, die vor einigen Jahren ein Oberhaupt der Provinz Mandrarei zur Gefangenen gemacht hat. Sie ist von großer Statur, nehmlich mit der verglichen, die man den übrigen Weibern ihrer Nation zuschreibt; indeß hat sie doch nur drei Fuß,

sieben Zoll. Sie ist 30 bis 32 Jahr alt; ihre Arme sind sehr lang, und ihre Hände den Klauen eines Affen ziemlich ähnlich. Die Warzen ihres Busens sitzen so dicht in der Brust, wie bei den magersten Mannspersonen, und man sieht gar keine Spur von Brüsten. Meine kleine Kimosin war bei ihrer Ankunft in dem Fort erschrecklich mager; aber seitdem sie ihren gefräßigen Appetit befriedigen kann, wird sie wohlbeleibt, und ich glaube, daß ihre Gesichtszüge, wenn sie erst in ihrem natürlichen Zustande ist, sorgfältige Beobachtung verdienen werden. Der Anführer, der mir diese Kimosin verkaufte, sagte mir: einer seiner Freunde hätte einen männlichen Kimosen, und er würde alles Mögliche thun, um mir denselben zu schicken.

Wenn das Unternehmen, das ich vor zwei Monathen machte, besser gelungen wäre, so würde ich mir gewiß die Gelegenheit nicht haben entgehen lassen, zwei solche Zwerge von beiderlei Geschlecht nach Frankreich zu schicken; doch, vielleicht bin ich in der Folge glücklicher. Es ist ohne Zweifel kein sonderliches Wunder, in einer so großen Insel wie Madagaskar, die unter mehreren Himmelsstrichen liegt und so äußerst mannichfaltige Produkte hat, Zwerge anzutreffen; aber ein wahrer Menschenstamm von Zwergen, die in Gesellschaft leben, ist ein Phänomen, das man nicht mit Stillschweigen übergehen kann.

Mit den Nachrichten der Herren de Modave und Commerson kann man noch die von einem Officiere verbinden, der sich einen Kimos verschafft hatte und ihn, wie er mir selbst sagte, nach Frankreich schicken wollte, wenn nicht Herr de Surville, der das Schiff, womit er zu reisen Willens war, kommandirte, ihm die Erlaubniß dazu verweigert hätte.

Muß man sich, bei so wenig zweideutigen Zeugnissen, nicht wundern, daß Flacourt alle Nachrichten von der Existenz dieses Volkes als Fabeln behandelt hat? Man sollte doch endlich aufhören, gegen Thatsachen die Autorität dieses Mannes aufzustellen, der durch seinen unversöhnlichen Haß gegen die Madekassen in allen Stücken

verdächtig ist. Die Einwohner von Madagaskar sind nicht verderbte, unverständige Menschen, weil ihre Sitten das Gegentheil von den unsrigen sind, und weil sie Vergnügen daran finden, auf verschiedene Theile ihres Körpers seltsame Figuren zu zeichnen. Sitten und Gebräuche unterscheiden sich nach den Himmelsstrichen. Allenthalben mag der Mensch sich gern auf hundert verschiedene Arten entstellen: der Indier zieht sich die Ohren lang; der Chinese drückt sich die Nase ein, und macht sich die Stirn platt; und wenn man sich denn einmal bei solchen Kindereien aufhalten will, so scheint der civilisirte Mensch in dieser Rücksicht vielleicht weniger klug, als der Wilde.

Die Bewohner von Madagaskar sind keine Betrüger und Bösewichter, weil sie den verderblichsten Vorurtheilen und dem leidigsten Aberglauben zum Opfer dienen. Es giebt auf der ganzen Erde kein bewohntes Land, das nicht seine Fabeln und Chimären hätte; allenthalben sieht man den Menschen Geister citiren, auf die Kraft der Amulete vertrauen und den Träumereien der Astrologie lächerlichen Glauben beimessen. Gewiß hat in den civilisirten Ländern dieser Schwindelgeist nicht die wenigsten Unordnungen erregt; denn wenn der Aberglaube sich mit den mannichfaltigen Lastern großer Gesellschaften vereinigt, so wird sein Gift nur um so wirksamer. Mag Flacourt die undankbare Mühe übernehmen, die abergläubischen Gebräuche der Madekassen zu schildern; davon hat der Leser keinen nützlichen Unterricht. Ist es übrigens zu verwundern, daß der Wilde, wenn er allerlei furchtbare Naturscenen um sich her sieht, sie dem Zorn eines unsichtbaren Wesens zuschreibt? Er wird dieses durch Gebete und Opfer zu versöhnen suchen und, weil er über die Art des der Gottheit gebührenden Dienstes irrt, in seinem Wahnsinn ungereimte, kindische und oft auch blutige Gebräuche erfinden. Nur durch diesen Schwindelgeist, von dem kein Volk frei ist, scheinen die Malegaschen uns größere Verbrecher, als die Kannibalen, da sie aus dem sträflichsten Aberglauben

neugeborne Kinder, wenn die Ombiassen einen solchen Ausspruch thun, den wilden Thieren vorwerfen. Diese Betrüger beobachten den Stand der Planeten, und verurtheilen die neugebornen Kinder, das Leben zu verlieren, wenn ihr Geburtstag für unglücklich erklärt wird. In diese Klasse gehören die Monathe März und April, die letzte Woche in jedem Monath, ferner alle Mittwoche und Freitage im Jahre. So wird beinahe in der einen Hälfte des Jahres die Bevölkerung von Madagaskar in ihrer Quelle gehindert! Man vollzieht indeß den unmenschlichen Ausspruch der Ombiassen nicht immer; weniger abergläubische, zärtliche Väter lassen oft die unglücklichen und unschuldigen, in den Wäldern ausgesetzten Opfer wegnehmen und sie heimlich erziehen. Sie versöhnen dann durch Opfer das böse Gestirn, das bei ihrer Geburt geherrscht hat.

Doch ich ziehe den Vorhang über eine Abscheulichkeit, welche die Natur empört. Warum konnte ich nicht, zur Ehre der Menschheit, einen so strafbaren Gebrauch ganz verbergen! Welcher Thorheiten ist der unwissende und leichtgläubige Mensch nicht fähig? Unsre Irrthümer stehen, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit unsrem Elend in gleichem Verhältniß. Unwissenheit macht es größer; Aufklärung vermindert es. Entweder ist der Mensch auf der Erde, die er bewohnt, sehr neu, oder diese Erde hat sehr große Revolutionen erfahren; denn wenn wir über das wenige Licht, das auch die gebildetsten Nationen haben, nachdenken — können wir uns dann unsre tiefe Unwissenheit verbergen, und nicht einsehen, daß wir kaum aus dem Chaos hervorgegangen sind? Was auch der geschickteste Mensch weiß, ist so wenig, daß wirklich nur die leichtsinnigsten und superficiellsten Köpfe sich dessen rühmen können. Indeß muß die Besorgniß, unsre Fortschritte in dem Studium der Moral und der physischen Wissenschaften zu sehr zu erheben, uns nicht ungerecht gegen unser Jahrhundert machen. Die Rechte des Menschen sind nun besser bekannt und die Ursachen der beunruhigendsten Phänomene

nicht länger ein Geheimniß. Unsre Fortschritte in den mathematischen Wissenschaften haben uns Geheimnisse enthüllt, welche die Natur über unsre schwachen Einsichten hinaus gerückt zu haben schien. Doch wie viele von uns hält Leichtsinn auf immer von dem Heiligthum dieser Wissenschaften ab! Der Wilde ist weniger davon entfernt. Wer ganz frei gesteht, daß er nichts weiß, kann eher Belehrung erhalten, als die meisten von jenen Eingebildeten, die kaum die Oberfläche der Dinge kennen, und dennoch über das Schwerste und Verwickeltste entscheiden! Während meines Aufenthaltes in Madagaskar habe ich viele Proben mit den Insulanern angestellt, und das Resultat zeigte mir, wie wenige Schwierigkeiten es macht, ihnen richtige Begriffe von unsren Wissenschaften beizubringen. Ich bin oft darüber erstaunt, wie außerordentlich leicht sie die allgemeinen Ursachen der vornehmsten Phänomene, welche sie am stärksten in Schrecken und Verwunderung setzen mußten, begriffen. In civilisirten Ländern sind sehr viele Menschen zu ununterbrochener Arbeit genöthigt, wenn sie sich ihren Unterhalt erwerben wollen; aber die wilden Nationen, welche ein fruchtbares Land bewohnen, befinden sich nicht in diesem Falle. Sie sind begierig nach Unterricht, und haben Muße dazu.

Der nordöstliche Theil von Madagaskar.

Der nordöstliche Theil dieser Insel ist das reiche Vorrathshaus der Kolonieen auf Isle de France und Bourbon. Die Häfen, die am stärksten besucht werden, sind Foulpoint, Sainte-Marie und die Bay Antongil*). An diesen drei Orten haben die Franzosen

*) Eine nähere Angabe von der Lage dieser Oerter wird hier hoffentlich nicht am unrechten Orte seyn. Foulpoint, eine Benennung, die sich von Englischen Seefahrern herschreibt, bedeutet die unreine Spitze. Ohne Zweifel ist die Menge und die, noch überdies veränderliche, Lage der Untiefen, Ko-

Kolonieen anzulegen versucht. Ein Soldat in Diensten der Indischen Kompagnie, Namens la Bigorne, hat mir nützliche Belehrung über die Niederlassungen der Seeräuber in diesen Gegenden mitgetheilt. Er hatte sich bei den Insulanern beliebt gemacht und durch einen langen Aufenthalt unter ihnen eine Art von Einfluß auf sie erlangt, der für die Administratoren von Isle de France und Bourbon viele Jahre nützlich gewesen ist. Von ihm habe ich einige geringe Kenntnisse von dem Charakter, den Sitten und den Produkten im Nordöstlichen Theile von Madagaskar erhalten.

Die Einwohner dieser Küste sind noch besser und menschlicher, als die in der Provinz Karkanossi. Diese guten Leute gebrauchen weder Schlösser noch Riegel, und verschließen die Thür ihrer Häuser nur mit Dornen und Reisern. Sie würden sich nicht vor Diebstahl fürchten, wenn ihre Wohnungen auch voller Kostbarkeiten wären. Diese Häuser sind indeß nur zusammengefügte Blätter und Matten, die man ohne alle Mühe einstoßen kann. — Als man gegen die Seeräuber, welche die Indischen Meere beunruhigten, beträchtliche Anstalten traf, um ihren Korsarenzü-

rallklippen und Sandbänke daselbst, ein hinreichender Grund gewesen, sich dieses Ausdrucks zu bedienen, zumal da jeder mit Felsenstücken belegte und ungleiche Ankergrund in der nautischen Sprache Foul, (unrein) genannt wird. Die Landspitze, welche diesem Ankerplatze gegenüber liegt, wird auf 17°40′ S. Br., und 47° 16′ O. L. von Paris bestimmt. Die Schiffe liegen hier zwischen Felsenriefen, die zur Ebbezeit trocken sind, auf offener Rhede, den Winden ausgesetzt, welches jedoch hier zu Lande, wenigstens in der guten Jahrszeit, nicht für allzu gefährlich gehalten wird. — Der Hafen von St. Marie auf der Insel dieses Namens, die in der Sprache der Eingebornen Nossi Hibrahim heißt, liegt an der Westseite derselben, gegen ihr südliches Ende zu, in 17° S. Br. und etwa funfzehn Englische Meilen von der gegenüber liegenden Ostküste von Madagaskar entfernt. Er hat ebenfalls wenig Schutz, indem die Schiffe außerhalb des kleinen Inselchens im Eingange liegen müssen. Auf diesem Inselchen liegt der kleine Flecken Pandekey, den die Franzosen zu verschiedenen malen, nehmlich 1740 und 1743, in Besitz nahmen und woselbst sie ihre Faktoreien errichteten, die sie aber 1761 wieder verließen. Die stürmischen Monathe sind hier Januar, Februar und März.

gen ein Ende zu machen, geriethen sie in Furcht, und flohen nach der Nordostküste von Madagaskar. Wie es scheint, legten sie ihre erste Niederlassung auf der Insel Nossi-Hibrahim an, die von den Franzosen Sainte-Marie genannt wird, und deren eine Spitze elf Stunden von Foulpoint liegt, die andre aber sich im Norden bis zur Oeffnung der Bay Antongil erstreckt. Es gelang ihnen, sich durch Heirathen das Zutrauen und die Freundschaft der Insulaner zu erwerben. Vielleicht findet man es befremdend, daß Leute von einem so schändlichen Gewerbe kein verächtlicheres Andenken hinterlassen haben; allein diese Insel ward für sie und ihre Kinder ein neues Vaterland, dessen Sitten und Gebräuche sie annahmen. Uebrigens kann man in einem so fruchtbaren und an allen Lebensmitteln so reichen Lande fast unmöglich ein Eigenthum verletzen; denn der einzige Reichthum der dortigen Völkerschaften besteht im Boden, und dieser gehört allen Insulanern beinahe ohne Unterschied. Es befremdet daher nicht, daß die Piraten, die immer wieder nach diesem Zufluchtsorte hinkommen, um ihre Schiffe auszubessern und mit Lebensmitteln zu versehen, von den Malegaschen wohl

In der Meerenge zwischen Nossi Hibrahim und Madagaskar sind Kaschelotte oder die Art Wallfische, welche Wallrath führen, sehr häufig. Die Insel St. Maria ist von Norden nach Süden sechs und dreißig Englische Meilen lang, und wo sie am breitsten ist, von Osten nach Westen sechs Englische Meilen breit. Die Fluth steigt im Hafen nur vier Fuß. Das Erdreich ist mehrentheils schlecht, und hat nur einige gute Stellen; daher ist auch die Insel wenig bewohnt. — Die große Bay Antongil (Anton Gil), sonst auch Manghabey, liegt in der Nordostgegend von Madagaskar. Den ersteren Namen hat sie von ihrem Entdecker Antonio Gillo, einem Portugiesen; unter dem letztern ist sie den Eingebornen bekannt. Sie hat von Süden nach Norden, wohin sie sich ins Land vertieft, eine Tiefe von zwölf bis vierzehn Seemeilen, und ist acht bis neun Seemeilen breit, folglich vielmehr ein Meerbusen, als eine Bay. Im Norden hat sie eine kleine Insel, Marotte, (oder Marov, auch Marosse) hinter welcher die Schiffe einen guten, sichern Ankerplatz, sehr nahe am Ufer finden. Dieses Eiland liegt in 15° 45' S. Br. und ist, wie die ganze Umgränzung der Bay, mit anmuthigen Waldungen bewachsen.
G. F.

aufgenommen wurden, da diese ihren Reichthum mit ihnen theilten, ohne etwas von ihren Räubereien zu muthmaßen. Sie verglichen das Verhalten jener Elenden mit dem Verfahren mehrerer Europäischen Schiffe; und die Vergleichung fiel nicht zum Vortheile der Letztern aus, da diese sich mehr als Einmal mit Gewalt Erfrischungen verschafft, und dabei unerhörte Bedrückungen verübt, z. B. Dörfer abgebrannt oder sie mit ihrem Geschütz niedergeschmettert hatten, wenn man ihnen nicht geschwind genug Ochsen, Hühner und Reiß lieferte. Nach solchen Gewaltthätigkeiten war der Anblick eines Europäischen Schiffes für die Insulaner natürlicher Weise ein Signal des Schreckens und Unglücks. Die Bewohner auf Foulpoint haben noch nicht vergessen, daß im Anfange dieses Jahrhunderts die Mannschaft eines Europäischen Schiffes eine Menge Insulaner unter ein großes Zelt lockte. Sobald es voll war, fielen die Zeltstangen zusammen; und durch diese abscheuliche List konnte man sich leicht einer großen Anzahl von ihnen bemächtigen, die dann zu Sklaven gemacht wurden. Wenn ich auch solche Unthaten mit Stillschweigen übergehen könnte, so würde ich es doch für nützlich halten, ihrer zu erwähnen, um zu zeigen, wie viel unsre Vorgänger gethan haben, was von uns wieder gut zu machen ist.

Die Piraten setzten ihre Räubereien bis zum Jahre 1721 mit Glück fort; aber um diese Zeit vereinigten sich mehrere Nationen, weil ihr Handel ungeheuren Verlust erlitt, das Indische Meer von diesen furchtbaren Tyrannen zu befreien, die sich vor der Insel Bourbon eines großen Portugiesischen Schiffes, worauf sich der Graf von Receira und der Erzbischof von Goa befanden, und noch an eben dem Tage eines andren Schiffes von dreißig Kanonen, folglich zweier sehr beträchtlichen Prisen, bemächtigt hatten.

Die Seeräuber thaten, da sie des Krieges gewohnt und auf ihr Glück stolz waren, einen langen und fürchterlichen Widerstand. Man mußte ihnen eine beträchtliche

Macht entgegen stellen, sie durch strenge Züchtigungen in Schrecken setzen, sie trotz allen dringenden Gefahren bis an ihren Zufluchtsort verfolgen, und sie zwingen, daß sie daselbst ihre Schiffe verbrannten. Dieser strengen Mittel bediente man sich, um das Indische Meer von den Räubern zu befreien, die es beunruhigten, seitdem Vasco de Gama den Europäischen Schiffen den Weg nach Indien eröffnet hatte. Nach dem gänzlichen Verlust ihrer Schiffe konnten die Piraten dem Handel nicht mehr schaden und sich nicht mehr aus der unbedeutenden Niederlassung hervorwagen, die sie auf St. Marie, der unweit Madagaskar gelegenen kleinen Insel, angelegt hatten. Doch diese Bösewichter begingen itzt, als sie einem irrenden, umherschweifenden Leben entsagen mußten, neue Unthaten. Da sie in fruchtbaren Gegenden, wo kein Eigenthum abgesondert ist, ihr schändliches Gewerbe nicht mehr mit Vortheil treiben konnten, weil sie viel zu schwach waren, die Insulaner zu unterjochen: so hätte man glauben sollen, es bliebe ihnen kein andres Mittel zu schaden übrig, als Zwietracht unter den Insulanern anzustiften. Aber wären sie bloß dabei stehen geblieben, Uneinigkeit und Kriege unter den Malegaschen zu erregen, so würde das Feuer wahrscheinlich wieder erloschen seyn, und diese sich dann, wenn sie bei ruhigern Zeiten zur Vernunft gekommen wären, unfehlbar an die Piraten gehalten und sich für die Treulosigkeit derselben gerächt haben. Es war also, wenn ihre verderblichen Plane gelingen sollten, nothwendig, daß sie den Krieg für die Insulaner nützlich machten. Der Verkauf der Gefangenen, d. h. der Sklavenhandel, erfüllte für sie die Absicht, die Uneinigkeiten unter den Malegaschen immerfort zu erhalten, um dadurch neue Mittel zur Bereicherung zu gewinnen und die Europäischen Nationen, welche jenen abscheulichen Handel begünstigen, zu ihren Freunden und Beschützern zu machen. So endigten die Piraten ihre Räubereien mit diesem neuen Verbrechen, welches noch jetzt die Insel Madagaskar entvölkert. Es

hat seit dem ersten Entstehen immer zugenommen, und man kann eben so schwer sein Ende absehen, als seine traurigen Folgen berechnen. Von allen durch die Seeräuber veranlaßten Unordnungen und Uebelthaten ist die Einführung des Sklavenhandels in Madagaskar unstreitig die größte. Dieser verdient um so mehr Abscheu, da die, welche Vortheil von ihm ziehen, die dadurch verursachten Uebel kaum empfinden. Wenn aber aufgeklärte Nationen dieses Verbrechen begehen — darf man sich da wohl wundern, daß die Malegaschen, weil ihnen der Verkauf der Sklaven immerwährenden Vortheil verschafft, noch jetzt dankbar gegen die schändlichen Menschen sind, denen sie, nach ihrer Meinung, den größten Theil ihrer Reichthümer zu verdanken haben? Ehe diese Räuber sich unter ihnen niederließen, hatten Rind- und Schafvieh keinen Werth; auch für Reiß und andre Lebensmittel bekamen die Insulaner nicht mehr, als die Schiffer ihnen zu geben für gut fanden. Es scheint sogar, als hätten die Piraten, so lange sie ihre Räubereien trieben, bei der Rückkehr von jeder Expedition den Gewinn ihrer Fahrten in Trunkenheit und andern Ausschweifungen verschwendet.

Mangel an Bedachtsamkeit für die Zukunft ist bei Leuten, die an ein herumschweifendes und zerstreuetes Leben gewöhnt sind, nicht selten, und die äußerst große Verschwendung dieser schlechten Leute befremdet also nicht; aber man darf sich nicht wundern, daß sie den Insulanern die unreine Quelle, aus der sie ihren Reichthum schöpften, verbargen. Vielleicht ist dies der einzige Punkt, worin sie klug zu seyn gezwungen wurden; denn sonst konnten sie sich den Haß der Insulaner zuziehen, an deren Freundschaft ihnen doch viel gelegen seyn mußte. Gewiß würden die Malegaschen so gefährliche Gäste, wenn sie die Verderbtheit derselben gekannt hätten, vertilgt haben; aber da ihr Andenken bei den Insulanern nicht verhaßt ist, so müssen diese sich durch tiefe Verstellung und durch den äußeren trügerischen Schein von Zuneigung und Vertrauen

haben verführen lassen. Verstellung konnte übrigens jenen Bösewichtern nicht schwer fallen, da sie von der frühesten Jugend an zu List gewöhnt waren. Nur auf diese Art läßt es sich erklären, wie die Malegaschen noch eine Art von Zuneigung zu diesen schändlichen Räubern, ja ich möchte fast sagen eine gewisse Ehrfurcht für dieselben, haben können.

Zu der Zeit, als die Piraten bloß damit beschäftigt waren, die Indischen Meere zu beunruhigen, konnten sie auf Madagaskar keine großen Unordnungen erregen. Ihr Aufenthalt auf dieser Insel war immer sehr kurz, und übrigens konnten sie, da sie schleunig ihre Schiffe ausbessern und sich Lebensmittel verschaffen mußten, nicht darauf denken, Unruhen und Zwietracht unter den Bewohnern zu stiften; denn ihre Abwesenheit gab den letzteren Gelegenheit, sich an ihren Weibern und Kindern zu rächen und ihre Niederlassungen zu Grunde zu richten. Aber so bald sie gezwungen wurden, ihrem schändlichen Gewerbe zu entsagen, befolgten sie in ihrer Art zu leben einen ganz andern Plan. Sie dachten auf Mittel, einen Theil der Reichthümer, die sie so unbedachtsam verschwendet hatten, wieder zu erlangen, und sich den Schutz der Europäer dadurch zuzusichern, daß sie ihnen einen Handelszweig verschafften, dessen Umfang und Wichtigkeit sie kannten. Diese schlechten Menschen haben zuerst den Sklavenverkauf in dem Nordöstlichen Theile von Madagaskar eingeführt. Alle Traditionen des Landes sagen uns dies, und la Bigorne hat es mir bestätigt. Nur durch viele Unruhen und Uneinigkeiten, die sie auf der Insel erregten, kamen jene Räuber gegen das Jahr 1722 dahin, den Widerwillen der Malegaschen gegen einen so abscheulichen Handel zu besiegen. Vorher hatten mehrere Europäische Schiffe die Insulaner vergebens dahin zu bringen gesucht, ihre Gefangenen und Uebelthäter zu verkaufen. Ihre Unterhandlungen hierüber waren mit Unwillen verworfen, und sie selbst, wenn sie List oder Gewalt zu brauchen gewagt hatten, auf eine

schreckliche Art bestraft worden. Die Seeräuber kannten den Muth der Malegaschen besser, um sich eben der Mittel zu bedienen; sie sahen ein, daß ihre Anzahl nicht hinreichte, dieselben zu unterjochen oder ihnen über einen Handel, gegen den sie Widerwillen empfanden, Gesetze vorzuschreiben. Die geringste Gewaltthätigkeit in diesem Stück hätte ihnen, und noch gewisser ihren Weibern und Kindern, den Untergang zugezogen. Der sicherste Weg zur Erreichung ihres Endzweckes war der, daß sie unter den Insulanern Zwietracht erregten und die innerlichen Kriege derselben benutzten, um sie dahin zu bringen, daß sie sich ihrer Gefangenen entledigten, die ihnen durch ihre Anzahl nothwendig zur Last werden mußten. Aber mitten unter allen diesen Unordnungen war ihnen zur Erreichung ihrer Absichten und wegen ihrer Sicherheit äußerst viel daran gelegen, mit beiden Partheien in Verbindung zu bleiben und die Rolle der Vermittler zu spielen. Sie mußten also eine Gelegenheit, oder wenigstens einen scheinbaren Vorwand, abwarten, um diesen hassenswerthen Plan auszuführen; und eine solche Gelegenheit fand sich bald.

Die Bethalimenen, eine Völkerschaft im Inneren des Landes, hatten ihre Dörfer verlassen und sich in großer Anzahl nach dem Wohnorte der Seeräuber aufgemacht, um sich verschiedene Handelsartikel, deren Nutzen und Bequemlichkeit sie einsahen, zu verschaffen. Besonders fragten sie stark nach dem schönen Kattun, nach Schnupftüchern von Masulipatnam, Musselinen und einigen anderen, mehr oder weniger kostbaren Waaren. Die Bewohner der Seeküste, die unter dem Namen Antawarren und Maniwulis bekannt sind, sahen sie mit wahrem Vergnügen bei sich, und würden es für Verletzung der Gastfreundschaft und zugleich ihrer Zuneigung zu den Seeräubern gehalten haben, wenn sie die letzteren in dem Handel um Vieh und allerlei andere Lebensmittel, die ihnen zum Verproviantiren ihrer Schiffe nothwendig waren, nur im mindesten gestört hätten.

Die Bethalimenen sind wirthschaftlicher und muthiger als die Antawarren und Maniwulis; sobald sie daher sahen, daß die Seeräuber durch die gänzliche Zerstörung ihrer Marine die Quelle ihrer Reichthümer verloren hatten, machten sie Anstalt, mit dem reichen Gewinne, den sie zusammengebracht, wieder nach ihren Dörfern zurückzukehren. Die Antawarren und Maniwulis würden sich ihrer Abreise nicht widersetzt haben, wenn die Seeräuber nicht alles angewendet hätten, sie aufzureitzen. Diese stellten ihnen nehmlich vor: die köstlichen Waaren, die Frucht ihrer Mühe und ihrer Zuneigung, wären auf immer für sie verloren, wenn sie zugäben, daß dieselben aus ihrem Gebiete gingen und in das Innere des Landes vertheilt würden. So ließen die Antawarren und Maniwulis nach einem langen Widerstande, der bloß von Ehrfurcht für die Rechte der Gastfreundschaft herrührte, sich endlich überreden und zu einem ungerechten Kriege verführen. Dieser blutige Krieg war die Quelle von allen denen, welche noch jetzt den Nordöstlichen Theil von Madagaskar verheeren. Vor dieser Zeit lebten die Insulaner in Frieden; die kleinen Zwistigkeiten, die unter Gesellschaften von geringer Größe unvermeidlich sind, währten niemals lange und ließen keine Spur von Groll zurück. Die Piraten waren übrigens so klug, sich nicht bei dem Heere der Antiwarren und Maniwulis sehen zu lassen, doch ohne daß sie deshalb den Anschein haben wollten, als beobachteten sie die Neutralität: sie verkauften nehmlich diesen beiden Völkerschaften zu einem sehr hohen Preise Waffen und Kriegesmunition; den Bethalimenen schlugen sie diese Hülfe ab, gaben ihnen aber insgeheim den verrätherischen Rath, von einem erst kürzlich zu Foulpoint angekommenen Europäischen Schiffe gegen ihre Gefangenen Feuergewehre und Kriegesmunition einzutauschen. Die Bethalimenen benutzten diesen Rath begierig, da sie über die Gewaltthätigkeiten, welche die beiden andern Völkerschaften gegen sie begingen, im höchsten Grade aufgebracht waren.

Sie hatten bei einer tapfern Vertheidigung eine große Anzahl Gefangener gemacht; diese waren ihnen jetzt zur Last, und durch den Verkauf derselben konnten sie die zur weiteren Vertheidigung nöthigen Waffen bekommen. Sie wußten es den Seeräubern Dank, daß diese ihnen Mittel an die Hand gegeben, die beiden anderen Völkerschaften für ihre Untreue zu bestrafen; itzt hatten sie hinlängliche Munition, ja, sie waren noch besser damit versehen, als ihre Feinde, die nun ihrer Abreise kein Hinderniß mehr in den Weg legen konnten. Eben die Madekassen, die von jeher einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den Verkauf von Sklaven gezeigt hatten, veränderten in diesem Stück plötzlich ihre Grundsätze. Sie hielten uns indeß für Menschenfresser; und die unaufhörlichen Bemühungen der Europäer, sich durch List oder Gewalt Sklaven zu verschaffen, hatten nicht wenig dazu beigetragen, sie in dieser für uns schimpflichen Meinung zu bestärken. Die Feinde der Weißen — und ihrer gab es nicht wenige — machten sich ein Vergnügen daraus, diese gehässige Verläumdung zu verbreiten, und man versichert sogar, sie sey von einer Generation zu der andern so fortgepflanzt worden, daß sie sich noch jetzt erhalte. Das beste Mittel, diese erniedrigenden Beschuldigungen zu vernichten, wäre gewiß, einige junge Malegaschen bei uns mit vorzüglicher Sorgfalt erziehen zu lassen, und sie dann nach ihrem Vaterlande zurückzuschicken. Dies würde übrigens außerdem die größte Wohlthat für die Insel seyn, und man hat daher sehr viel Ursach sich zu wundern, daß es bis jetzt noch nicht geschehen ist.

Ich sage nichts von der langen Reihe von Kriegen, die seit jenem Zeitraume den nördlichen Theil von Madagaskar unaufhörlich verwüstet haben; doch muß ich anmerken, daß die Piraten, die einzigen Urheber der Streitigkeiten, sich immer die Liebe aller drei Völkerschaften zu erhalten wußten. Seitdem verschmäheten die Europäer es nicht mehr, sich um ihre Protektion zu bewerben. Der öffentliche Verkauf der Sklaven diente dazu, den Haß und die Rach-

sucht in vollen Flammen bleiben zu lassen; und beides wird die Insel am Ende ganz verheeren! Wie viele Opfer für die unersättliche Habsucht einiger Räuber!

Der Sklavenhandel, der dazu gedient hatte, die Macht der Piraten zu gründen, war auch ihren Kindern vortheilhaft. Tamsimalo, dessen Mutter die Tochter eines mächtigen Oberhauptes, und dessen Vater ein alter, durch List und Räubereien berühmter Pirat war, bemächtigte sich nach dem Tode des Letzteren der obersten Herrschaft. Unter seiner Regierung fiel nichts Außerordentliches vor; indeß ist sein Andenken den Insulanern noch werth, und sie ehren seine Asche, die seit dem Jahre 1745, wo er starb, auf der Insel St. Marie ruht.

Sein Sohn Iean Harre (Zanhar*)?) folgte ihm in der Regierung; aber seine Macht war eingeschränkter, und durch sein schlechtes Verhalten zog er sich die Verachtung seiner Unterthanen zu. Er machte Foulpoint zu seiner Residenz, und überließ die Regierung von St. Marie seiner Mutter und seiner Schwester, die unter dem Namen Betty bekannt ist. Kurze Zeit nach Tamsimalo's Tode legte die Indische Kompagnie auf St. Marie eine Niederlassung an. Herr Gosse bekam den Auftrag, in ihrem Namen diese Insel in Besitz zu nehmen. Er ließ sich bei dieser Ceremonie von Betty, Tamsimalo's Tochter und Zanhar's Schwester, begleiten, obgleich diese Ehre, nach den Gebräuchen des Landes, der Wittwe des Tamsimalo, deren Oberherrschaft anerkannt war, gebührt hätte. Die letztere, ein stolzes, herrschsüchtiges Weib, fand sich durch die Vernachlässigung und Verachtung, die Gosse bei dieser Gelegenheit gegen ihren Rang bezeigt hatte, äußerst beleidigt, und schwor, sich zu rächen. Gosse verachtete ihren Zorn lange Zeit; dies Verhalten war aber unweise, und konnte der ihm anver-

*) So schreibt *le Gentil* diesen Namen. Durch die Leseart des Abbe' Rochon möchte man verleitet werden, an Johannes (Jean) zu denken, da man doch vermuthlich nur Dschanhar aussprechen soll. G. F.

traueten Kolonie früher oder spät großes Unglück zuziehen. Während des Herbstes schwächten epidemische Krankheiten und hartnäckige Fieber die Kolonie; die Administration von Isle de France mußte also jährlich neue Mannschaft dahin schicken, um den durch die ungesunde Luft verursachten großen Verlust zu ersetzen. Die Mortalität war im Herbste so groß, daß man die Insel nur den Kirchhof der Franzosen nannte. Freilich sorgte man indeß sehr dafür, nach diesem ungesunden Orte nur solche Leute hinzuschicken, an deren Verlust nicht viel gelegen war.

Gosse, der es an Achtung gegen Tamsimalo's Wittwe fehlen ließ, wandte übrigens, wie man versichert, alle Mittel an, Betty'n zu gefallen. Dieses reitzende Frauenzimmer verband mit einer angenehmen Figur viele Annehmlichkeit, und die Insulaner hatten zu ihr viel mehr Liebe, als zu ihrer Mutter. Sie war nicht unempfindlich gegen Gosse'ns Zuneigung, und vereitelte mehr als Einmal die verderblichen Plane, die ihre Mutter gegen die Franzosen gemacht hatte; doch endlich waren ihrem Diensteifer Gränzen gesetzt, und es stand nicht in ihren Kräften, sie zu überschreiten. Tamsimalo's Wittwe beschuldigte Gosse'n, er habe die ehrwürdige Asche ihres Gatten beunruhigt und die in dessen Grabe verschlossenen Reichthümer weggenommen. Diese Beschuldigung, mochte sie nun wahr oder falsch seyn, erregte eine solche Gährung, daß augenblicklich der Untergang der Franzosen unwiderruflich beschlossen ward. Die Insulaner brachen plötzlich auf das Etablissement ein, steckten es in Brand, und ermordeten alle Franzosen ohne Unterschied. Sobald man diesen unglücklichen Vorfall, der sich an dem Tage vor Weihnachten 1754 ereignete, auf Isle de France erfuhr, bekam ein bewaffnetes Schiff Befehl, sich vor den Eingang des Hafens von St. Marie zu begeben, und die Bewohner der Insel auf das strengste zu bestrafen. Dies geschah auf eine fürchterliche Art: man steckte eine Menge Dörfer in Brand. Mehrere große Kanots mit

In-

Insulanern wurden in den Grund gebohrt. Das, worin sich Tamsimalo's Wittwe befand, bemühete sich vergebens, die Bay Antongil zu erreichen und auf diese Art den nachsetzenden Schaluppen zu entgehen. Das Geschütz erreichte es; jene Frau ward getödtet, und mehrere von ihren Begleitern hatten dasselbe Schicksal. Die übrigen wurden zu Gefangenen gemacht. Unter den letzteren befand sich auch Betty. Man brachte sie nach Isle de France, und hier rechtfertigte sie sich vor dem hohen Rath. Sie bewies nehmlich, daß bloß ihre Mutter an der Ermordung der Franzosen Schuld hätte; daß sie selbst durch ihre Verbindungen mit Gosse'n in Lebensgefahr gekommen wäre, und daß sie zu St. Marie nicht mehr sicher seyn könnte, da sie durch ihre Anhänglichkeit an die Franzosen, und durch ihre Bemühungen zur Rettung derselben, das Vertrauen und die Zuneigung der Insulaner verloren hätte. Der hohe Rath ward von ihrer Unschuld überzeugt, und schickte sie mit beträchtlichen Geschenken nach Foulpoint zu ihrem Bruder Zanhar zurück. Man trug ihr auf, alle Mittel anzuwenden, daß die Ruhe und die Eintracht zwischen den Bewohnern von Foulpoint und den Franzosen wieder hergestellt würde. Die ersteren hatten sich vor Schrecken über die zu St. Marie angerichteten Verwüstungen in das Innere des Landes zurückgezogen. Aller Handel war abgebrochen, und doch machten die Bedürfnisse von Isle de France es nothwendig, daß man ihn auf alle nur mögliche Art wieder herzustellen suchte. Betty war bei ihrem großen Einfluß auf ihren Bruder vor allen andern Personen geschickt dazu, die Absichten der Administration zu erfüllen. Sie machte nun gemeinschaftliche Sache mit la Bigorne, gewesenem Soldaten der Indischen Kompagnie, einem Manne von Einsicht und Thätigkeit. Dieser erlernte in kurzer Zeit die Malegaschische Sprache, und erwarb sich durch ein offenes, gleichmäßiges Betragen die Zuneigung der Insulaner. Seinen Bemühungen und seiner Thätigkeit verdankte man

die Wiederherstellung des Handels. Unter mehreren ehrenvollen und einstimmigen Zeugnissen für die von ihm geleisteten Dienste, erwähne ich nur das von Herrn Poivre, der im Jahre 1758 Augenzeuge von dem guten Verhalten dieses braven Soldaten war. Ihm zufolge, ist la Bigorne'ns Andenken den Malegaschen noch immer werth. Er hatte übrigens seinen Einfluß auf diese mehr seinem guten Charakter, als seiner Beredsamkeit zu verdanken; denn er war in den Reden, die er vor den Insulanern in ihren großen Versammlungen, oder Palabres *) hielt, nicht mit den Malegaschischen Rednern zu vergleichen. Herr Poivre, der mehrmals solchen Versammlungen beigewohnt hatte, sagte mir öfters, daß die natürliche Beredsamkeit der Malegaschen ihn in wahres Erstaunen gesetzt habe. Er pflegte gern mit allen kleinen Umständen zu erzählen, was bei einem großen Palabre vorgegangen war, wozu alle benachbarte Oberhäupter sich mit einer unzähligen Menge Volks eingefunden hatten, um einen Handelstraktat mit den Kommissarien unsrer Indischen Kompagnie zu schließen. Hier ist das, was er mir sagte, in wenigen Worten.

Der Redner begrüßte erst die Oberhäupter, trat dann gegen die Franzosen vor, machte ihnen eine tiefe Verbeugung, und wandte sich hierauf mit folgenden Worten an la Bigorne'n:

Du weißt, la Bigorne, daß seit mehr als achtzig Jahren die Weißen hieher kommen, um mit den Malegaschen zu handeln. Kannst du sagen, daß jemals einer von ihnen durch einen Mann unseres Volkes getödtet worden ist? Wir haben sie immer nicht bloß als unsre Brüder, sondern auch als die Herren des Landes aufgenommen. Wenn die Franzosen Och-

*) *Palabra* bedeutet Wort, Unterredung, *pourparler*. Es ist eins von den Wörtern, welche an die Portugiesen und ihre Erscheinung in Indien erinnern, so wie oben S. 54. das Wort Aldea. Vermuthlich haben die Freibeuter es nach Madagaskar gebracht; denn in der einheimischen Sprache pflegen dergleichen öffentliche Reden den Namen Kabarr zu führen. G. F.

sen und Reiß von uns verlangten, so weigerten wir uns niemals. Wenn sie Pallisaden setzen und Hütten bauen wollten — gingen wir dann nicht in die Wälder, um das ihnen nöthige Holz zu suchen? Haben die, welche vor dir kamen, la Bigorne, und die, welche hier sind, irgend eine Ursache gehabt, sich über uns zu beklagen? Haben sie nicht Wasser aus unseren Quellen geschöpft? Haben sie nicht Holz in unsren Wäldern gefällt, ohne daß ein Mensch in Foulpoint sie gefragt hätte: warum thut ihr das? Die Völker in Süden und im Norden, und noch neuerlicher die zu St. Marie haben die Franzosen ermordet und Krieg mit ihnen geführt; aber die von Foulpoint haben niemals einen geschlagen, sondern im Gegentheil ihnen alle Arten von Hülfe geleistet und ihnen zu jeder Zeit Wohlwollen und Freundschaft erwiesen. Wären denn also die Oberhäupter von Foulpoint weniger mächtig, als ihre Nachbarn? La Bigorne, sie sind mächtiger. Fürchten sie sich vor Krieg mit den Weißen? Nein. Wer würde es aber wagen, Tamsimalo's großen Sohn, Zanhar, unsern Oberherrn und Vater, zu bekriegen? Was für Weiße könnten verwegen genug seyn, die furchtbaren und unüberwindlichen Oberhäupter, die hier zugegen sind, Maruat, Ramisi und Ramatao anzugreifen? Würden wir nicht selbst den letzten Tropfen Blut vergießen, um sie zu vertheidigen? Also haben die Franzosen nur unsrer Freundschaft, unserm guten Herzen, die ausgezeichnete Begegnung zu verdanken, die ihnen zu Foulpoint, so lange sie den Hafen besuchen, widerfahren ist.

Nun wollen wir auch das Betragen der Franzosen gegen uns betrachten. Weshalb, la Bigorne, hast du, ohne Zanhar und die andern Oberhäupter um Erlaubniß zu bitten, Pallisaden von großen Pfählen gesetzt, die viel stärker und von viel größerem Umfange sind, als die vorherigen? Bist du darin dem alten Gebrauche gefolgt? Rede, antworte! Hast du ihnen das geringste Geschenk gemacht? Doch du schweigst. Du erröthest, fühlst dich schuldig, siehst sie an und forderst von ihnen Nachsicht. Ich bitte hier für dich die unüberwindlichen edelmüthigen Oberhäupter, Zanhar'n unsern Oberherrn, welcher in dieser hohen Versammlung den Vorsitz hat, um Verzeihung für deine Unbesonnenheit. Wir lieben dich, la Bigorne; aber mißbrauche die Zuneigung, die wir zu

dir haben, künftig nicht mehr. Schwöre, daß du nicht wieder in ähnliche Fehler verfallen willst. Solche Vergehungen würden dir das Herz der Einwohner von Foulpoint auf immer entziehen; und um es zu behalten, schwöre uns, daß du künftig unsern Vortheil für den deinigen ansehen willst. Frage also deine hier versammelten Oberen, weshalb seit der Ankunft der letzten sieben großen Schiffe die Kapitaine niemals, der Gewohnheit gemäß, Geschenke gemacht haben, da diese doch bei dem Tausche, den die Weißen mit den Malegaschen treffen wollen, zur Befestigung des guten Vernehmens dienen? Weshalb haben diese Schiffe nicht Sachen mitgebracht, um das zu bezahlen, was die Franzosen schon seit einem Jahre schuldig sind? Wir verkauften ihnen mit Redlichkeit alle Arten von Lebensmitteln, und hatten weiter keine Sicherheit, als kleine Stücken Papier, worin nach deiner Versicherung das Versprechen steht, daß wir in drei Monden bezahlt werden sollen. Weshalb ist dieses feierliche Versprechen bis auf diesen Tag unerfüllt geblieben? Gewiß will man uns zwingen, den Handel mit den Weißen abzubrechen, oder wenigstens unser unbegränztes Vertrauen in ihre Worte und Eidschwüre auf das schmerzlichste verletzen.

Im vorigen Jahre fuhr ein großes Schiff hier vorbei. Es war in dem dringendsten Mangel an Lebensmitteln, und hatte doch nicht die erforderlichen Sachen, um sich seine Bedürfnisse zu verschaffen. Die Kaufleute von Foulpoint gaben ihm Ochsen und Reiß, und rechneten sie nicht höher an, als wenn baares Geld entrichtet worden wäre. Man versprach, uns durch das erste Schiff, das von Isle de France käme, bezahlen zu lassen. Seitdem sind zwölf hier gewesen, und alle haben sich geweigert, eine so gerechte Forderung abzutragen. — Wirst du noch sagen, la Bigone, daß die Leute von Foulpoint es an Redlichkeit gegen die Franzosen haben fehlen lassen? Wirst du noch sagen, daß du uns einen Ochsen zu theuer bezahlst, wenn du eine Kaufflinte (fusil de traite) dafür giebst? wirst du sagen, eine Klafter blaue Leinwand sey der gehörige Preis für eine Schale mit funfzig Pfund Reiß? Du mußt entweder glauben, wir wissen gar nicht, was die Lebensmittel in Isle de France kosten, oder du hast den thörichten Plan, uns Gesetze vorzuschreiben, da du sie doch von uns annehmen mußt. — Ist es nicht wahr, (fuhr

der Redner fort, indem er sich an die Versammlung wandte) daß ihr künftig mit diesen Fremden auf einem bessern und billigeren Fuß handeln wollt? (Die Versammlung bezeugte durch einen allgemeinen lärmenden Zuruf, daß dies allerdings ihr Wille sey. La Bigorne wollte nun das Wort nehmen; aber der Redner hinderte ihn daran, und fing, auf Zanhar's und der übrigen Oberhäupter Befehl, von neuem an zu reden.) — Höre nun die Bedingungen, welche die Kaufleute von Foulpoint dir vorschreiben. Die Schale Reiß soll vermindert werden, wenn die Weißen beim Messen unten daran stoßen, daß der Reiß zusammen fallen, und mehr in die Schale hineingehen soll. Sie wollen auch das Maaß nicht mehr gehäuft seyn lassen, wie es sonst geschehen ist. (Ueber diese Bemerkung lachte die Versammlung.) Man wird künftig einen Ochsen nicht für eine schlechte Kaufflinte geben, sondern ein gutes Soldatengewehr dafür fordern. Die Klafter blaue Leinwand soll nach dem alten Maaße genommen werden. Das Bamburohr Pulver soll man um so viel vermehren, daß drei dergleichen hundert Flintenladungen enthalten. Die Leute von Foulpoint, die bei den Weißen als Marmites, d. h. als Bediente stehen, sollen als Lohn für dreißig Tage Dienst eine Kaufflinte bekommen.

Nun wandte sich der Redner wieder an die Oberhäupter und an die Versammlung, und sagte zu ihnen: „Ist das nicht euer letzter Wille? „Von allen Seiten her rief man ihm unter Geschrei, Lobsprüchen und Beifallsbezeigungen: Ja, zu. Sobald der Lärm sich gelegt hätte, rief der Redner mit einer donnernden Stimme:

Du hörst, la Bigorne, den Willen des Palabre. Er ist das Gesetz der Oberhäupter und der Wunsch des Volkes, das mit den Weißen handelt. Erkläre nun deinen Herren alles was ich dir gesagt habe. Wenn sie die Bedingungen annehmen, so wollen wir den Vertrag durch ein feierliches Opfer bestätigen; wo nicht, so können sie gehen, wir haben ihnen dann keine Lebensmittel zu geben.

La Bigorne übersetzte Herrn Poivre die hier mitgetheilte Rede Wort für Wort. Der letztere mußte sein Ansehen brauchen, um jenen zu hindern, daß er dem Red-

ner nicht die Heftigkeit seiner Aeußerungen vorwürfe. Er war es nehmlich nicht gewohnt, von den Malegaschen mit so weniger Schonung behandelt zu werden; und die Lektion schien ihm um so bitterer, da er sie in Gegenwart von Officieren bekam, welche die Kompagnie mit ihrem Vertrauen beehrte.

Herr Poivre hörte im Gegentheil die nachdrückliche Sprache der Wilden mit Vergnügen. Ihre starken, soliden Gründe machten Eindruck auf ihn; aber da ihm das Interesse der Kompagnie anvertrauet war, so stand es nicht in seiner Gewalt, an dem gewöhnlichen Preise der Lebensmittel etwas zu ändern. Er trug la Bigorne'n auf, dies der Versammlung zu sagen, wobei er zugleich versicherte, daß die Kaufleute von Foulpoint ungesäumt und reichlich für ihre Lieferung bezahlt werden sollten. Die Erhöhung des Lohns für die Leute in Diensten der Weißen bewilligte er, und begleitete zugleich alle seine Versprechungen mit den verbindlichsten Aeußerungen, und mit allem, wovon er glaubte, daß es auf die Oberhäupter Eindruck machen könnte. Er predigte ihnen Frieden und Eintracht, und behandelte sie dabei als Brüder und Freunde; auch gab er ihnen zu verstehen, daß alle Weißen, die nicht eben die Gesinnungen und eben die Achtung gegen sie hätten, sich allgemeines Mißfallen zuzögen. Herrn Poivre's Rede, welche la Bigorne in der Madekassischen Sprache vortrug, schien auf die Versammlung weniger Eindruck zu machen, als auf den Madekassischen Redner; und bloß auf den Rath des Letzteren ward der Vertrag durch Zuruf beschlossen. Es lag nicht wenig daran, daß er zu Stande kam; die Bedürfnisse der Schiffe waren dringend; denn zum Unterhalt für sechshundert Mann wurden täglich drei Ochsen und eine Quantität Reiß erfordert. Der Traktat ward mit vieler Feierlichkeit geschlossen. Der Redner tödtete das Opfer, fing das Blut in einem irdenen Geschirr auf, mischte Seewasser, Gänsefuß, gestoßenen Flintenstein, imgleichen ein wenig Erde und Pulver darunter, das er mit

Taffia oder Rum benetzt hatte. Alle diese verschiedenen Species zerrieb er mit zwei bleiernen Kugeln, machte auf diese Art ein Getränk daraus, und rief hierauf den Teufel an: er sollte es jedem, der davon kostete und seinen Eid nicht hielte, in Gift verwandeln. Dann nahm er zwei Lanzen oder Hassagais, und tauchte die eiserne Spitze in das Getränk, indeß Zanhar einige Tropfen davon auf die Erde fallen ließ.

Der Redner hielt in der rechten Hand ein Messer, und rief erst den Gott der Weißen, dann aber auch den Gott der Schwarzen an, und betete zu ihnen mit lauter Stimme, daß sie das Herz beider Partheien mit Frieden, Freundschaft, Eintracht und Redlichkeit erfüllen möchten. Hierauf hieb er mit seinem Messer plötzlich die in das Getränk getauchte eiserne Spitze der beiden Hassagais ab, und sprach schreckliche Flüche und Verwünschungen gegen jeden aus, der den Vertrag brechen würde.

Wenn die Weißen ihren Eid nicht halten, so werde ihnen dies Getränk zu Gift! Orkane, die aus den vier Weltgegenden wüthend hervorbrechen, sollen ihre Schiffe ergreifen, die Wellen sie verschlingen, und die Leichname dieser Boshaften von den fürchterlichen Ungeheuern, die im Meere wohnen, zerrissen werden! Höre, Zanhar! höre wohl die Stimme des mächtigen Geistes, der mich beseelt! Wenn die Leute von Foulpoint niederträchtig und boshaft genug sind, diesen feierlichen Vertrag zu verletzen, so werde ihnen dieses Getränk zu Gift! so sollen sie durch das Schwert ihres Feindes fallen! ihr Bauch soll zerbersten, und ihr unreiner Leichnam die Speise der Krokodile werden! Muß der unsichtbare Geist, der über diese Versammlung wacht, nicht Rache haben? muß er nicht den Meineid strafen, da er die Eidschwüre annimmt? Alle Menschen, Weiße oder Schwarze, sind vor ihm gleich; alle sind seinem höchsten Willen unterworfen. Er fordert von uns allen einerlei Treue und Redlichkeit, unter einerlei strengen und schrecklichen Strafen.

Rabefin (so hieß der Redner) sprach diese schrecklichen Verwünschungen dreimal mit solcher Heftigkeit in der Stimme und den Geberden aus, daß sie auf die Versammlung einen unbeschreiblichen Eindruck machten. In diesem Zustande der Unruhe und des Schreckens nahmen Zanhar und die andern Oberhäupter mit zitternder Hand in einem Blatte vom Raven ungefähr einen Löffel voll von dem ekelhaften Getränke, und verschluckten es mit schrecklich verzerrten Gesichtszügen. Ihr Beispiel ward von dem größten Theil derer, welche dieser Versammlung beiwohnten, befolgt. Nur einige Franzosen ließen es bei dem Schein bewenden, so lebhaft auch la Bigorne in sie drang, ohne Zweifel, weil er glaubte, daß diese lächerliche und widrige Posse, wenn nicht zum guten Fortgange, so doch wenigstens zur Dauerhaftigkeit des Vertrages nothwendig wäre.

Rabefin schritt hierauf zur Verrichtung des Opfers; und dann ward dieses berühmte Palabre mit einem großen Gastmahle, worauf Tanz, Musik und Spiele folgten, zwar etwas lärmend, aber sehr fröhlich beschlossen. Ich habe lieber dieses Palabre, als andre, denen ich selbst beiwohnte, beschrieben, weil damals wichtigere Angelegenheiten verhandelt wurden. Diese flüchtige Schilderung ist indeß hinreichend für den Leser, dem es mehr um Belehrung zu thun ist, als um Belustigung mit allen den kindischen Armseligkeiten, welche nicht bloß in Madagaskar, sondern auch in besser polizirten Ländern, oft bei den wichtigsten Angelegenheiten Statt finden.

Rabefin hatte die Geschicklichkeit, seine Gesichtszüge nach Belieben zu verändern. Seine Reden, mit denen seine Gestikulation immer übereinstimmte, schienen überzeugen zu müssen; auch war ihm die Kunst, Leidenschaften zu erregen, nicht fremd. — Ist es nicht zu bewundern, daß ein Wilder in dieser Täuschungskunst, von der die Redner bei civilisirten Nationen oft einen so gefährlichen Mißbrauch machen, einen so hohen Grad von Vollkommenheit erlangt

hatte? Wie konnte Rabesin wissen, daß man, um zu täuschen, immer lieber die Sprache des Herzens, als die Sprache der Vernunft, brauchen muß? Wie hatte er die Kunst gelernt, unsren geheimen Hang zu Gaukeleien und Chimären zu benutzen?*).

Rabesin stand in großem Ruf. Sein Charakter entsprach übrigens seinen Talenten keinesweges. Er war von seiner frühesten Jugend an durch seine Verbindungen mit den Europäern verderbt worden, und galt für den listigsten, gefährlichsten Betrüger. La Bigorne, der besser als irgend jemand seine Laster und seine Herrschsucht über die Einwohner von Foulpoint kannte, war genöthigt, ihm nicht nur öffentlich alle Arten von Ehrerbietigkeit und Achtung zu bezeigen, sondern mußte ihn auch in der größten Stille durch beträchtliche Geschenke zu gewinnen suchen. Nur auf diesem Wege konnte er seine Absichten erreichen; jedes andre Mittel wäre fehlgeschlagen, und hätte ihm Verdrießlichkeiten zugezogen. Unbestechliche Leute sind nicht gar zu häufig, und die civilisirten Nationen haben in diesem Stück keinen Vorzug vor den Wilden. Die meisten von unsren Rednern machen es, zwar mit mehr Kunst, aber vielleicht mit einem weniger täuschenden Aeußeren, wie Rabesin, der eine Sache, für deren eifrigsten Vertheidiger man ihn hielt, geschickt zu seinem Vortheile verkaufte. Sollte man nicht glauben, er müßte sich dem Handelstraktat, den die Agenten der Ostindischen Kompagnie mit den Kaufleuten von Foulpoint schließen wollten, auf das äußerste widersetzt haben? Und als derselbe plötzlich und unvermuthet geschlossen war, konnte man vernünftiger Weise nur Zanhar'n und den übrigen Oberhäuptern die Schuld geben, da man ihnen öffentlich ein reiches Geschenk machte. Aber la Bigorne, den Rabesin's Rede sehr verdrossen hatte, sagte Herrn Poivre hinterher: alle seine Bemühungen

*) Hier bleibt in der Uebersetzung eine lange Deklamation über Rednerkünste weg.

würden vergeblich gewesen seyn, wenn dieser Redner nicht vor dem Palabre durch Geschenke gewonnen gewesen, und förmlich Allem beigetreten wäre, was man ohne die Theilnahme Zanhar's und der übrigen Oberhäupter beschlossen hatte. Dieser Umstand ist unter Wilden sehr merkwürdig, da bei ihnen Redlichkeit, und noch mehr die Furcht, feierliche Eide zu brechen, die strengste Beobachtung alles dessen gebieten, was bei äußerst schwerer Strafe festgesetzt worden ist.

Den Tag nach dem Abschlusse des Traktates war der Markt von Foulpoint in Ueberfluß versehen. Die Schiffe eilten, ihre Vorräthe an Lebensmitteln zu ergänzen; und dies geschah eben so schnell, als mit geringen Kosten.

Herr Poivre gab nach seiner Ankunft in Frankreich der Indischen Kompagnie ein gutes Zeugniß von la Bigorne'n. Dieser war damals zu Foulpoint nur Dolmetscher; aber auf Herrn Poivre's Empfehlung übertrug man ihm das Geschäft, unter dem Befehle der Administration von Isle de France, in ganz Madagaskar alle Angelegenheiten, die sich auf den Handel und die Verproviantirung der Schiffe bezögen, zu betreiben. Man hatte Ursache mit dieser Wahl zufrieden zu seyn. La Bigorne betrug sich mit Klugheit und Einsicht, bis er im Jahre 1762, weil er Zanhar'n bekriegt hatte, nach Isle de France zurückgerufen ward. Man versichert, er habe sich alle Mühe gegeben, den Frieden in Foulpoint zu erhalten; es sey aber für ihn unvermeidlich gewesen, mehrere mächtige und mit den Franzosen verbündete Oberhäupter nachdrücklich zu unterstützen, da diese sich über Räubereien und Gewaltthätigkeiten von Seiten Zanhar's zu beschweren hatten, dessen Hang zu Lastern und Ausschweifungen von Tage zu Tage größer ward.

Die gegen Zanhar feindselig gesinnten Oberhäupter vereinigten sich, um la Bigorne'n zu vermögen, daß er das Kommando ihrer Truppen übernähme. Dieser tapfre Soldat gab ihrem Bitten nur unter einer Bedingung nach,

welche Wilden ein wenig sonderbar vorkommen mußte. Er erklärte nehmlich ohne alles Hehl: wenn er das Kommando der Armee übernähme, so würde er die kluge Vorsicht beobachten, sich niemals dem feindlichen Feuer auszusetzen, weil sein Tod unfehlbar den Untergang der tapferen Krieger nach sich ziehen würde, die unter ihm stritten. Ein General, der nur die Stimme seines Muthes höre, sich mit in das Gefecht hinreißen lasse und Theil an dem Kampfe nehme, habe es nicht mehr in seiner Gewalt, seine Macht auf die vortheilhafteste Art zu postiren; dann sey das Heer ganz ohne Befehlshaber, folglich komme nothwendig Unordnung unter die Kämpfenden, und das Ungefähr entscheide über den Sieg.

Ich weiß nicht, ob la Bigorne'ns Gründe auf die Malegaschen Eindruck machten. Undisciplinirte Völker, die es sich gar nicht in den Sinn kommen lassen, daß aus Ordnung und völliger Uebereinstimmung immer Vortheile entspringen, mußten wohl glauben, ihr General la Bigorne habe mehr Talente, als Muth. Indeß ordneten sie sich, nachdem sie einiges Befremden und Erstaunen bezeigt hatten, unter seinen Befehl. La Bigorne ließ sie einige sehr einfache Manœuvres machen; und da er fand, daß sie unterwürfig und entschlossen waren, seinen Willen pünktlich zu befolgen, so rückte er auf den Feind los. Sobald die beiden Heere einander gegenüber standen, wiederholte er den Befehl, das Treffen nicht eher anzufangen, als bis er das Signal dazu gäbe.

Zanhars Armee war viel zahlreicher und stärker, als die seinige; aber la Bigorne'n sicherte seine Stellung den vollständigsten Sieg zu, sobald Zanhar es wagte, ihn anzugreifen. Dieser hatte nicht Talent genug, das Nachtheilige seiner Stellung einzusehen, und griff die feindliche Armee lebhaft an; aber man schlug ihn auf eine so schreckliche Art zurück, daß er sich nur durch die Flucht retten konnte. So ward Zanhar, den man bisher den Unüberwindlichen genannt hatte, durch die bloßen Anord-

nungen eines Mannes überwunden, der in dem Gefechte gar nicht zum Vorschein kam und sogar in einiger Entfernung von dem Kampfplatze war.

Als Zanhar nachher erfuhr, daß la Bigorne die Bewegungen des Heeres, welches ihn geschlagen, gelenkt hatte, sagte er: „wie konnte ich mich gegen den unsichtbaren Geist eines Weißen, der mich angriff, vertheidigen? Aber, um mich zu rächen, will ich Foulpoint verlassen und mich nach der Bay Antongil begeben. Meine Entfernung von jenem Hafen wird die dortigen Kaufleute unruhig machen; es wird nichts mehr auf die Märkte kommen, und der Handel darunter leiden. La Bigorne'ns Vorgesetzten werden ihn nach Isle de France zurückrufen, und folglich verspricht mir meine Entfernung von Foulpoint baldige Befreiung von meinem furchtbarsten Feinde."

Was Zanhar erwartet hatte, geschah wirklich sehr bald. Seine Niederlage hatte auf Foulpoint alles in Traurigkeit gestürzt, und seine Entfernung unterbrach allen Handel gänzlich. Einige Oberhäupter, die la Bigorne'ns Freunde waren, bemüheten sich vergebens, Lebensmittel nach den Märkten zu bringen; denn die Kaufleute von Foulpoint setzten sich aus allen Kräften dagegen. Die Französischen Schiffe, die nach diesem Hafen gekommen waren, um Erfrischungen zu holen, bemüheten sich, Frieden und Eintracht unter den Insulanern wieder herzustellen; aber es gelang ihnen nicht, und sie mußten sich, da es ihnen an den nothwendigsten Bedürfnissen fehlte, in dem bedauernswerthesten Zustande wieder nach Isle de France begeben. Auf ihre allgemeinen Klagen fiel la Bigorne in Ungnade, und ward zurückberufen; indeß versichert man, er sey nicht strafbar gewesen, und nur wenige würden an seiner Stelle Zanhar's Bedrückungen so lange erduldet haben. Ich möchte dies wohl glauben; aber sein Verhalten wird dem immer strafbar scheinen, welcher der Meinung ist, man dürfe in ei-

nem fremden Lande nicht Regeln vorschreiben und Gesetze geben.

Wie dem auch seyn mag — la Bigorne'ns Abreise brachte Zanhar'n nach Foulpoint zurück. Man nahm ihn daselbst bei weitem besser auf, als er es hoffen konnte, und der Handel bekam schnell wieder seine vorige Lebhaftigkeit. Indeß währte die unmäßige Freude nicht lange. Das Feuer der Zwietracht war nicht erloschen, sondern Haß und Uneinigkeit ernährten es. Nach einer langen Reihe von Kriegen ward Madagaskar endlich von dem furchtbaren, unruhigen Tyrannen befreiet, der weder mit seinen Bundesgenossen, noch mit seinen Unterthanen in Frieden leben konnte. Die Maniwulis tödteten Zanhar'n im Jahre 1767; hierauf ward das Seinige geplündert, und diente dazu, seine Feinde zu bereichern und ihre Macht zu vermehren.

Sein Sohn Jawi erbte nur einen kleinen Theil von den Besitzungen seines Vaters. Er war noch zu jung, um sich nicht mit dem zu begnügen, was man ihm zu lassen für gut fand. Von seiner Regierung reden wir nicht, ob wir gleich Gelegenheit gehabt haben, sie ziemlich genau kennen zu lernen; denn dieser Jawi, dem es an Energie und natürlichem Verstande fehlte, hat nichts gethan, was wichtig genug wäre, uns damit zu beschäftigen.

Bei Zanhar's Tode gehörten Isle de France und Bourbon nicht mehr der Indischen Kompagnie. Der König hatte sie wieder übernommen, und Herrn Poivre zum Intendanten dieser Kolonie ernannt. Nun war la Bigorne'n kein Hinderniß mehr im Wege, sich wieder nach Foulpoint zu begeben, wo die Umstände seine Gegenwart äußerst nützlich machten. Bei seiner Ankunft daselbst erhielt er von den Insulanern die schmeichelhaftesten Zeichen von Achtung und Freundschaft. Um des ausgezeichneten Rufes willen, worin er ehemals wegen seiner Talente und Rechtschaffenheit unter den Insulanern gestanden hatte, machten sie ihn zum Schiedsrichter in al-

len ihren Zwistigkeiten. Er stellte in dem nördlichen Theile von Madagaskar den Frieden wieder her, und Herr Poivre konnte seinem guten Verhalten immer nur Lob ertheilen. Ich kann bezeugen, daß er dieses verdiente; denn ich habe ihn auf einer Reise, die ich im Jahre 1768 nach Madagaskar machte, sehr genau kennen lernen. Herr Poivre wollte sich für seinen berühmten Garten Montplaisir, der jetzt unter dem Namen: der Königliche botanische Garten auf Isle de France, bekannt ist, die seltensten und nützlichsten Pflanzen aus Madagaskar verschaffen. Er beehrte mich mit seiner Freundschaft und seinem Vertrauen; daher übertrug er mir die Veranstaltung dieser Sammlung, ohne Zweifel des schätzbarsten Geschenkes, das er der ihm anvertraueten Kolonie machen konnte. Ueberhaupt ließ der einsichtsvolle Herr Poivre niemals ein Schiff abreisen, ohne daß er dem Kapitain oder irgend einem unterrichteten Officier den Auftrag gab, ihm die verschiedenen Produkte der Länder, welche sie besuchen sollten, mitzubringen. Seine Bitte war immer mit einer Instruktion begleitet. So ward der Garten Montplaisir unter seinen Händen die reichste Pflanzschule, die man kennt; denn er enthält die schätzbarsten Pflanzen aus allen vier Welttheilen.

Bei meiner Ankunft zu Foulpoint fand ich la Bigorne'n nicht. Dies that mir um so mehr leid, da er den besondern Auftrag hatte, mir Mittel an die Hand zu geben, wie ich den Endzweck meiner Reise erfüllen könnte. Indeß besuchte ich erst die Gegenden um Foulpoint, ehe ich mich zu ihm nach dem Dorfe Mananhar begab, welches an dem Eingange der großen Bay Antongil liegt. Auf der Fahrt dahin, durchstreifte ich auch die Insel St. Marie, und hielt mich so lange daselbst auf, als es nöthig war, um ihre verschiedenen Produkte kennen zu lernen. Erst den achten Tag nach meiner Abreise von Foulpoint kam ich zu Mananhar an. La Bigorne nahm mich sehr gefällig auf. Er theilte mir verschiedene Erläuterungen mit, von denen ich hier nur

sehr kurze Auszüge geben kann. Mit ihm besuchte ich die merkwürdigsten Oerter in der Nachbarschaft der großen Bay Antongil; besonders besah ich die erstaunlichen Brüche von Bergkristall, dessen Stücke so ungeheuer groß sind, daß es beinahe fabelhaft scheint.

Doch, ich muß meine Nachricht von den Niederlassungen, welche die Franzosen in dem nördlichen Theile von Madagaskar angelegt haben, vollenden. Ich schließe mit der, welche dem Grafen Beniowski anvertrauet war. Dieses große Etablissement, das unter dem Ministerium des Herrn de Boynes unternommen ward, kostete dem Staate Millionen*), hatte gar keinen Fortgang, zog der In=

*) Es kann unsern Lesern nicht anders als willkommen seyn, nach Anleitung dessen, was Herr Rochon hier erzählt, die Nachrichten, die Beniowski selbst aufgesetzt hat, und die in jedermanns Händen sind, näher prüfen zu können. Indeß, so tadelnswerth der Ungarisch-Polnische Abentheurer hier erscheint, und so gerecht die Vorwürfe seyn mögen, die man seiner an Verrücktheit gränzenden Projektmacherei aufbürdet, so scheint es doch, daß man nicht sowohl den Feuerkopf selbst, als vielmehr die Schwachköpfe in Frankreich hätte tadeln sollen, die ihn nicht übersehen konnten und ihm einen so wichtigen Oberbefehl vertrauten. Den unbestimmten Ausdruck, daß Beniowski dem Staate Millionen gekostet habe, widerlegt die in seinen Memoiren vorkommende Rechnung, an deren Authenticität zu zweifeln man keine Ursach hat, und nach welcher der ganze Verlust, der durch seine Niederlassung verursacht worden ist, sich auf 413,814 Livres beläuft. Allerdings ergiebt sich aus den hier mitgetheilten Nachrichten, daß die Französische Kolonie auf Isle de France gänzlich hätte zu Grunde gehen können, ehe Beniowski im Stande gewesen wäre, seinen Plan auszuführen und ihr durch seine neue Einrichtung des Handels nach Madagaskar aufzuhelfen. Man begreift also auch wohl, daß die Administratoren auf Isle de France ihm entgegen arbeiten und zugleich als rechtschaffne Männer ihre Schuldigkeit gegen ihren Vorgesetzten thun konnten; allein man verzeiht es dem Grafen Beniowski, daß er ihr Benehmen in einem andern Lichte sieht, da die Bereitwilligkeit des Französischen Ministeriums ihn in der hohen Meinung, die er von sich, von seinen Planen und ihrer Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit hegte, nur mehr als zu sehr bestärken und ihm alles, was sich ihm widersetzte, in einem gehässigen Lichte zeigen mußte. Es ist wirklich zu bedauern, daß man diesem brausenden Orkane keine gute Richtung geben, und seine Kraft nicht so mäßigen konnte, daß sie wohlthätig und nützlich geworden wäre. G. F.

sel Madagaskar neues Unglück zu, und nahm zuletzt ein tragisches Ende.

Als er im März 1772 aus Kanton nach Isle de France kam, schrieb er einen Brief an den Gouverneur, worin er seine Abentheuer vom Anfange an erzählte*). Der Brief ward auf der Insel bald bekannt, und man wunderte sich einigermaßen darüber, daß Beniowski alles aus der Acht gelassen hatte, was dem Seefahrer in Ansehung des Weges von Kamtschatka über Japan nach China hätte Licht geben können. Es waren nur die ersten Anfangsgründe der Nautik nöthig, um die Bleiwürfe, den Ankergrund, die Stärke und Richtung der Winde, imgleichen die Lage der Klippen und der vorzüglichsten Kaps, und endlich, wenn nicht die Länge, doch wenigstens die Breite der Hauptpunkte anzugeben. Schon aus dem Tagebuche des Steuermanns hätte er diese Angaben nehmen können. Indeß pralte Beniowski mit dem Umfange seiner Kenntnisse, und wollte einen neuen Weg von Kamtschatka nach China entdeckt haben. Jene kurze Nachricht von seiner Reise beweist aber, daß er selbst die gemeinsten und gewöhnlichsten Kunstausdrücke der Nautik nicht wußte, und giebt gar kein Dokument, gar keine sichere Spur von der Richtung des Weges, den er genommen haben will. Dies ist keinesweges eine unsichre Anklage. Ich berufe mich auf jeden, der ihn, so wie ich, aus Kanton auf Isle de France hat ankommen sehen. Alle werden bezeugen, daß er, um seine Abentheuer noch romanhafter zu machen, öffentlich versicherte: er habe sich auf einem schlecht ausgerüsteten und bemannten Schiffe, ohne Lebensmittel, oder vielmehr mit keinen andren, als mit Fischmehl, eingeschifft und nach seiner Abfahrt von

*) Unser Verfasser giebt hier dies Schreiben der ganzen Länge nach; da es aber weiter nichts enthält, als was Beniowski in seinen Nachrichten ausführlicher erzählt, so ist es in der Uebersetzung, als völlig entbehrlich, weggelassen worden.

von Kamtschatka die Asiatischen Küsten verlassen, um sich an die Amerikanischen zu begeben. Noch mehr; dieser unerschrockne Abentheurer scheuete sich nicht, vor erfahrnen Seeleuten zu versichern: er sey an unbekannten Ländern, nordwärts von Kalifornien, gelandet. Gegen diese sonderbare Behauptung machte man ihm eine Menge Einwürfe. Bei dem elenden Zustande seines Schiffes hatte seine Erzählung wenig Wahrscheinlichkeit; überdies erwähnte das kurze Tagebuch, das er unvorsichtiger Weise bekannt machte, gar nichts von Ländern im Norden, von Kalifornien und noch weniger von ihren Produkten. Besonders bei diesem Punkte schien Beniowski in äußerst großer Verlegenheit zu seyn. Er wußte den überlästigen Fragen, die man deshalb an ihn that, auf keine andre Art auszuweichen, als daß er sagte: er wolle seine schätzbaren Entdeckungen bloß seinem Hofe vorbehalten*). Mit dieser Ausflucht kam er aber nicht durch. Man legte ihm ein Planiglobium vor, und bat ihn, seine Reiseroute darauf zu entwerfen, wobei man ihn zugleich versicherte, daß er sich hierdurch gar nicht kompromittiren könnte; aber Beniowski weigerte sich. Herr Poivre, damaliger Intendant von Isle de France und Bourbon, sah es sehr gern, daß man sich in seiner Gegenwart bemühete, die unverschämte Scharlatanerie jenes Fremden aufzudecken.

*) Die unbestimmten Ausdrücke, deren sich Beniowski bedient haben mag, werden hier mit zu großer Strenge gegen ihn gedeutet. Wenn er es für gut fand, seine Entdeckungen im Norden geheim zu halten und zugleich sich doch geltend zu machen, so konnte er nicht wohl anders davon sprechen, ohne sich zu weit mitzutheilen. Seine Eitelkeit und sein Ehrgeitz sind immer weit mehr im Spiel, als ein Hang zur bloßen zwecklosen Aufschneiderei. Uebrigens weiß man jetzt durch die Bekanntmachung seines Tagebuches, was von seiner Fahrt gegen Norden zu halten ist. Der Schluß, und wenn ihn auch der vernünftige Herr Poivre selbst gezogen hätte, war unstreitig falsch, daß Beniowski ein Betrüger sey, weil er sich weigerte, seine Reiseroute auf einem Planiglobium zu zeichnen. Es war ja sehr begreiflich, daß er einem Fremden nicht das Verdienst lassen wollte, die erste genaue Nachricht von seiner Reise nach Frankreich zu schicken, da er die Absicht hatte, durch diese Mittheilung für sich selbst zu wirken. G. F.

Bayerische Staatsbibliothek München

Dieser einsichtsvolle Mann vermied es weislich, unmittelbaren Antheil an der Sache zu nehmen; aber er bediente sich dieses lebhaften Angriffs, um Herrn de Boynes ein nützliches und gerechtes Mißtrauen gegen Beniowski's angebliche Entdeckungen einzuflößen. Sein Bericht hatte, wie wir in der Folge sehen werden, nicht die gute Wirkung, die er davon erwartete; indeß wäre es im höchsten Grade ungerecht, wenn man ihm hierüber nur den mindesten Vorwurf machen wollte. — In Isle de France erregte Beniowski's unwahrscheinliche Erzählung allgemeinen Unwillen, und ward von jedem einsichtsvollen Manne getadelt. Besonders empörte es, daß er ohne Scheu erzählte, er sey in Rußland genöthigt worden, um seine Freiheit wieder zu erhalten, eine schriftliche Erklärung auszustellen, daß er einen Mord begangen, von dem er doch nichts gewußt habe. Giebt es denn wohl auf der ganzen Erde ein Land, wo das authentische Geständniß einer Mordthat ein Mittel ist, sich die Freiheit wieder zu verschaffen? Was kann der Zweck einer so anstößigen Erklärung seyn? ist es nicht unmöglich den Bewegungsgrund davon zu errathen? — Man wird es mir hoffentlich verzeihen, daß ich unsern Beniowski einen Abentheurer nenne; denn nicht seine Aufsätze allein sprechen gegen ihn: wir haben noch viel härtere Anklagen.

Als Beniowski aus dem Gefängnisse in Kamtschatka entflohen war, begab er sich mit dreißig oder vierzig andern Gefangenen nach China. Kaum hatte er Kanton erreicht, so fanden sich unter den dortigen Franzosen Männer, denen seine Unglücksfälle zu Herzen gingen. Dies ist eine Thatsache, und doch hat Beniowski nie etwas davon erwähnt. Die Negocianten und die Beamten der Indischen Kompagnie gaben ihm und den Leuten, deren Befehlshaber er sich nannte, reichliche Unterstützung. Man that noch mehr für ihn: man vermochte den Herrn de St. Hilaire, ihn und seine ganze Gesellschaft an Bord zu

nehmen und nach Isle de France zu bringen. Anfänglich machte dieser Kapitain einige Schwierigkeit, weil er eine sehr reiche, Privatpersonen zugehörige Ladung an Bord hatte. Er äußerte einige Besorgniß, eine so große Menge Fremden, die aus den Gefängnissen in Kamtschatka entflohen waren, mitzunehmen; allein Mitleid besiegte bei ihm jede andere Rücksicht. Sobald Herr de St. Hilaire sich auf dem offnen Meere befand, ward seine Unruhe weit heftiger, und nicht ohne Grund, wieder rege. Man gab ihm Anlaß, seine unvorsichtige Großmuth zu bereuen. Die Abentheurer hatten bei dem Einschiffen ihre Waffen sorgfältig versteckt. Als der Kapitain diese Hinterlist erfuhr, bekümmerte es ihn sehr, daß er Leute auf seinem Schiffe hatte, die ihm vielleicht eher vorschreiben konnten, als Befehle von ihm annehmen wollten. Dreißig oder vierzig auf eine furchtbare Art bewaffnete Gefangene konnten ihn wohl wegen einer Ladung von mehreren Millionen besorgt machen; und wozu sollte er sich in einer so kritischen Lage entschließen? Sollte er seine Autorität gebrauchen und diese Fremden entwaffnen? Allein seine Mannschaft war schwach, und sein Schiff schlecht armirt. Sollte er das Vermögen seiner Kommittenten auf das Spiel setzen? sein Leben und seine Freiheit gegen starke, entschlossene, tollkühne Leute wagen, die alles zu gewinnen und nichts zu verlieren hatten? Der unbedeutendste Vorwand konnte einen Streit, einen Aufstand veranlassen, und es war der Klugheit gemäß, beides zu vermeiden. Als ein vernünftiger Mann, überdachte Herr de Saint Hilaire genau die Gefahr, die er voraussah, und nahm sich vor, alle Schritte seiner Passagiere insgeheim beobachten zu lassen. Er that noch mehr; er stellte sich, als erwiese er dem Grafen Beniowski die größte Ehrerbietung und Achtung. Nunmehr wird unser Abentheurer ein Mann von Wichtigkeit; er erschöpft alle Künste der unverschämtesten Marktschreierei, um sich noch mehr Ansehen zu geben, und täuscht sogar seine Unglücksgefährten durch die lächer-

lichsten Pralereien. Er erklärt sich öffentlich für ihr Oberhaupt; seine Befehle werden auf das allerstrengste vollzogen; von jetzt an ist er gebietender Herr, und sie gehorsame Sklaven. Wer mit ihm sprechen wollte, mußte ein Edelmann seyn. Auch dies ist eine ausgemachte Thatsache, die ich von dem Herrn de St. Hilaire und seinen Officieren erfahren habe.

Beniowski fand durch die Ehrenbezeigungen, die man ihm auf eine geschickte Art erwies, seinen Stolz geschmeichelt. So wurden Ruhe und Ordnung im Schiffe erhalten, und die zum Wohl der Seefahrer so nöthige Subordination durch jene gefährlichen Leute nicht weiter gestört. Man landete nach einer kurzen und glücklichen Fahrt endlich an Isle de France. Unstreitig verdient Herr de Saint Hilaire Lobsprüche für sein weises und gemäßigtes Verfahren, und man kann versichern, daß er sich mit Geschicklichkeit aus einer sehr kritischen Lage gezogen hat*).

Beniowski ging mit einem zahlreichen Gefolge ans Land, und begab sich zu dem Gouverneur der Kolonie. Diese Leute waren nun nicht mehr unglückliche Gefangene,

*) Wer nur einigermaßen mit der Grundregel der Billigkeit bekannt ist, sich an eines Andern Stelle zu setzen und Andern nicht zu thun, wie man selbst nicht behandelt werden möchte — den muß dieser so ganz grundlose, durch keine einzige Thatsache gerechtfertigte Verdacht wirklich verdrießen, zumal wenn man sieht, wie absichtlich der moralische Charakter des Abentheurers Beniowski erst mit den häßlichsten Farben geschildert wird, um die jämmerliche Furcht des Herrn de St. Hilaire doch einigermaßen zu motiviren. Es ist so sehr die Frage, wie es diesen dreißig oder vierzig Leuten möglich seyn konnte, ihre Waffen so geschickt zu verbergen, daß man vielmehr auch an dieser Beschuldigung zu zweifeln Ursach hätte. Allein nichts in der Welt rechtfertigt den Französischen Schiffer, die Zweifel, die aus mancherlei subjektiven Veranlassungen bei ihm aufsteigen mochten, in einen öffentlichen gehässigen Verdacht zu verwandeln. — Die Delikatesse des Grafen Beniowski ist wohl das Letzte, was seine Biographen in Schutz nehmen möchten; aber man sollte sie wenigstens nicht wider ihn zeugen lassen, wo man ihm sein Bekenntniß zur Wahrheitsliebe deuten muß. Daß er, gezwungen, ein schriftliche Verläumdung seiner selbst unterzeichnen mußte

sondern ein General mit vielen Orden, und von Leuten umgeben, die, nach ihren reichen Uniformen zu urtheilen, Stabsofficiere seyn mußten. Was für eine erstaunliche Verwandlung, oder vielmehr, welch ein lächerliches Possenspiel! Wäre ich nicht Augenzeuge davon gewesen, so würde ich mich scheuen, es zu erzählen. Sobald man auf Isle de France die wahre Geschichte dieser Abentheurer wußte, wurden der General und sein glänzendes Gefolge allen vernünftigen Leuten in der Kolonie zum Märchen und zum Gelächter. Die Seefahrer sind keine Enthusiasten, sondern außerordentlich kaltblütig. In den Kolonien sind schwärmerische Köpfe, Leute von lebhafter und ausschweifender Imagination, die alles Romanenartige und Fabelhafte aufsuchen und bewundern, höchst selten, und fast immer finden sie keinen Glauben. Beniowski erfuhr zu seiner Kränkung, wie wahr diese Behauptung ist, und zugleich sah er ein, wie wichtig es für ihn wäre, auf das schleunigste ein Land zu verlassen, wo seine Abentheuer und Reisen keinen Eindruck machten und keinen Enthusiasmus bewirkten. Je länger sein Aufenthalt dauerte, je weniger Achtung bezeigte man ihm. Bei seiner Abreise nach

setzt seinen Muth und sein Ehrgefühl tief herab; daß er es aber ungefordert als Thatsache, die er zu verheimlichen ganz in seiner Gewalt hatte, wieder erzählt, kann nur beweisen, daß er selbst keinen Begriff von Unehre mit jener Handlung verband. Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind. Derselbe Mensch, der sein Leben durch eine feige Unterschrift retten konnte, und in Kamtschatka lieber alles um sich her niedergemacht, als seine Flucht unausgeführt gelassen hätte, konnte es doch für schändlich halten, einem Manne, der ihm die Rechte der Gastfreundschaft gönnte, mit Verrath und Undank zu lohnen. Ueberdies scheint es auch noch ungereimt, einem Menschen, welchem man die Absicht beimißt, das Französische Ministerium zur Ausführung seiner Projekte zu bewegen, zu gleicher Zeit das Vorhaben anzudichten, als Seeräuber mit einem Französischen Schiffe davon laufen und auf diese Weise allen seinen ehrgeitzigen Aussichten auf einmal entsagen zu wollen. Immerhin mag Beniowski als ein Beispiel von ungezähmter Leidenschaft, mangelhaftem sittlichem Gefühl und übelangewendetem Talent gelten; ein Schurke war er nicht, weil dazu das Bewußtseyn der Schurkerei und die innere Verderbtheit der Seele gehört, die ihre Freude am Bösen hat. G. F.

Frankreich legte er den Namen Baron d'Aladar ab, den er bis dahin geführt hatte, und nannte sich Graf Beniowski. Zu dieser Zeit erklärte er (was wirklich ein bemerkenswerther Umstand ist) öffentlich, daß er in Frankreich bei der Regierung um das Generalgouvernement der Insel Madagaskar anhalten wolle. Diese neue Pralerei belustigte sehr und beunruhigte Niemanden. Um zu befürchten, daß eine dem Ansehen nach so chimärische Hoffnung sich dereinst realisiren könnte, wäre mehr als menschliche Klugheit nöthig gewesen; auch kann ich dreist versichern, daß kein Ausdruck stark genug ist, die allgemeine Bestürzung und Unruhe zu schildern, als man erfuhr, Beniowski habe den wichtigen Posten eines Gouverneurs von Madagaskar erhalten. Ich weiß ganz und gar nicht, durch was für Verführungskünste dieser Abentheurer seinen Zweck erreicht hat; aber Herr Poivre sagte mir, als er mir diese Nachricht meldete: „Wir haben den Fall erlebt, daß Heuschreckenschwärme in einem Augenblick eine reiche Erndte verzehrten, und daß zwei schreckliche Orkane diese Insel mit völligem Untergange bedrohten. Madagaskar half uns das Unglück wieder gut machen, das diese schrecklichen Ereignisse angerichtet hatten. Aber künftig hat Isle de France keine Hülfsquellen mehr; es muß untergehen, wenn solche Landplagen über uns hereinbrechen. Unter Beniowski's Gouvernement wird Madagaskar diese Kolonie nicht mehr mit Lebensmitteln versorgen; bei den Unglücksfällen, die uns treffen, wird alle Hülfe nur unsicher und entfernt seyn. Zwar habe ich schon öfters Charlatane und Avantüriers ihr Glück machen sehn; aber doch bin ich äußerst bestürzt, daß es Beniowski'n so gelungen ist, zumal nach dem Briefe, den ich über ihn an Herrn de Boynes geschrieben habe. Ich weiß wohl, daß der große Haufe an dem Wunderbaren Wohlgefallen und Vergnügen findet, und daß seine Leichtgläubigkeit sich zu allem bereden läßt; wie konnte man sich aber vorstellen, daß ein Ausländer, der kurz zuvor aus den Gefängnissen

in Kamtschatka entwischt war, und den seine eigenen Aufsätze brandmarken — daß ein solcher Mensch ohne meine Genehmigung eine so wichtige Stelle erhalten würde? Da mich vermöge meines Postens das Wohl der Kolonie so nahe angeht, so hätte ich, als er zum erstenmal von Madagaskar mit mir sprach, ihm Lust machen sollen, den Mogol vom Throne zu stoßen; unstreitig wäre sein Gesuch bewilligt worden und wir von ihm befreiet geblieben."

Man erlaubte Beniowski'n, eine Kompagnie von Freiwilligen zu errichten. Er verlangte, sein Trupp sollte so gekleidet und bewaffnet werden, daß er unter den Malegaschen Schrecken verbreitete; dadurch bewies er, wie wenig er den Geist und Charakter dieser Völkerschaft kannte. Dann wählte er zu seiner Hauptniederlassung die Bay Antongil; allein von dem Oktober bis zum Anfange des Mai's verheeren pestartige Fieber diese Gegend. Die Seefahrer nennen diese üble Periode im Jahre die Winterzeit (l'hyvernage). Ohne allen Zweifel sind die tödtlichen Dünste, die alsdann aus den Sümpfen und Wäldern aufsteigen, die wahre Ursache dieser schrecklichen Epidemie. Die entzündbare Luft und die faulen Dämpfe, welche sich aus den stillstehenden, durch Pflanzentheile in Korruption gerathenen Wassern entwickeln, verderben während der Windstille und der großen Hitze die atmosphärische Luft. In dieser Jahreszeit wird die Luft selten durch kühlende Seelüfte erfrischt: die Nordwinde treiben jene Dünste längs den Küsten fort, und Dürre und Windstille machen ihre Wirkung noch verderblicher. Die Malegaschen wissen sich einigermaßen gegen diese Seuche zu schützen, indem sie mitten in einem dichten Rauch in ihren Hütten oder Häusern bleiben. Indeß widerstehen die stärksten und mäßigsten Insulaner dieser heftigen Krankheit nicht immer. Es ist also kein Wunder, daß die Europäer, wenn sie auf dieser Küste überwintern müssen, einer epidemischen Seuche erliegen, welche selbst die so sehr an das Klima gewöhnten Menschen wegrafft.

Ich bin Augenzeuge davon gewesen, daß eine kleine Französische Kolonie gegen Ende des Jahres 1768 dadurch völlig aufgerieben ward. So schnell und auf so vielfache Art man den Unglücklichen auch zu Hülfe kam, so konnte doch keiner dem Tode entrissen werden. Starke und Schwache starben in einem sehr kurzen Zeitraum. Daß wir nicht die Opfer dieser tödtlichen Seuche wurden, hatten wir der heilsamen Seeluft auf unserm Schiffe zu verdanken, welche die faulen Ausdünstungen bis auf einen gewissen Grad verbesserte und ihre verderblichen Wirkungen hemmte. Ueberdies untersagte man, sobald im Dorfe Foulpoint die ersten Symptome der Krankheit sich zeigten, alle nicht unumgänglich nöthige Gemeinschaft mit dem Lande auf das strengste. Es ward unsrer Mannschaft verboten, mit den Insulanern Handel und Wandel zu treiben oder die Kanots der Letzteren dem Schiffe nahe kommen zu lassen. Ohne diese Vorsicht wäre die Epidemie bis zu uns gedrungen und wir außer Stande gewesen, ihr durch irgend ein bekanntes Heilmittel Einhalt zu thun. Diejenigen, welche diese gefährlichen Meeresstriche zu besuchen haben, müssen diese Bemerkungen nicht außer Acht lassen, da eine Menge von Beispielen ihre Richtigkeit bestätigt. Mit Einem Worte: man muß, wenn die Epidemie sich zeigt, diese ungesunden Gegenden verlassen, oder man kommt um. Auf der Nordseite der Insel ist man nirgends vor Faul- und andern bösartigen Fiebern sicher. Diese grausamen Krankheiten richten nicht alle Jahre gleich starke Verheerungen an; ihre Heftigkeit und Dauer scheint vorzüglich von der Richtung des Windes abzuhangen. Weht er lange von Norden her, so wüthet die Seuche auf das stärkste. Nur wenige Menschen sind stark genug, dem Einflusse dieses gefährlichen Windes zu widerstehn, der in diesen Strichen nur vom Ende Oktobers bis zum Monath Mai herrscht.

Beniowski konnte freilich von der ungesunden Beschaffenheit der Luft in Madagaskar keine genaue Kenntniß haben; indeß ist zu vermuthen, daß sie ihm doch nicht

ganz unbekannt war, da er sich eine Zeitlang in Isle de France aufgehalten hatte, wo er, wie oben erzählt worden ist, den Entwurf machte, sich um das Gouvernement jener Insel zu bewerben. Allein dieser Mann, der gewohnt war, allen Gefahren zu trotzen, mußte nicht glauben, daß durch jene Krankheiten die Fortdauer seines Etablissements verhindert werden könnte. Wie dem auch seyn mag, Beniowski kam in der Bay Antongil an, und war dabei von einem militärischen Aufzug umgeben, der die Insulaner wohl täuschen konnte. Die Soldaten von seiner Legion trugen ungeheure Säbel, und in ihren Gürteln Pistolen. Ihre Waffen, ihre Kaskette und ihre Uniformen schienen erfunden zu seyn, den Insulanern Furcht und Schrecken einzujagen. Sobald er ans Land gestiegen war, nahm er auf eine feierliche Art Besitz von der Insel. Er ließ sich als Geneneralgouverneur anerkennen, verfertigte Risse zu verschiedenen Festungen, und faßte den Entschluß, sich den Malegaschen furchtbar zu machen, sie zu besiegen und unter seine Bothmäßigkeit zu bringen. Seine Plane gründeten sich weder auf Gerechtigkeitsliebe, noch auf Lokalkenntnisse. In Kurzem war er in diesen Gegenden ein verabscheueter Tyrann; er überzog die Malegaschen mit Krieg, und übte allerlei Grausamkeiten aus. Die Insulaner flohen aus Furcht in das Innere des Landes. Aller Verkehr ward abgebrochen; Beniowski war verlassen, und in ganz Madagaskar gab man ihm den Beinamen: der schlimme Weiße. Es ließ sich sehr leicht voraussehen, daß sein Etablissement von keiner Dauer seyn würde; aber ein solcher Anfang müßte befremdet haben, wenn die unverständige und unsittliche Aufführung dieses Abentheurers nicht bekannt gewesen wäre. Daß man Beniowski'n in Frankreich so gut aufnahm und ihm unumschränkte Vollmacht gab, das macht alle vernünftige Leute, die ihn kannten, erstaunt und ganz verwirrt. In einem aufgeklärten Jahrhunderte hat man ein so blindes Zutrauen, und stellt einen Auslän-

der an, dessen Handlungen mehr als verdächtig sind! So wurden mehrere Millionen durch eine falsche und unvorsichtige Spekulation aufgeopfert! Und was konnte daraus entstehen? Viel Böses für Isle de France, und noch mehr für Madagaskar.

Schon die bloße Darlegung der Thatsachen ist der strengste Tadel des unvorsichtigen Zutrauens, das man in diesen Abentheurer setzte. Herrn Poivre kann man wirklich keine Schuld beimessen; er hatte alles nur mögliche gethan, damit man sich nicht verführen ließe.

Wir wollen einmal einen Officier von hohem Range hören, der in jeder Rücksicht einen sehr ausgezeichneten Namen hat. Ich nenne ihn nicht, aber bloß deshalb, weil er abwesend ist, und ich ihn nicht um Erlaubniß dazu bitten kann. Er hatte die Herren Belcombe und Chevreau begleitet, als sie auf ministeriellen Befehl Beniowski's Etablissements in Madagaskar in Augenschein nahmen.

Ich kam den 17. September 1776 zu Foulpoint an. Die Menschenzahl in den Dörfern, die dem Hafen am nächsten liegen, hatte über die Hälfte abgenommen; das ganze Land war durch blutige Kriege verheert, und die Erndten völlig zu Grunde gerichtet. Der Ackerbau lag ganz, so daß wir uns kaum dreihundert Pfund Reiß verschaffen konnten An den andern Lebensmitteln verspürten wir gleichen Mangel. Hierüber erstaunte ich nicht wenig; denn als ich drei Jahre vorher an diesem Orte gewesen war, hatte ich den Handel, wie den Ackerbau, blühend, und die Märkte reichlich versehen gefunden. Damals konnten zehn Schiffe volle Ladungen Reiß mitnehmen, ohne daß dies unentbehrliche Lebensbedürfniß im Preise gestiegen wäre. Diese ungeheuren Vorräthe waren bloß für Isle de France bestimmt, das drei Orkane nach einander in die äußerste Verlegenheit gesetzt hatten. Alle Erndten waren zu Grunde gerichtet, und eine schrekliche Hungersnoth, eine Folge solcher Landplagen, bedrohete diese Kolonie. Schon wollte der härteste Mangel ausbrechen, als die schleunige Ankunft von zehn Schiffen mit Reiß die Unruhe in dem ersten Augenblick der Noth stillte. Unter diesen Umständen, wie in vielen

andern, ward Isle de France von Foulpoint gerettet; aber künftig konnte man von daher nicht mehr eben die Hülfe erwarten. Die Ländereien lagen brach, der Handel hatte völlig aufgehört. Die ganze Insel war durch Beniowski's Despotismus in Furcht und Angst gesetzt. Voller Schrecken flüchteten die Malegaschen von der Seeküste weg in das Innere des Landes. Herr de Belcombe ließ Jawi, das Oberhaupt von Foulpoint, und viele Häupter der umliegenden Gegend zu sich rufen. Er fragte sie, ob sie über die Franzosen und zumal über die funfzehn Soldaten von Beniowski's Legion, welche den Hafen von Foulpoint besetzten, Beschwerden zu führen hätten. Ihre Antwort war nicht aufrichtig, ohne Zweifel, weil sie befürchteten, daß sie durch Klagen Anlaß zu neuen Verfolgungen geben möchten. Daher begnügten sie sich, freien Handel zu verlangen. Herr de Belcombe versicherte Jawi'n und die andern Oberhäupter: die Französischen Soldaten befänden sich in Madagaskar nur in der Absicht, den Handel und die Freiheit der Madekassen zu schützen und zu sichern. Dann ermahnte er sie, ihre Ländereien zu bearbeiten und mit ihren Nachbarn in Frieden zu leben. Herr Chevreau und Herr de Belcombe gaben vor ihrer Abreise nach der Bay Antongil dem kommandirenden Officier des Detaschements den strengsten und bestimmtesten Befehl, unter seinen Leuten Ordnung zu halten und den Unruhen und Besorgnissen der Insulaner schnell ein Ende zu machen.

Sie blieben nur sehr kurze Zeit zu Foulpoint; denn ihr Auftrag betraf hauptsächlich Beniowski's Etablissement in der Bay Antongil, wohin sie nunmehr eilten. Herr de Belcombe gab sich an der Spitze der Truppen als Aufseher der Französischen Etablissements in Madagaskar zu erkennen. Ich begleitete beide Herren mit dem Auftrage von Seiten des Gouverneurs von Isle de France, ihnen bei ihrem Inspektionsgeschäfte zur Seite zu bleiben. Beniowski's Kühnheit setzte mich in ein Erstaunen, das sich nicht beschreiben läßt. Er nahm Herrn Chevreau mit Stolz, fast möcht' ich sagen mit Unverschämtheit, auf. Herr de Belcombe war mit der Lage der Gegend, wo Beniowski sein Hauptetablissement anlegen wollte, zufrieden. Allein, Louisbourg, wie der Letztere den Ort genannt hatte, läßt sich zwar leicht befestigen; aber dagegen ist es feucht und unge-

sund. Es liegt auf einer Erdzunge, die sich dreihundert Toisen weit in das Meer erstreckt; der Boden, worauf die Magazine und die andern Häuser stehen, ragt zur Zeit der hohen Fluth kaum vier Fuß über den Wasserspiegel hervor, und diese Erhöhung hat man ihm nur durch Ausfüllungen gegeben. Alles was daran stößt, ist Sumpf und wird von der hohen See wieder bedeckt. Das Fort, welches Louisbourg vertheidigt, besteht aus drei Bastionen, von denen jede eine Kanone hat. Es ist von Holz und auf Pfahlwerk gebauet. Man wird die Magazine, das Fort und die Häuser gewiß bald wieder von neuem aufführen müssen, da die Feuchtigkeit fast alles Holz in Fäulniß gebracht hat. Die Erdzunge, worauf Louisbourg steht, hängt auf der einen Seite mit dem guten Hafen Choiseul zusammen, der viele große Schiffe aufnehmen kann. Ein großer und schöner Fluß, den die Malegaschen Lingebat nennen, trägt dazu bei, dieser Erdzunge völlig die Gestalt einer Halbinsel zu geben. Er ist bei seiner Mündung hundert und achtzig Toisen breit, und schiffbar. Ich bin in meiner Schaluppe mehr als sieben Meilen hinaufgefahren; und in dieser Entfernung beträgt seine Breite noch hundert und funfzig Toisen. An den Ufern dieses Flusses hat Beniowski viele Forts angelegt, deren beträchtlichstes an Stärke fast demjenigen gleicht, welches Louisbourg beschützt. Bei dem Herunterfahren auf diesem Flusse habe ich die anliegenden lachenden und mannichfaltigen Fluren mit Entzücken gesehen.

Endlich kam ich mit den Herren de Belcombe und Chevreau nach einem Orte, den Beniowski Plaine de Santè (die Gesundheitsebne) genannt hat. Wir waren von Louisbourg bis dahin durch viele kleine Forts und durch funfzehn Dörfer gekommen. Beniowski hatte uns die glückliche Lage dieses wirklich ländlichen Ortes sehr gerühmt; wir fanden aber seine Benennung nicht passend. Die Gesundheitsebne schien uns eine ungesunde Gegend; die umliegenden sehr hohen Berge halten die Wolken auf, und verursachen dadurch häufigen Regen. Herr de Belcombe zeigte Beniowski'n alles Nachtheilige bei diesem Posten; aber so sehr es auch in die Augen fiel, so wollte der Letztere es doch nicht eingestehen. Vergebens zeigte man ihm verschiedne enge Gebirgspässe, die sich unmöglich alle besetzen ließen; er be-

hauptete ganz hartnäckig: dieser Posten könne noch weniger angegriffen werden, als das Fort zu Louisbourg. In der Mitte der Gesundheitsebne lag ein kleiner zuckerhutförmiger Berg, auf dessen Spitze er eine kleine Batterie angelegt hatte, die er Fort August nannte. Mit diesem, versicherte er uns, könne er sein Etablissement so vertheidigen und schützen, daß der mächtigste Feind abziehen müsse. Ich stieg auf einer elenden Treppe, die hundert und funfzig Stufen hat, zu dieser schönen Festung hinauf. Sie ist ein Quadrat von acht Klaftern, rings um mit ganz verfaulten Palisaden besetzt. Vier dreipfündige Kanonen machten die fürchterliche Artillerie aus, die von der einen Seite die Schifffahrt auf dem Flusse Lingebat beschützen und auf der andern das große Etablissement sichern sollte, das er unterhalb dieses Forts anzulegen Willens war, und dem er bereits den Namen Ville de Plaine de Santé (Stadt der Gesundheitsebne) gegeben hatte.

Diese Stadt bestand, als wir sie sahen, aus einem, funfzig Fuß langen und dreißig Fuß breiten Magazin und zwei andern kleineren Gebäuden, deren eins zum Lazareth, das andre aber zu einer Kaserne bestimmt war. Herr de Belcombe fragte Beniowski'n in meiner Gegenwart, ob er ihm sonst nichts zu zeigen habe? Dieser gab ihm, ohne darüber außer Fassung zu gerathen, zur Antwort: meine Forts beschützen die freie Schifffahrt auf dem wichtigen Flusse Lingebat; und vermöge derselben bin ich nun völlig Herr von den nahe belegenen Ländern. Habe ich Frankreich nicht einen sehr wichtigen Dienst geleistet? Konnte man bei den mir anvertrauten Geldern und Truppen größere Unternehmungen hoffen? Würde jeder andre an meiner Stelle mehr, ja selbst nur einmal so viel gethan haben? Herr de Belcombe sagte lächelnd: Herr Gouverneur, Sie haben dem Seeminister berichtet, daß Sie in der Gegend, welche Sie die Gesundheitsebne nennen, eine beträchtliche Stadt gegründet hätten. Wo ist diese? was ist aus ihr geworden? Sie muß verschwunden seyn; denn ich sehe hier nichts, als einige elende Hütten.

Beniowski erwiderte auf diese in Verlegenheit setzende Frage: es habe ihm an Geld gefehlt. Meine Citadelle, sagte er weiter, hat mir mehr gekostet, als ich dachte. Ich mußte mich vor allem mit der Sicherheit der Stadt beschäftigen, deren

Plan ich Ihnen zeigen will. Dies Projekt ist keine Chimäre; es soll ausgeführt werden, sobald ich eine hinlängliche Summe dazu habe.

Aber Ihre Citadelle, sagte Herr de Belcombe, ist nur eine elende kleine Batterie, die ringsum von hohen Bergen kommandirt wird. Die vier Dreipfünder oben auf der Spitze einer steilen Höhe können den Zweck nicht erfüllen, den Sie erreichen wollen. Uebrigens bin ich auf Befehl des Ministers hier, um Ihre Arbeiten in Augenschein zu nehmen, und ich kann nicht umhin, Ihnen meine Gedanken darüber zu eröffnen. — Erlauben Sie mir eine andre nicht weniger wichtige Frage. Wo ist die Landstraße von Louisbourg nach Bombetok? Ich bitte Sie, mir hierüber Auskunft zu geben, daß ich dem Minister Rechenschaft davon ablegen kann. Sie haben ihm die Vortheile dieser Landstraße sehr ausführlich gezeigt, und ihm dargethan, daß die Gemeinschaft zwischen der östlichen und der westlichen Küste Ihnen, so zu sagen, die Herrschaft auf der Afrikanischen Küste verschaffe, da der Hafen Bombetok von dieser nur durch den Kanal von Mosambik getrennt ist. Also haben diese wilden, von hohen Bergen, von Wäldern und Flüssen durchschnittenen Landstriche Ihrem Projekte keine Hindernisse verursacht? Das wundert, das überrascht mich nicht wenig.

Die Anlage zu diesem Wege ist gemacht, antwortete Beniowski; man kann mich hierüber nicht anfechten. Ich will Ihnen zeigen, wie die Reiseroute geht, und was für einen Weg man zu nehmen hat, um über die Gebirgskette zu kommen, welche die Oestliche Küste von der Westlichen trennt. Man muß den hohen Berg Wigagora südwärts liegen lassen und mit einer kleinen Abweichung den Weg nehmen, welchen die Insulaner einschlagen, wenn sie von Bombetok nach der Bay Antongil kommen. Es sind freilich noch einige Arbeiten erforderlich, um diesen Weg in besseren Stand zu setzen. Darauf kann ich mich indeß bei der gegenwärtigen Jahreszeit, noch mehr aber bei der Lage, worin ich mich gegen die Insulaner befinde, jetzt nicht einlassen. Doch, wollen Sie diesen Weg untersuchen, so will ich Sie begleiten, und Sie selbst sollen sehen, mit wie wenigen Schwierigkeiten ich diese Hindernisse werde fortschaffen können.

Herr de Belcombe hatte eben so wenig Zeit als Lust, eine lange und schwierige Reise durch Madagaskar zu unternehmen. Er urtheilte sehr richtig, Beniowski thue ihm diesen Vorschlag nur, in der gewissen Ueberzeugung, daß er ihn verwerfen werde. Daher glaubte er, dem Letzteren vorstellen zu müssen: er habe den Auftrag, vollendete, nicht projektirte Arbeiten in Augenschein zu nehmen. Dann ging er schnell zu der Frage über: weshalb er keinen Reiß und keine Ochsen mehr nach Isle de France schicke? „Die Kriege, welche ich gegen die Insulaner zu führen habe, versetzte Beniowski, haben mich abgehalten, mir Vorräthe von den nothwendigsten Lebensmitteln anzuschaffen; und das ist noch itzt der Fall. Wie hätt' ich in einer solchen Lage Lebensmittel nach Isle de France schicken können? Sie sehen wohl die Unmöglichkeit ein. Eben so leicht kann ich mich wegen der unternommenen Kriege rechtfertigen. Ich versammle ein Palabre, und trage den Insulanern für sie vortheilhafte Verfügungen an. Sie lehnen sie nicht nur ab, sondern ihre übermüthigen Oberhäupter drohen mir sogar; ja, noch mehr, man giebt das Signal mich zu tödten. Viele Flinten werden zugleich abgefeuert, und ich entgehe dieser nahen Gefahr, wie durch ein Wunderwerk. Meine Soldaten unterstützen mich nachdrücklich; ich zerstreue die Menge, und setze sie durch einige Kanonenschüsse, die ich von meiner Festung auf sie thun lasse, in Schrecken. Ich verlange laut die Köpfe der Oberhäupter, die es gewagt haben, mir mitten in einer feierlichen Versammlung nach dem Leben zu trachten; aber man schlägt sie mir ab. Ich rufe die Sambariven, eine Völkerschaft an dem Ufer des Flusses Mattahar, zu Hülfe. Fünfhundert von ihren Kriegern vereinigen sich unter meinen Fahnen, und helfen mir meine gefährlichen Nachbarn bestrafen und bezwingen. Diese sahen sich nun genöthigt, um Frieden zu bitten. Die Bedingungen des Traktats wurden in einem großen Kabarr oder Palabre festgesetzt und unter den gewöhnlichen Ceremonien bestätigt. Ich belohnte die Sambariven, als ich sie verabschiedete, und versprach ihnen, sie gegen die Angriffe ihrer Feinde zu beschützen. Die Letztern ermahnte ich, ihre Felder wieder anzubauen, und dadurch alles das Uebel, das unsre Uneinigkeit veranlaßt hätte, schleunig wieder gut zu machen. Es sieht wirklich schlimm bei uns aus; das Land ist verwüstet, die mei-

sten Dörfer sind nichts als Aschenhaufen; die Felder liegen ungebauet, und die nothwendige Folge aller dieser Unordnungen war eine Hungersnoth. Aber künftig werden überall Ruhe und Friede herrschen, die Insulaner, welche nun furchtsamer und unterwürfiger geworden sind, sich aufs neue mit dem Feldbau beschäftigen und so das Unglück wieder gut machen, das sie sich durch ihr gehäſſiges und strafbares Komplott gegen einen Mann zugezogen haben, der sich Furcht und Achtung zu verschaffen weiß. Nie wird die Macht, die in meinen Händen ist, wanken, nie einer Beschimpfung ausgesetzt werden, und immer Alles mir gehorchen. Jede Militairperson muß mein Betragen billigen und meine Grundsätze annehmen. Die Weißen müssen niemals auf die Gunst der Schwarzen rechnen, ja, sich nicht einmal so weit herablassen, sie zu suchen. Ich bin ein Ausländer, und das ist eine Ursache mehr, die mich verpflichtet, der Französischen Flagge Ansehen zu verschaffen. Durch meine Administration wird sie das Uebergewicht wieder erlangen, das sie durch die Schwäche meiner Vorgänger eingebüßt hat." Das war ungefähr der Sinn von Beniowski's Rede. Er fügte alle nur mögliche Schmähungen gegen seine Völkerschaften hinzu, und schilderte uns ihren Charakter mit den schwärzesten und falschesten Farben.

Wir vermutheten, daß gänzlicher Mangel an Lebensmitteln sein einziger Bewegungsgrund zum Frieden gewesen sey. Der Haß und Groll dieses rachsüchtigen Mannes hatten nur der gebietrischen Nothwendigkeit nachgegeben. Herr de Belcombe ward durch diese Lage der Umstände äußerst beunruhigt. Er suchte Beniowski'n billigere und menschlichere Gesinnungen einzuflößen; und wiewohl er überzeugt war, daß seine Ermahnungen und Versuche den Frieden dauerhaft zu machen, fruchtlos seyn würden, so kam er bei seiner Zurückkunft nach Louisbourg doch auf den Gedanken, einen neuen Traktat zu schließen, um die Einwohner von Madagaskar von seinen wahrhaft friedfertigen Gesinnungen zu überzeugen.

Beniowski setzte sich stark gegen den Plan des Herrn de Belcombe, die Insulaner zur Befestigung des Traktates aufs neue zusammen zu berufen. Er wollte beweisen, daß dieses Palabre unangenehme Folgen haben könne; aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Die Versammlung ward den 2ten Oktober 1776 gehalten. Sie war nicht zahlreich, und

bestand

bestand nur in sechs Oberhäuptern und hundert und funfzig Insulanern. Hr. de Belcombe erneuerte den Friedenstraktat, und ermahnte sie, ihre Felder zu bearbeiten, und alle Gelegenheiten zu Uneinigkeit unter sich zu vermeiden. Er sagte ihnen auch: die Niederlassung der Franzosen in der Bay Antongil habe bloß den Zweck, ihr Glück und ihre Ruhe zu sichern. Ihr werdet, setzte er hinzu, den Franzosen euren Ueberfluß an Lebensmitteln verkaufen, und dafür ihres Schutzes genießen, so daß kein Feind sich mehr an euch wagen wird. Künftig könnt ihr mit aller Sicherheit Handel und Ackerbau treiben. — Man muß Herrn de Belcombe die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er kein Mittel verabsäumte, Zutrauen und Eintracht wieder herzustellen; aber alle Hoffnung, dies glücklich auszuführen, war eitel, so lange Beniowski der Französischen Niederlassung vorstand. Daher blieben die Insulaner unbeweglich und alle Freundschaftsbezeugungen, alle Versicherungen von Wohlwollen machten gar keinen Eindruck auf sie. Beniowski schien mir mit dieser Mißbilligung seines Betragens sehr unzufrieden. Sie war übrigens offenbar genug; denn Herr de Belcombe wollte nicht, daß sie zweifelhaft bliebe oder verkannt würde, wobei er indeß gegen den Gouverneur immer die Ehrerbietung und Achtung beizubehalten schien, die, wenn die Subordination erhalten werden soll, erforderlich ist. Vor unsrer Abreise von Madagaskar sprach ich mit Beniowski darüber, daß Frankreich von seiner Niederlassung in der Bay Antongil wenig Vortheil erlangen würde. Sie haben Recht, sagte er; doch eine Lektion von zwei Millionen ist nicht zu theuer, um Ihrer Nation begreiflich zu machen, daß es nöthig gewesen wäre, mir eine Marine nebst zwei Millionen jährlich zu geben. Hätte sie mir dann alle Jahre sechshundert Mann Rekruten geschickt, so würde ich in zwanzig Jahren eine blühende und furchtbare Kolonie gestiftet haben. Ich machte die Bemerkung: die Gegend sey so ungesund, daß von sechs Personen fünfe wegstürben. Er erwiderte hierauf: man könne allen Krankheiten vorbauen, wenn in der günstigen Jahrszeit beträchtliche Landstrecken urbar gemacht würden. Ueberdies, setzte er hinzu, ist die Gesundheitsebne eine Gegend, die ihrem Namen völlig entspricht, was auch Herr de Belcombe sagen mag. Zwar habe ich viele Leute verloren, und die achtzig

Mann, die mir noch übrig sind, bestehen in Kranken oder Genesenden; allein man muß den wirklich bedauernswürdigen Zustand, worin Sie mich antreffen, dem Kriege zuschreiben, den ich mit den Insulanern zu führen genöthigt gewesen bin, noch mehr aber meinem beständigen Aufenthalte zu Louisbourg. Ueberdies ist es immer leichter, den Feinden eine Kolonie abzunehmen, als eine anzulegen. Ich gestand ihm dies zu, und verließ ihn mit nicht geringem Erstaunen darüber, daß man in Frankreich auf die Projekte dieses Ausländers mit einem so hohen Grade von Zutrauen gerechnet habe.

Bei unsrer Ankunft zu Isle de France äußerte sich in dieser Kolonie schon Mangel an Lebensmitteln. Von Madagaskar konnte sie schlechterdings keine Unterstützung erwarten; man mußte Schiffe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung segeln lassen, und von allen Seiten her liefen bei dem Ministerium über Beniowski's unverständiges Betragen ernstliche Beschwerden ein.

Das Tagebuch, aus dem ich diesen Auszug geliefert habe, beweist, daß die Niederlassung in der Bay Antongil nicht bestehen konnte. Als Herrn de Belcombe die Inspektion aufgetragen wurde, war Herr de Boynes nicht mehr Seeminister, und Herr Turgot sein Nachfolger geworden. Unter dem Ministerium eines Weisen konnte ein Mann wie Beniowski sich nicht halten. Vergebens suchte man das Ungewitter abzuwenden; (denn die Scharlatane finden überall Beschützer) das Urtheil ward gesprochen. Zwar kam es erst unter seinem Nachfolger zur Vollziehung, aber nur deshalb, weil Herr Turgot nicht lange genug beim Seewesen blieb, um sich mit diesem Theile seiner Administration besonders zu beschäftigen. Dieser berühmte Mann, den mehrere der erhabensten Eigenschaften vor seinen Zeitgenossen auszeichneten, wußte durch Herrn Poivre, daß Beniowski ein gefährlicher Abentheurer sey, der sich zum Tyrannen und zur Geißel der Bewohner von Madagaskar gemacht habe. Ich war damals von meinen Reisen zurückgekommen, und erfuhr, daß Beniowski die Insel erobert

hätte. Man pries seinen Muth und seine Geschicklichkeit; auch versicherte man: er habe Städte und Festungen gebauet und eine Heerstraße von Louisburg nach Bombetok angelegt. Alle diese Hirngespinste trug man auf das ernsthafteste vor, und sie fanden so vielen Kredit, daß ganz Paris sich davon unterhielt und über sie erstaunte. Kaum erlaubte man es, ihre Wirklichkeit anzugreifen; Herr Poivre selbst sahe sich genöthigt, diese lächerlichen Märchen zu Schanden zu machen. Indessen traf der in Ungnade gefallene Beniowski in der Hauptstadt ein. Er bestätigte alle die Gerüchte, die sich von seinen glänzenden Unternehmungen auf Madagaskar verbreitet hatten, und beschwerte sich über die Ungerechtigkeit der Administratoren von Isle de France. Es gelang ihm endlich, wo nicht sich zu rechtfertigen, doch wenigstens neue Belohnungen zu erhalten. Er schmeichelte sich bei Herrn Franklin ein, und brachte es dahin, daß dieser berühmte Mann ihm eine günstige Aufnahme verschaffte. Dies ist eine unbestreitbare Thatsache, von der ich selbst Augenzeuge gewesen bin. Ich darf mir übrigens nicht den Vorwurf machen, daß ich Herrn Franklin verschwiegen hätte, was ich von diesem Abentheurer wußte. Beniowski ging nach Amerika; kaum war er dort, so machte er aufs neue den Entwurf, sich der Insel Madagaskar zu bemeistern. Sein Projekt ward ausgeführt; er begab sich auf einem Amerikanischen Schiffe nach der Bay Antongil. Was man bei dieser Unternehmung zur Absicht hatte, ist mir unbekannt; ich weiß nur, daß Herr de Souillac, Gouverneur von Isle de France, den 9ten May 1786 das Schiff Louise unter dem Kommando des Vicomte la Croix abschickte, um sich gegen Beniowski's Unternehmungen zu setzen. Er ließ sechzig Mann von dem Regimente Pondicheri unter den Befehlen des Kapitains Larcher einschiffen.

Die Louise warf den 17ten desselben Monaths vor Foulpoint die Anker. Der Oberkaufmann Herr Mayeur,

schiffte sich ein, um dem Kapitain Larcher alle die Anweisungen zu geben, deren er bedurfte, um sich gegen Beniowski's Unternehmungen setzen zu können. Man wußte, daß dieser sich eines Königlichen Magazins zu Angonci*), einem nordwärts von der Bay Antongil gelegenen Dorfe, bemächtigt hatte. Sobald der Vicomte de la Croix zu Foulpoint mit den nöthigen Lebensmitteln versehen worden war, verließ er diesen Hafen, um sich nach Angonci zu begeben. Er kam den 23sten eben des Monaths daselbst an; aber anstatt in dieser Bay, in die man nur mit Schwierigkeit einlaufen kann, vor Anker zu gehen, that er dieses lieber (zumal da die Lage auf den Karten gänzlich fehlerhaft angegeben ist) anderthalb Seemeilen weit von der Küste, in der Bay des Ostkaps, das nicht weit von der Bay Angonci liegt. Sobald das Schiff in Sicherheit war, setzte sich der Kapitain Larcher zur Landung in Bereitschaft. Wohlbewaffnete Schaluppen mit zwei Kanonen begaben sich nach einem Orte der Küste, wo sich gar kein Hinderniß der Landung zeigte; aber in dem Augenblick, da sie aussteigen wollten, gaben Beniowski's Truppen eine Salve, so daß über die feindlichen Absichten dieses Avantüriers kein Zweifel übrig blieb. Einige Kanonenschüsse zerstreuten die Feinde, und man sahe sie in die Waldung zurückkehren. Sobald sie verschwunden waren, ging die Landung ohne Hinderniß und ohne Unordnung vor sich. Der Kapitain Larcher wollte mit seinen Leuten nicht durch das dicke Gebüsch marschiren, wo er sein Geschütz nicht hätte brauchen können, sondern geradezu nach Beniowski's Niederlas-

*) Nach Herrn le Gentils Bestimmung liegt unmittelbar vor dem Ostkap (Cap East, fälschlich Cap de Leis) eine kleine Insel, Namens Nosse Angonci, ungefähr in 15° 18′ S. Br. Die Bay etwas nordwärts vom Ostkap hat keinen besondern Namen, und wird gewöhnlich mit dem Namen: Bay des Ostkaps bezeichnet. Wo aber die Bay Angonci eigentlich liegt, finde ich nirgends bestimmt angegeben; wahrscheinlich ist es der Ankerplatz südwärts vom Ostkap und von dem vorhin erwähnten Eiland Angonci. G. F.

tung. Die Insulaner, die ihm zu Wegweisern dienten, führten ihn durch einen offneren Weg, auf dem er aber unübersteigliche Hindernisse angetroffen haben würde, wenn derselbe besetzt gewesen wäre. Man mußte über fünf Sümpfe und eine elende, neunzig Fuß lange Brücke, ehe man zu Beniowski's Niederlassung gelangen konnte. Es läßt sich leicht begreifen, daß der Kapitain diesen Weg nicht genommen haben würde, wenn er die damit verknüpften Gefahren gekannt hätte; aber Beniowski selbst war gar nicht besorgt, daß man auf diesem schwierigen Wege zu ihm hinkommen würde, und hatte es daher versäumt, die Brücke, die den Zugang zu ihm möglich machte, abbrechen zu lassen.

Diese Nachlässigkeit ist freilich unbegreiflich, da Beniowski einen Angriff erwartete; denn man erfuhr nachher, daß er gesagt hatte: die Einwohner von Foulpoint werden bald kommen und das Magazin, das ich ihnen genommen habe, zurück verlangen. Das soll mir recht lieb seyn; sie ersparen mir dadurch die Mühe, sie zu Foulpoint anzugreifen.

Sobald Kapitain Larcher mit seiner Artillerie die Brücke hinter sich hatte, hörte er ganz deutlich das Getöse von Arbeitern. Nicht lange nachher berichtete die ausgeschickte Patrouille, sie habe eine rothe Fahne wahrgenommen (welche auf Madagaskar die gewöhnliche Losung zum Kampfe ist.) Sogleich befahl der Kapitain, die Waffen nachzusehen, und machte sich fertig, dem Feinde in Schlachtordnung entgegen zu rücken. Man erblickte nun funfzig regelmäßig nach der Schnur gebauete Hütten, unter denen eine ansehnlicher und höher war, als die andern, weshalb man sie für Beniowski's Wohnung hielt. Noch entdeckte man das Fort nicht, weil ein kleines Wäldchen es versteckte. Sobald man es unterscheiden konnte, sah man etwa hundert Leute sich eilig dahin begeben. Dies Fort, das auf einer mit guten Palisaden umgebenen Anhöhe lag, ward von zwei Vier- und einigen Einpfündern

vertheidigt. Beniowski ließ auf die Franzosen feuern, sobald er glaubte, daß sie nur noch zweihundert Toisen entfernt wären. Der erste Schuß ward mit Stückkugeln, der andre mit altem Eisen, der dritte aber mit Flintenkugeln gethan, und diese drei Kanonenschüsse unterstützte ein lebhaftes Musketenfeuer. Dessen ungeachtet rückte das Detaschement vom Regimente Pondichery in guter Ordnung immer weiter vor. Als der kommandirende Officier dem Feinde hinlänglich nahe zu seyn glaubte, befahl er, auf Beniowski zu feuern; und diese einzige Salve war entscheidend. Die Kugel ging dem Abentheurer durch die Brust, und er fiel in dem Augenblick, wo er eine mit altem Eisen geladene Kanone abbrennen wollte. Zum Glück fing das Zündkraut nicht; sonst würde ein so geladenes Geschütz in dieser Nähe große Unordnung angerichtet haben, und es ist sehr zweifelhaft, ob die Franzosen nach diesem Schusse nicht mit ihrer Expedition gescheitert wären. Sie befanden sich in einer Lage, wo sie entweder siegen oder sterben mußten: jedes Mittel, Unterstützung zu erlangen, war ihnen benommen; man hatte ihnen alle Kommunikation abgeschnitten und ihnen alle Hoffnung, wieder nach ihrem Schiffe zurückkehren zu können, unmöglich gemacht. Unmittelbar nach Beniowski's Tode ergab sich das Fort auf Diskretion. Der größte Theil der Insulaner flüchtete über die Palisaden weg, und man bemühete sich nicht, sie aufzuhalten, da der Endzweck der Expedition erreicht war. Der Kapitain hatte bestimmten Befehl, die Insulaner mit Menschlichkeit zu behandeln. Einige von diesen kamen zu den Weißen heran, legten ihre Waffen nieder und ergaben sich als Gefangne; aber in eben dem Augenblick wurden sie wieder auf völlig freien Fuß gestellt. Ein so großmüthiges Verfahren bewog den Oberherrn von Angonci, daß er zu den Franzosen kam, sie um Frieden bat und sich unter ihren Schutz begab. Er stellte dem Kapitain Larcher eine alte Portugiesin vor und auch die Baronin Adlerschein, Wittwe ei-

nes Officiers, der Beniowski'n nach Madagaskar begleitet hatte. Diese beiden Frauen waren zu jenem Oberberhaupte hingeflüchtet, und nur auf ihr inständiges Bitten überlieferte er sie den Franzosen. Ueber Beniowski's Tyrannei beklagte er sich bitterlich, und setzte hinzu: er regierte diese fruchtbare Gegenden mit eisernem Zepter, und raubte die Erzeugnisse des Fleißes mit Gewalt, oder vernichtete sie aus Furcht. Unaufhörlich vermehrte er die Auflagen, wodurch er uns zu Boden drückte, mit neuem Tribut. Die verehrtesten Gebräuche und Gewohnheiten wurden unter diesem verhaßten Despoten auf die schimpflichste Weise verletzt. Gegenvorstellungen der Insulaner wies er mit Härte zurück. Er behandelte sie als Sklaven, legte ihnen das lästigste Joch auf, und wollte ihnen sogar die Hoffnung benehmen, jemals ihre Freiheit wieder zu erlangen. — Diese Völkerschaften waren seinen Launen unterworfen. Noch mehr seine durch nichts zu störende Kühnheit und seine Ränke, als sein ungestümer Charakter, hatten ihn zum unumschränkten Herrn von Madagaskar gemacht. Schon setzte er sich in Bereitschaft, die Franzosen aus diesem Lande zu vertreiben und sich sogar ihrer Wohlthaten gegen sie selbst zu bedienen. So wollte er die Belohnungen und die Ehrenbezeigungen, die er von Frankreich bekommen hatte, vergelten!

Die durch innerliche Kriege erschöpften Malegaschen hatten unter Beniowski's Herrschaft fast alle guten Eigenschaften verloren; sie waren weiter nichts, als niedrige Sklaven, und blinde Werkzeuge für die Launen eines störrischen rauhen Herrn. Unter ihm blieb das Land unbestellt; Vernachlässigung des Ackerbaues, und Vernichtung des Handels machten die ehemals so blühenden Gegenden zu Wüsten. Der verschlagene Beniowski hatte den Samen der Zwietracht und des Hasses unter die Insulaner ausgestreuet. Mit seinem stolzen, übermüthigen Verfahren verband er auch Unverschämtheit und Scharlatanerie, um die Menge zu täuschen. Unter den Zügen des

Hochmuths und der Falschheit, entdeckte man in seinem Gesichte noch einen wilden Blick, der selbst den Unerschrockensten in Furcht setzen konnte. Die Begebenheiten seines Lebens bestanden nur in einer langen Reihe von Verbrechen und Missethaten; und sein Tod war die gerechteste Strafe für eine schändliche Verrätherei. Man mußte entweder Madagaskar von dem Joche dieses Tyrannen befreien, oder den Kolonien Isle de France und Bourbon auf immer entsagen.

Die wilden Bewohner von Madagaskar hatten weder die erforderlichen Kenntnisse, nach die nöthige Thatkraft, ihre verlorne Freiheit wieder zu erlangen. Und wie hätten sie auch den Fallstricken entgehen können, die Beniowski so geschickt rings um sie her zu legen gewußt hatte? Dieser Feind von ihnen und von uns verstand sich auf die Kunst, Zwietracht unter ihnen zu erregen; und hätte auch unser Handelsinteresse uns nicht genöthigt, ihnen Beistand zu leisten, so verpflichtete uns schon Gerechtigkeit und Billigkeit dazu, weil wir durch unsre enthusiastische Vorliebe für jenen Mann an dem Unglücke der Malegaschen Schuld waren. Allein wir haben schon bewiesen, daß Isle de France in Absicht seiner Subsistenz sehr, und bei Unglücksfällen gänzlich, von dem nördlichen Madagaskar abhängt. Die Unterstützung vom Vorgebirge der guten Hoffnung ist alsdann zu entfernt, zu kostbar, zu unsicher, und in jeder Rücksicht unzulänglich. Es wäre unstreitig zu wünschen, daß man im nördlichen Theile dauernde Niederlassungen anlegen könnte; aber wir haben gezeigt, daß die Ungesundheit der Luft ein Hinderniß ist, welches sich nur durch Aufopferung einer großen Menge von Menschen besiegen läßt. Uebrigens kann mam vom Monathe Mai bis zu Ende des Oktobers die dortige Meeresgegend ohne Gefahr besuchen; und dies ist die günstigste Zeit zum Handel: denn alsdann wird eingeerndtet und man findet alle Arten von Lebensmitteln.

Betrachtungen über den nördlichen Theil von Madagaskar.

Der nördliche Theil von Madagaskar ist an allen Arten von Erzeugnissen weit fruchtbarer, und wird daher von Europäischen Schiffen häufiger besucht, als der südliche; aber das Innere des Landes kennt man fast noch gar nicht, und ich habe mich auf Isle de France vergeblich um Angaben bemühet, die mich in den Stand setzen könnten, eine Beschreibung davon zu liefern. La Bigorne konnte mir darüber nur schwankende und unzuverlässige Nachrichten geben, wovon sich nicht leicht Gebrauch machen ließ. Indeß schrieb ich nach dem, was er mir zu Mananhar diktirte, einen kleinen Aufsatz, den nachher Beniowski benutzte, als er den Vorschlag that, an der Bay Antongil eine Niederlassung anzulegen. In diesem Aufsatz ist die Reiseroute, welche die Insulaner von Bombetok nach der Bay Antongil nehmen, beschrieben. Man findet aber darin nichts Merkwürdiges, außer eine Angabe der unzähligen Hindernisse, welche man auf diesem Wege antrift.

Den Malegaschen gelingt es zwar, sie zu überwinden; aber nur deshalb, weil sie behender und der Beschwerlichkeiten gewohnter sind, als die meisten Europäer. Auf dem hohen Gebirge Wigagora, über das man gehen muß, stößt man bei jedem Schritte auf solche Schwierigkeiten, daß sie auch wohl Leute, welche dergleichen Gefahren zu trotzen gewohnt sind, aufhalten können. Wer einen so schwierigen Weg zu unternehmen genöthigt ist, wird sehr klug handeln, wenn er sich mit Stricken und Stangen versieht, um über die schroffesten Stellen wegzukommen. Ich weiß aus Erfahrung, wie nützlich diese Vorsicht ist, und habe mich ihrer bei Reisen über Gebirge mehr als Einmal mit Erfolg bedient. Wenn ich mit Abgründen umringt war, benahm mir ein bloßer Bindfaden, den meine Wegweiser hielten, alle Furcht, und bahnte mir den Zugang zu den steilsten Oertern. Seidene Stricke verdienen übrigens den Vor-

zug vor hanfenen, weil sie stärker und leichter sind. Herr Franklin hat den Vorschlag gethan, sich des so genannten fliegenden Drachen zu bedienen, um über einen schnell strömenden Fluß zu kommen. Unstreitig ist dieses Mittel für Personen, die gut schwimmen können, unter gewissen Umständen nützlich; diejenigen aber, denen diese so brauchbare Geschicklichkeit fehlt, können vermittelst großer Bambusröhre, die an einem langen Stricke befestigt sind, über ziemlich schnelle Flüsse kommen; vorausgesetzt nehmlich, daß sie starke Insulaner, gute Schwimmer, bei sich haben, und daß diese sie mit einer so ungemein einfachen Geräthschaft von einem Ufer zum andern ziehen.

Ich bemerke hier noch, daß eine Art von Hamak, so wie man sie in den Kolonien zum Transport der Frauen und Kinder braucht, denen, die in diesen wilden Gegenden reisen, sehr nützlich seyn würde. Allein dieser Hamak müßte leicht und wasserdicht seyn. Beide Eigenschaften ließen sich ihm sehr leicht geben, wenn man dazu eine sehr starke Leinwand brauchte, und sie mit elastischem in Leinöhl aufgelöstem Gummi überzöge; d. i. mit eben dem Firniß, durch den man die entzündbare Luft in den Luftbällen zurückhält. Alsdann kann man sich dieses Hamaks nicht nur wie eines Bettes bedienen, indem man ihn an einen Baum hängt, sondern auch, wenn man unpäßlich ist, sich darin vermittelst eines Bambusrohrs von einem Orte zum andern tragen lassen; und da die Leinwand durch den Firniß das Eindringen des Regens verhindert, so wird der Hamak ein wahres Kanot, dessen Vortheile zu sehr in die Augen fallen, als daß ich sie herzuzählen nöthig hätte.

In dem nördlichen Theile von Madagaskar heißt der Ort, den die Europäer am meisten besuchen, Foulpoint; bei den Insulanern aber Wulu-Wulo. Der Hafen von Foulpoint wird von Riefs gebildet, an denen das Meer sich bricht, und wodurch die Schiffe vor den großen Wogen gesichert werden. Das Rief ist von Korallen, hängt auf der einen Seite mit dem Lande zusammen, und erstreckt sich gegen N. N. Ost, indeß die Küste sich nach N. N. Westen zieht.

Die Einfahrt des Hafens liegt nach Norden. Die Breite des Kanals beträgt ungefähr funfzig Klafter, und die Tiefe der Becken beinahe eben so viel. Der Hafen faßt zehn große Schiffe, die in 30 bis 35 Fuß Tiefe neben einander ankern können. Der Ankergrund ist sicher, aber der Eingang zur Winterszeit bisweilen durch eine Triebsandbank verstopft, die sich zertheilt, sobald südöstliche Winde auf nördliche und auf Windstillen folgen. Das Meer zieht sich bei der größten Ebbe nur vier bis fünf Fuß zurück, und alsdann sieht man das Rief bloß. Man findet auf demselben Moose, Seepflanzen, schwarze Korallen, sehr seltne Madreporen, Seesterne, Meerinsekten und Muscheln, die wegen ihrer mannichfaltigen Form und ihrer glänzenden Farben zur Ausschmückung der Naturalienkabinette dienen. Bei der Einfahrt der Flüsse findet man Manglesbäume, woran vorzüglich wohlschmeckende Austern hangen, welche Gehänge von sehr seltsamer Form bilden. In einer kleinen Entfernung von denen Orten, die das Meer bedeckt, trift man Adern von einem Sande an, welcher von ganz andrer Beschaffenheit, als der auf dem Ufer, ist und halb verglaset zu seyn scheint. Man findet glimmerige und bröckliche Steine darunter, imgleichen eine große Menge kleiner Stückchen von wirklichem Glase. Nach den Beobachtungen, die ich zu Foulpoint angestellt habe, liegt es in 17° 40′ 20″ S. Br. und in 47° 20′ O. L. von Paris. Während meines dortigen Aufenthaltes stieg das Thermometer nie über 27° Grad, und fiel nie unter 15° Reaumur. Das Barometer zeigte nur sehr geringe Veränderungen, und blieb immer zwischen 28′ 2″ und 28′ 5″.

Die Schiffe verschaffen sich zu Foulpoint alle Arten von Lebensmitteln für wohlfeile Preise und in Ueberfluß. Die Märkte werden sehr gut versehen, wenn die Europäer dem Handel keinen Zwang anthun. Seit einigen Jahren wollen die Einwohner von Foulpoint keine jungen Ziegenböcke und Schweine mehr verkaufen, weil ein alter Mann, der vier (Französische) Meilen vom Hafen

wohnt und in dem Ruf eines geschickten Zauberers steht, ihnen den Handel mit diesen nützlichen Thieren untersagt hat. Dieser Ombiasse gab nehmlich vor, sie würden mit den größten Unglücksfällen bedrohet, wenn sie nicht die ganze Race dieser unsauberen Thiere bei sich ausrotteten. Doch, ungeachtet dieses Ausspruches, können die Europäer sich dergleichen in den Gebirgen verschaffen, wo man sie heerdenweise antrifft. Vielleicht hielte es nicht schwer, diesen lästigen Aberglauben bei den Insulanern auszurotten. — Die Dörfer, welche die Bevölkerung von Foulpoint ausmachen, sind nicht beträchtlich; sie liegen zerstreuet, mehrentheils am Abhange von Hügeln, und haben Palisaden zur Vertheidigung. Eine Menge nützlicher Bäume giebt ihnen einen angenehmen Schatten. Mitten unter Kokos- Bambu- Pommeranzen- Citronen- und Pisangbäumen (deren Frucht von den Europäern so sehr geschätzt wird) und wilden Weinstöcken, unterscheidet man den Raven, eine Art von Palmbaum, der nur in Madagaskar einheimisch ist. Dieser Baum wird sehr groß, und sein Herz wie das von der Kohlpalme zubereitet und gegessen. Seine Rinde ist hart, sein Holz faserig und unverweslich; daher braucht man es, Häuser davon zu bauen, deren Wände und Verschläge dann aus den künstlich mit einander verbundenen Rippen seines Blattes verfertigt werden. Diese Rippen sind so fest wie Holz, und so biegsam wie Leder. Mit den Blättern selbst deckt man die Dächer, und sie dauern länger und sind vorzüglicher, als unsre Strohdächer. Aus diesen Blättern machen die Madekassen auch ihre Schüsseln, Teller und Tassen. Diese Art von Geschirr ist immer reinlich, wird aber nicht mehr als Einmal gebraucht. Unter den häutigen Hüllen, welche die Blüthe dieses Palmbaums umgeben, findet man ein Gummi von außerordentlichem Wohlgeschmack, das man für Honig halten sollte. Es ist kein Wunder, daß die Madekassen einen ihnen so nützlichen Baum rings um sich her pflanzen. Man verfertigt daraus sehr breite vortrefliche Bretter,

wenn man ihn von der Einen Seite der ganzen Länge nach spaltet; man muß aber diesen Brettern gleich nach dem Durchschneiden die gehörige Form geben.

Das Land, das von Foulpoint abhängt, ist reich an fetten Triften und Vieh. Wenn man längs den fruchtbaren Ufern des schönen Flusses Onglebey hinuntergeht, erstaunt man, daß er auf einmal verschwindet und sich vierhundert Toisen von seiner Mündung im Sande verliert. Dieser fischreiche Fluß, auf dem sich auch viele Wasservögel aufhalten, ist an gewissen Orten tief, und an andern sehr breit. Die Kanots fahren ihn mehr als zwanzig Meilen weit hinauf. Es ist schlimm, daß es in diesem Flusse, so wie in allen andren auf Madagaskar, sehr viele ungeheure Krokodile giebt. Wenn man längs den Ufern hin geht, wird selbst der unerschrockenste Insulaner bei ihrem Anblick von Furcht ergriffen. Man muß sehr vorsichtig seyn, um nicht von diesen gefährlichen Amphibien überrascht zu werden, die sich auf Menschen und Thiere losstürzen. Ich habe einmal gesehen, daß ein solches Ungeheuer einen Ochsen fortschleppte und verzehrte. Durch eben das, was die Flüsse in Madagaskar so reitzend macht, werden sie auch so gefährlich; die Bäume und Stauden, welche die Ufer bedecken, sind die Schlupfwinkel dieser fürchterlichen Thiere.

Wenn man sich einige Meilen von Foulpoint entfernt und den hohen Bergen von Ambotismene näher geht, wird die Gegend mannichfaltig. Hügel schützen die Ebnen und Thäler vor den Winden. Die Hitze ist nicht mehr lästig, weil das Land höher liegt und holzreicher ist. Die, hier weniger bearbeiteten, Felder sind wilder und wüster; hier hüten die Insulaner ihre Heerden nicht mehr, sondern lassen sie ohne Hirten ganz frei umherirren. Die Wiesen in den Thälern werden von einer Menge Bäche bewässert und befruchtet. Die Krümmungen, welche diese bilden, sind um so angenehmer, da die Natur allein sie vorgezeichnet hat. Die Blumen haben mehr Glanz, und ihre Farben sind schimmernder und mannichfaltiger, als die auf unsern

Wiesen. Ohne Kunst, ohne Symmetrie gepflanzte Baumgruppen machen diese ländlichen Gegenden noch reitzender und interessanter. Einige Meilen weiterhin ändert sich der Schauplatz und das Land wird bergicht. Ein geschickter Mahler würde hier über die Wahl der pittoreskesten Landschaft verlegen seyn. Seine umherschweifende Imagination läßt ihm nicht länger die freie Ausübung seiner Kunst; er thut keinen Schritt, wo ihm nicht eine plötzliche und unvorhergesehne Veränderung eine neue Perspektive und noch interessantere Gesichtspunkte zeigte.

Wenn man aber, ohne das Ganze dieser lachenden Gegenden auffassen zu wollen, sich bloß mit dem Studium ihrer Produkte beschäftigt, so eröffnet sich ein unermeßliches und wirklich nützliches Feld. Eine Menge Vegetabilien bietet sich dann in reichem Ueberfluß zur Untersuchung dar. Man lernt sechs ganz verschiedene Arten von Reiß kennen; Gerste von vorzüglicher Schönheit; sechserlei Sorten von Yamswurzeln, von denen einige so dick wie ein Schenkel sind, und die sämmtlich zur Nahrung für Menschen und Vieh taugen. Außer diesen Wurzeln, die doch einige Pflege und Wartung erfordern, findet man einige völlig wild wachsende, welche die Insulaner Fanghits nennen. Diese haben die Dicke eines Menschen, einen zarten Geschmack und eine röthliche Rinde; sie treiben den Urin, sind leicht zu verdauen, und stillen, wie man versichert, Durst und Hunger zugleich. Man kann auch verschiedne Arten Rüben, Bohnen und Erbsen von auserlesenem Geschmacke haben. Die Varvatten gleichen dem Kapernstrauch, und blühen wie dieser. Jede Schote schließt eine kleine Erbse von der Größe einer Linse in sich. Diese Hülsenfrucht wird so hoch wie der Kirschbaum, und mit ihren Blättern füttert man in einigen Provinzen im Innern des Landes die Seidenwürmer.

Wenn man diese Felder, diese Wiesen verläßt, um sich in jene unermeßlichen Wälder zu vertiefen, welche einer Menge verschiedener wilder Thiere zum Aufenthalt dienen,

so sieht man Schönheiten von einer andern Art. Tiefe Einsamkeit; eine unter diesem heißen Himmelsstrich überraschende Kühle; ein den Sonnenstrahlen unzugänglicher Schatten; Echos, die auf allen Seiten von dem Gebrülle der Thiere widerhallen — dies alles gewährt neue Freuden, die besonders melancholischen Personen angemessen zu seyn scheinen. Indeß wird jeder, der nur einiges Gefühl für Naturschönheiten hat, mit einer Art von Enthusiasmus jene Menge von ungeheuer hohen und dicken Bäumen betrachten, worunter sich besonders der Fotersbé auszeichnet.

Wer das Studium des Mineralreichs der Botanik vorzieht, findet in den hohen Bergen von Ambotismene Befriedigung. Es giebt daselbst ungeheure Blöcke von Bergkristall. Einige von diesen sind kristallisirt; andere scheinen gar keine regelmäßige Form anzunehmen; viele enthalten Schörl und andre fremde Körper. Die von den Naturforschern am meisten gesuchten Schörlarten sind in diesen Bergen nicht selten, so wie Granaten und Anzeigen von Zinngruben, welche die Einwohner Wula-Futschesine nennen. Gruben von sehr vorzüglichem Eisen giebt es in Menge auf der ganzen Insel. Die Malegaschen zerreiben und stampfen dieses Erz, und legen es dann in Haufen zwischen vier, mit Thonerde überzogene Steine. Anstatt des Blasebalges bedienen sie sich einer doppelten hölzernen Pumpe, um die Flamme zu vermehren. In einer Stunde ist das Erz in Fluß gebracht, und liefert ein so geschmeidiges, gut zu verarbeitendes Eisen, wie man nur irgend eins kennt. Unstreitig giebt es noch andere Gruben; aber man muß sich keine Mühe und Arbeit verdrießen lassen, sie aufzusuchen. Diese Reichthümer liegen tief im Schooß der Erde; nur durch Graben und schwere Arbeiten kann man sie daraus hervorziehen. Uebrigens sind aber die Berge von Ambotismene, wie die Insulaner sagen, für Europäer fast unzugänglich. Ihre Gipfel sind steile Jähen, welche den Zugang zu diesen Bergen verhindern.

Der höchste unter ihnen ist etwa achtzehnhundert Toisen über der Meeresfläche erhoben. Er gleicht in seiner Gestalt dem Tafelberge, den so viele am Vorgebirge der guten Hoffnung gewesene Reisende beschrieben haben.

Ich kann von den mineralogischen Reichthümern in Madagaskar nur diese flüchtige Uebersicht vorlegen; aber in den so äußerst mannichfaltigen Produkten der Insel, welche bloß von der Natur und einem fruchtbaren Boden abhangen, giebt es noch wesentlichere.

Ich beschreibe nun die Pflanzen, die ich Herrn Poivre nach Isle de France gebracht habe.

Beschrei-

Beschreibung

einiger Bäume, Sträuche und Pflanzen, die im nördlichen Theile von Madagaskar wachsen und die ich gegen das Ende des Jahrs 1768 nach Isle de France gebracht habe †).

A.

Adabou. Ein großer Baum.

Afatrahé. Strauch mit wohlriechender Rinde.

Afé. Dicker Tüpfelfarrn (Polypodium) mit eßbaren Samen *).

*) Dies ist wahrscheinlich ein Druckfehler; vielleicht sollte man statt graine (Samen) racine (Wurzel) lesen. G. F.

Alut-mandrout.

Ampali, hat lange Blätter, womit man Eisen polirt und vom Rost befreiet.

Ampalt. Runde Blätter, welche das Eisen feilen.

Ampelang-thi-fouhé. Gentianelle mit violetten Blüthen.

Ampelantghi. Eine angenehme Pflanze, die einen Fuß hoch wird.

Anakuey. Große Sinnpflanze (Mimosa).

Anghivi. Eine Art von Brède *), mit rother Frucht, welche den Madekassischen Getränken beigemischt wird, und ihnen einen angenehmen bittern Geschmack giebt.

*) Ein ganz unbekanntes Wort. G. F.

†) Dieses Verzeichniß, welches in der Urschrift schlechterdings keine Ordnung hatte, habe ich wenigstens nach dem Alphabet gestellt, damit man die Namen leichter aufsuchen könne. Man wird es bedauern, daß der Verfasser, als er es aufsetzte, so ganz von allen botanischen Vorkenntnissen entblößt gewesen ist, da so manches köstliche Pflanzenprodukt darin vorkommt, welches die Aufmerksamkeit, nicht bloß des Liebhabers oder des wissenschaftlichen Kenners, sondern auch des Arztes, des Materialisten, des Baumeisters, des Oekonomen, mithin auch des Kaufmanns und durch diesen des Staatskundigen reizt. Wo ich anderwärts einige Data fand, welche zu einer botanischen Bestimmung führten, habe ich sie nicht ungenutzt gelassen. G. F.

Angnan-rambou. Habichtskraut (Hieracium) mit violetten Blumen.

Angnan-rambou-lahe.

Angua-malou. Eine Art aromatische Brède, mit goldfarbigen Blüthen und Knospen.

Anja-oidy. Eine Art sehr hohen Heidekrauts.

Antafara. Man kennt diesen Baum in Isle de France unter dem Namen Milchholz (bois de lait.). Seine Blüthe hat die Gestalt und den Geruch des Jasmins. Der geringste Einschnitt giebt einen sehr kaustischen Milchsaft in großer Menge. Nach Herrn de la Mark ist es eine Art Tabernae montana.

Ardouranga. Eine kleine Pflanze mit Schmetterlingsblüthe, und einer rothen Hülse, wie der Indigo.

Aréfou. Hollunder *).

*) Vermuthlich wohl nur eine dem Hollunder ähnliche Pflanze. G. F.

Affy. Eine schöne Palmenart, welche zehn Fuß hoch wird. Der Stamm hat die Narben von den Blättern, welche nach und nach abfallen. Sein Gipfel ist mit drei oder vier Reihen von Blättern geziert, welche vier bis fünf Fuß lang und anderthalb Zoll breit sind. Diese Blätter sind den Lilienblättern nicht unähnlich, aber so steif wie Palmblätter, und bilden einen schönen Schirm.

Azambou. Eine Frucht in Gestalt eines rothen Straußes.

Azimena. Ein sehr hübscher Strauch, mit dichtbelaubtem Gipfel, schönen grünen dicken Blättern, und sehr wohlriechenden Blüthen. Er wird vier Fuß hoch.

Azon-ranou. Manglesbaum des frischen Wassers, dessen Schoten einander gegenüber stehen, Spitze gegen Spitze.

Azou-minti. Pyramidalischer Strauch von seltsamen Ansehen.

Azou-minti-be. Desgleichen, ein großblättriger schöner Baum.

Azou-ranou. Ein Strauch mit rother, gefurchter Frucht.

B.

Bachi-bachi. Ein Baum, der dem Narabe (einer Art wilder Muskaten) ähnlich ist; seine Blätter und Früchte sind nur wenig davon verschieden. Er wächst auf Anhöhen. Die Schale, die Nuß und die so genannte Muskatblüthe oder das Macis sind aromatisch.

Bagnets. Aus dieser Pflanze zieht man in Madagaskar ächten Indigo. Die Eingebornen gehen dabei sehr einfach zu Werk. Sie machen einen Aufguß von den Blättern und Stängeln, wenn die Pflanze anfängt zu blühen. Nach der Fäulung wird das Wasser veilchenfarb. Sobald diese Farbe dunkel wird, nimmt man Stängel und Blätter heraus und gießt in das stark gefärbte Wasser eine bestimmte Quantität Oel. Wenn der Niederschlag sich gesetzt hat, gießt man das Wasser ab, trocknet ihn im Schatten, und erhält auf diese Weise einen schönen Indigo.

Bakrang. Schlingepflanze (Liane) mit großen Knospen.

Bonton. Ein Baum, dessen Rinde gelb färbt. Er wächst am Wasser, und hat paarweis gegen einander gestellte, dicke Blätter.

C.

Campoudi. Eine Art Hünerdarm. (Alsine)

Cani-pouti. Breitblättriges Gras, mit dessen Saft die Madekassen sich allerlei Zeichnungen auf den Leib mahlen.

Catou-banda. Eine Art Gauchheil, (mourron) womit man Geschwülste zertheilt.

Chetchia. Gelbblühendes Habichtskraut.

Chifontfui. Schöner kleiner Baum, mit geradem, blätterlosem Stamm, und rundem, dichtbelaubtem Gipfel.

Chifontsui. Hat kleine paarweis gestellte Blätter, wie der kleine Harame (S. diesen). Die Blüthe besteht aus vier grünen Blättchen, die einen Kelch bilden.

Chingolpont.

Chiſtala.

D.

Diti-azou. Eine Frucht, in Gestalt einer kleinen Birne.

E.

Enghi-bé. Großer Indigo, mit großen Schoten.

Enghi-panza. Kleiner Indigo.

F.

Fanpechourou. Eine Art sternförmiger Lilie. Ihr Aufblühen kündigt die Zeit des Wallfischfangs an.

Forafer. Eine Schmarotzerpflanze, mit einer langen, rothen Blüthe, welche wie eine Hand, oder wie eine Gabel mit fünf Zacken, gestaltet ist.

Fifoutche. Ein Baum mit Malvenblättern; die Blüthen sitzen rund um den Stängel.

Filao. Dies ist der Keulenbaum oder Casuarina nach *Forst.* Charact. gen. pl. und *Linné* suppl. pl.

Finguère. Eine Art wilden Feigenbaums, der, wo man ihn anschneidet, einen Milchsaft giebt. Dieser Milchsaft wird, wenn er geronnen ist, ein wahres Federharz, wie dasjenige, welches aus dem Kautschukbaum fließt. Die Madekassen verfertigen daraus Fackeln, die ohne Tocht brennen und sehr gut leuchten, wenn sie des Nachts damit auf den Fischfang gehen. Im Weingeist ist dieses Harz nicht auflösbar, wohl aber in Aether und in Leinöl. Auch andere fettige und ölichte Substanzen greifen es merklich an.

Der *Finguère* wird zwanzig Fuß hoch; die Blätter sind acht Zoll lang und vier Zoll breit. Die Frucht ist einer runden Feige ähnlich und voll von kleinen Körnern. Die Malegaschen essen diese Feigen sehr gern; ich hingegen fand sie scharf und zusammenziehend.

Wenn man die Flaschen und andere Geräthschaften, welche die Peruaner aus Federharz verfertigen, mit Aufmerksamkeit betrachtet, so sieht man ein, wie leicht es ist, dieser Substanz allerlei Formen zu geben, welche bei chirurgischen Operationen vom größten Nutzen seyn können; z. B. Sonden, Bandagen 2c. Wird sie in Aether, oder auch in Leinöl aufgelöset, so verliert sie größtentheils ihre Federkraft, und kann sowohl auf Leinwand, als Seidenzeug aufgetragen werden, um sie dem Wasser und der Luft undurchdringlich zu machen. Auf diese Art hat Herr Berniard neulich das Federharz zu mancherlei Behuf gebraucht. Die Aufzählung dieser verschiedenen Benutzungsarten gehört nicht hieher; das aber will ich noch anmerken, daß die Chinesen längst gewußt haben das Federharz aufzulösen und es auf verschiedene Art zu färben. Herr Bertin, ehemaliger Staatsminister, hatte die Güte, mir einige daraus verfertigte

Sachen zu schenken, unter andern eine kleine Kugel, die genau einer Kugel von Bernstein glich.

Potersbé. Einer der größten Bäume in Madagaskar, dessen Holz aber nur zum Brennen taugt. Es giebt noch eine Sorte, die in Sümpfen wächst, und welche Flacourt unter dem Namen Vouafoutra beschrieben hat.

Fouraha. Einer der schönsten und nützlichsten Bäume aus heißen Ländern. Nächst dem Tek (Tectona grandis *Linn.*) ist sein Holz das beste in ganz Indien zum Schiffsbau. Ich kann ihn mit sonst nichts als dem Takamahaka der Inseln France und Bourbon vergleichen, und wie dieser, giebt er auch einen grünen Balsam, der zur Heilung der Wunden dient. Der Baum ist dick, schattig, mit dicken Aesten beladen, und merkwürdig wegen seiner großen Höhe.

Fouraugdra. Eine Art Vesicaria mit dreieckigem Stängel und Petersilien-Blättern; eine sogenannte Liane oder Schlingepflanze.

H.

Harame. Dies ist der höchste und dickste Baum in der Gegend von Foulpoint. Das Holz ist weiß mit röthlichem Kern. Wenn der Baum sein vollständiges Wachsthum erreicht hat, löset sich jährlich seine äußere, dicke, graue Rinde ab. Der Stamm ist glatt und bis an den Gipfel ohne Aeste. Die Krone ist dagegen dickbelaubt und sieht schön aus. Bei der geringsten Verletzung fließt ein weißes, sehr würzhaftes Harz aus diesem Baum. Die Malegassischen Weiber verarbeiten es zu einem Teig, womit sie sich das Gesicht reiben, um der Haut ihre vollkommene Frische zu erhalten. Dieses Harz brennt mit einem dem Weihrauch ähnlichen Wohlgeruch. Die Frucht des Baums ist eine Nuß, wovon aber nur die äußere Schale aromatisch ist.

Harame, dessen Harz der Stoff zu seyn scheint, aus welchem das Ambra besteht.

Harongan. Er wird funfzehn Fuß hoch und wächst im Sande. Die Blätter werden zum Rothfärben der Matten

J 3

und Körbe gebraucht. Das Harz dieses Baums ist eine Art Drachenblut.

Hintchy. Unter den Bäumen in den Wäldern um Foulpoint ist dies der gemeinste. Er wäre besonders zu Alleen gut, indem seine Krone wohlbelaubt ist; mit dem Pflaumenbaum hat er einige Aehnlichkeit, und wird ungefähr eben so hoch. Sein rothes Holz ist gut, um Hausgeräth daraus zu verfertigen; seine Rinde ist weiß und glatt, und seine breiten Blätter sind von schöner, grüner Farbe. (Ist nach Herrn la Mark eine Art Courbaril, Hymenaea, *Linn.* G. F.)

Hounits. Ein großer, schöner Baum, dessen Holz eine schöne gelbe Farbe darbietet. Die Rinde ist roth, und wenn man sie einschneidet, fließt ein korallrother Saft heraus. Aus der Rinde der Wurzel verfertigen die Malegaschen vermittelst einer gewöhnlichen Lauge eine schöne rothe Farbe.

J.

Jacuan. Eine Art Mandeln. Der Baum hat keine Blätter und giebt ein Harz.

Jang. Ein Baum mit großen Blumensträußen.

Joudi-fafal. Ein Sempervivens*).

*) Soll das heißen Sempervivum LINN. oder nur eine immer grünende Pflanze? G. F.

L.

Laben. Dieser Baum wächst am Seestrande in Sandboden, und wird sehr hoch. Das harte, rothe Holz ist für Hausgeräthe von vorzüglicher Güte. Die Frucht ist an Größe und Gestalt einer Olive ähnlich und enthält einen ölichten, weißen Mandelkern von vortreflichem Geschmack.

Lacca. Die Frucht ist klein, wie ein Pfefferkorn; die Blüthen sitzen in Gestalt eines Kätzchens beisammen.

Lalong.

Lindem. Eine Art Palmbaum mit Blättern des Farrns.

Lingo. Eine holzartige Schlingepflanze (liane), welche bis zum Gipfel der höchsten Bäume hinansteigt, und dabei nur zwei Zoll dick ist. Ihr Holz ist gelb, wie das In-

nere ihrer Rinde. Die Malegaschen bedienen sich der Rinde und Wurzel des Lingo, um die Fäden zu ihren Kleidungen (pagnes) gelb und roth zu färben.

M.

Maan. Eine Art Sammetpflanze, mit Malvenblättern.

Malao-manghit. Ein großer Baum mit brauner Rinde, weißem Holz und geradem Stamm. Der Saft ist anfangs weiß und milchicht, wird aber an der Luft blutroth. Die Blätter haben einen angenehmen Würzgeruch. Die Frucht ist eine Art von Muskatnuß, der die Malegaschen eben dieselben Eigenschaften zuschreiben, welche wir der ächten zugestehen.

Mang. Ein Baum mit Blättern, wie die der Malve, nur größer und stärker. Die Blume ist rauh, wie die der Ketmia (des Eibisches) und rosenfarb.

Manouquibonga. Ein Baum mit langen Schossen, wie die Weinreben; seine schönen rothen Blumen bilden eine aigrette.

Moulton-rongou. Aehnelt dem Rara, hat kleine Blätter, und länglicheckige Früchte.

Mounou-founace. Ein Bäumchen mit violetten Blüthen und dreifachgefingerten Blättern (foliis ternatis).

N.

Nantou. Mattenholz (bois de natte) von zwei Sorten, mit großen und kleinen Blättern.

O.

Onbave. Ein Baum, der ein Gummi giebt, welches mit dem Arabischen Aehnlichkeit hat.

Ouoi-randra. Eine Wasserpflanze mit gezahnten Blättern, zweihörnigen Blüthen (deux cornes fleuries) und einer eßbaren Wurzel.

Ouvi-rombé. Schlingepflanze, (liane) mit kleinen, herzförmigen, scharf zugespitzten Blättern.

R.

Racoudrit. Grüne Frucht in Traubengestalt.

Ranga-zaa. Zwiebelgewächs mit weißer Blume.

Rarabé. Wilder Muskatbaum, aber noch größer und schöner, als der Malao-mangsit. Aus seinen Muskatnüssen ziehen die Malegaschen ein sehr würzhaftes Oel, womit sie sich den ganzen Leib und die Haare reiben. Dieses Oel heilt und zertheilt Anhäufungen von kalten Flüssigkeiten (humeurs froides); innerlich genommen ist es magenstärkend*). S. *Malao-manghit* und *Bachi-Bachi.*

*) Der Himmel bewahre einen vor Aerzten, die so von Krankheiten sprechen und so dagegen verschreiben! G. F.

Ravendsara. Von allen so genannten Muskatbäumen in Madagaskar hat dieser die Aufmerksamkeit der Botaniker am meisten auf sich gezogen. Der Wohlgeruch der Muskatnuß, der Würznelken und des Zimmts, zusammen verbunden, ist kaum von dem angenehmen Duft zu unterscheiden, den man durch die Destillation von den Ravendsarablättern erhält. Sie geben zugleich ein wesentliches Oel, welches höher als Nelkenöl geschätzt wird. Die Köche in Indien ziehen es allen andern Gewürzen vor, um ihren Speisen einen Würzgeschmack zu geben. Der Ravendsara ist übrigens ein seltner, kostbarer Baum; er wächst am liebsten in Sümpfen, ob er gleich auch trocknes Erdreich vertragen kann. Sein Stamm wird dick, und seine pyramidalische Krone ist dickbelaubt und schattenreich. Das Holz ist weiß, ohne Geruch, aber hart und schwer. Die Rinde verbreitet dagegen einen starken Geruch. Die Frucht ist eine wahre Nuß, die an beiden Enden etwas zugeplättet ist. Der Geruch dieser Nuß und ihrer Schale ist nicht so stark, und sie geben nicht so viel wohlriechendes Oel, wie die Blätter; doch meines Erachtens ist dieser Geruch noch ein wenig delikater. Herr de la Mark hat mich belehrt, daß dieser Baum kein wahrer Muskatbaum ist, sondern ein eigenes Geschlecht ausmacht, welches Jussieu in seinen Gen. pl. p. 431. Agarophyllum nennt*).

*) Agathophyllum ist die Uebersetzung des Madegassischen Worts *Raven-sara* und bedeutet gutes Blatt. Die Abbildung dieses Baums und eine ausführliche Beschreibung liefert Son-

Raven-tongharts. Eine balsamische Pflanze.

Rharha-horac. Abermals ein ächter wilder Muskatbaum, mit dickem Stamm und vielen verworrenen Aesten. Er wächst gern an feuchten, sumpfigen Oertern. Die große, blaue Taube, welche die Malegaschen Funinga-mena-rabu nennen, frißt sehr begierig die Nüsse dieses Baums, verdauet aber nur ihr Macis, und säet dann die Nüsse überall auf der Insel umher.

S.

Sacaviro-ambou. Schweins-Ingwer. Eine Art Zittwer (Zedoaria).

Sampan-leva. Gelbe Früchte, wie Paternoster.

Sanga-sanga. Ein dreieckiges Schilf, der wahre Papyrus der Alten.

Sangnamou-batou. Eine Pflanze, deren Blätter, wenn man sie klein stößt, wie Cocculi indici auf die Fische wirken, (die sie betäuben, so daß man sie mit der Hand greifen kann).

Sanoang-matan-nahanrou. Eine Art klimmender Spargel.

Schira. Palmenart, deren Rinde man verbrennt, um Kochsalz daraus zu ziehen.

Sondifafat. Eine Pflanze, die man am Meerstrande findet. Die Malegaschen reiben sich den Leib mit den Blättern dieser Pflanze, wenn sie müde sind, um durch diese Reibungen wieder frisch und munter zu werden. Sie geben vor, daß die Blätter des Sondi-fa-fat nicht verderben können (incorruptibles), und legen sie mit gutem Erfolg auf Wunden.

Sonmoutorang. Haarige Blüthe in Kätzchen.

T.

Tabourou-nangat. Betel (eine Art Pfeffer).

Taco. Eine Art wilder Rebe, wie Tancasson.

nerat in seiner Reise nach Indien und China 2. B. S. 177. t. 127. der Deutschen Ausgabe. In Gmelins Ausgabe von Linn. Syst. Nat. Tom. II. p. 754 kommt dieser Baum unter seinem einheimischen Namen, *Ravensara aromatica*, vor. Eigentlich ist er dem Lorbeer- (Laurus) Geschlechte so nahe verwandt, daß es schwer halten dürfte, ihn mit Recht davon zu trennen. G. F.

Tafou-mouna. Ein großer, dickbelaubter Baum, mit glatter Rinde, weißem Holz und eichelförmiger Frucht, deren Kern einen etwas aromatischen Geschmack hat und wie Terpentin riecht.

Tafoumounan. Eichelförmige Frucht. Kleine weiße Blüthen.

Talate. Dicke Blätter und rothe Früchte wie die der Stechpalme.

Tancasson. Eine wilde Rebe, mit scharfem, widerlichem Geschmack. Diese schlängelnde Pflanze klimmt bis zum Gipfel der höchsten Bäume. Ihre Wurzel hat diuretische Kräfte. Die Frucht wird von den Eingebornen sehr geschätzt. Flacourt erwähnt diese Pflanze nicht, ob er gleich mehrere Arten von Reben beschreibt.

Tanguem. Dieser Baum wächst am Ufer des Meeres. Er hat ein hartes, geädertes Holz, welches zu Schreiner- und Tischlerarbeiten gebraucht werden kann. Die Malegaschen bedienen sich nur gar zu oft der Frucht dieses Baums, deren schädliche Eigenschaften ihnen wohl bekannt sind. Der Baum ist in der That ein wahrer Manchenillenbaum, der bekanntlich eins der furchtbarsten Gifte enthält.

Tanroujou. Eine knotige Frucht. Eine Gattung des Benzoin.

Tavoutala. Kleines Zwiebelgewächs von der Orchisgattung. Die Blüthe ist blaßveilchenblau (gris de lin.)

Tchilotou. Weiße Tulpe.

Tchinghit. Bohne mit gelben Blüthen. Eine Art Colutea.

Tchouti-morou, oder *Ranou.* Ein Kraut mit kleinen Schötchen.

Tchouvi-ovi. Eine Art Ipekakuanha; Periploca.

Tevarte. Pyramidalischer Strauch, mit natürlichen Absätzen, als wäre er so geschnitzt.

Tevartna. Mitten im Walde zeigt dieser Baum gleichsam die Symmetrie der Kunst. Er scheint mit Fleiß zur Pyramide mit sieben Absätzen oder Stufen geschnitzt zu seyn; seine dichtbelaubten Zweige stehen wagerecht um den geraden, glatten Stamm, und geben ihm ein seltsames Ansehen. Zur Verzierung ist es vielleicht der schönste Baum, den ich kenne.

Teulon-gouala. Ein Gesträuch, dessen wohlriechende Blätter die Madekassen zu ihren Kopfkissen brauchen. Es

wird etwa vier Fuß hoch, und hat eine bittere, ölichte, würzhafte Frucht.

Thipoulou-pouli.

Timbalave. Gesträuch mit weißer, nachenförmiger Blüthe.

Tocamboudi. Kleiner Palmbaum mit großen, an ihrer Spitze getheilten Blättern.

Tongou-hintchi.

Tongouna-lein-tein. Eine Art Münze (Mentha).

Tottlas. Eine Art Lorbeerbaum, mit würzhaften Blättern und Beeren.

Tougmonnam. Ein Baum, der auf dem Gipfel der Gebirge wächst. Sein rothes oder braungelbes Holz wird zu Tischlerarbeiten gebraucht; auch werden Wurfspieße daraus gemacht. Es ist sehr schwer.

Tougnounan. Das Holz dient, um Hefte oder Handgriffe an den Wurfpfeilen daraus zu machen. Die Blüthen sind glockenförmig.

Toulouc. Ein kleines Gesträuch, welches in allerlei Boden fortkommt. Die Frucht ist unter dem Namen Erdbeere von Madagaskar bekannt und hat einen angenehmen Geschmack, weshalb sie sowohl von den Europäern als den Malegaschen geschätzt wird.

U. V.

Vaquinang-boua. Strauch mit haarigen weißen Blättern und weißen Blüthen. Die Wurzel heilt Wunden.

Vaing-bare. Schlingepflanze; haarige Blätter, weiße Blumen.

Vaint-sombou. Ein Kraut, welches dieselbe Kraft hat, wie das Sananamou-Batu, die Fische zu betäuben.

Vangoui-nangboua.

Varou. Eine Art Malve.

Veloutier. (Sammtpflanze). Pittonia *)

*) Vermuthlich Tournefortia. *Linn.* G. F.

Via-Foutchi. Holzige, schlängelnde Pflanze. Die Frucht ist von einem sternförmigen Kelch umgeben.

Voai-marang. Ein Strauch, dessen Rinde den Bauchfluß stopft.

Voantlisan. Ein stachlichter Baum, der nur an der Krone Blätter hat.

Vognin-dosong. Eine Schmarotzerpflanze, deren Blätter denen der Lilie ähneln. Ihre Blüthezeit kündigt den Wallfischfang an. (Wie das Fanpechourou.)

Vohan-silan. Ein zwölf Fuß hoher Baum. Sein mit Dornen besetzter Stamm ist gerade; seine Blätter schön grün, fünftehalb Zoll lang und drittehalb Zoll breit. Der Stamm trägt keine Blätter, hingegen ist die Krone wohl damit versehen und vollkommen rund. Die Holztauben lieben die Frucht dieses Baums, welche sonderbar gestaltet ist.

Volang-bondi-pouni. Rothes Holz, welches je älter je schwärzer wird, und zum Färben gebraucht werden kann.

Vongo. Ein schöner Baum, dessen Frucht *Vaassou-voura* heißt. Aus den Einschnitten fließt ein gelbes Gummi.

Voua-assim.

Voua-azigné. Der geradeste und höchste Baum in Madagaskar. Er ist merklich höher, als alle übrigen Bäume. Sein gelbes, schweres, hartes Holz wird zum Bau der Häuser gebraucht und bildet gewöhnlich den Kiel der großen Kanots. Das Harz, welches aus diesem Baume fließt, ist gelb wie Bernstein, aber klebrig und ohne Geruch. Die Malegaschen erhalten aus diesem kostbaren Baum noch ein sehr klares Oel, welches sehr wohl schmeckt, so lange es frisch bleibt. Dem Reiß beigemischt, macht es diese Speise schmackhafter, und daher bereiten die Insulaner meistens ihren Reiß damit.

Voua-fatre. Eine Art Buchs, dessen würzhafte Frucht eßbar ist.

Voua-hintchi.

Voua-honda. Eine große, der Mango ähnliche Frucht, länglich, walzenförmig, wohlriechend, mit zertheiltem Kern und einander gegenüber stehenden Blättern.

Voua-Lomba. Frucht einer Rebe, welche die Europäer allen übrigen (Malegassischen) vorziehen, und ihr deshalb den Namen Weintrauben von Madagaskar geben. Sie hat aber dennoch einen etwas scharfen Geschmack. Die Pflanze stirbt jährlich ab; ihre Wurzel ist eine Art von Yams. (Dioscorea?)

Voua-macaliong. Eine Art Taarin *), aus welchem man Oel erhält.

*) Etwa verdruckt für Tamarin (Tamarinde)? G. F.

Voua-malim. Eine Schote, welche Seidenwatte enthält. (Apocynum?)

Voua-mandroucou. Blüthensträuße brechen aus dem Stamm hervor; die Blumenkrone hat spiralförmig gedrehte Blätter.

Voua-mena. Korallrothe, süße Frucht; rothes Holz und rothe Blätter.

Voua-mitsa-voï. Ein Aster.

Vouang-pin-lela. Blätter wie der Zimmtbaum, ohne Geruch.

Vouang-taé. Quittenapfel.

Vouang-titirang. Nuß mit gelber, haariger Schale.

Voua-rougni. Eine Art Manglesbaum (Rhizophora) des frischen Wassers.

Voua-ſevarantou.

Voua-ſévérantou. Kleiner strauchartiger Baum, der sechs bis sieben Fuß hoch wird und weißes Holz hat. Er wächst gemeiniglich im Sande.

Voua-ſourindi. Großer Baum, der kleine rothe Blüthen in großen Büſcheln trägt.

Voua-tingui-lé-pas. Grüne Frucht, deren Mark ſich in Blättern, wie Kronenblätter, von einander giebt, ſo daß inwendig die Samenkörner in einem abgeſtumpft dreieckigen Beutel zu ſehen ſind.

Vua-carabo. Große, platte Kaſtanie, die auf einer Schlingpflanze wächſt.

Vua-fao. Eine Art Sagupalme.

Vua-he-taïtsou.

Uua-he-taïtchou. Eßbare Frucht.

Vua-hia-vavé. Schlingepflanze mit weißen weiblichen Blüthen.

Vua-honda. Frucht in Gurkengeſtalt mit einem Geruch von Quitten.

Vua-Khicaſon. Kleine Frucht, wie derRanguſtan. (Etwa Manguſtan; Garcinia mangoſtana?)

Vna-montucung. Schlingepflanze mit Tamarindeblättern und einer bohnenähnlichen Frucht.

Vua-nambouavon. Rothe Frucht in Büſcheln. Veilchenfarbene Blüthe; weißliche, paarweis geſtellte Blätter. Man braucht ſie bei Geſchwüren und wenn man ſich geſchnitten hat.

Vua-Nantoula. Enthält einen großen Kern, in Gestalt der Sapotillenkerne, nur viel dicker.

Vvang-biri. Schlingepflanze mit großen viereckigen Schoten, deren Bohnen gegen die Hämorrhoiden gebraucht werden.

Vua-rha. Eine Art Feigenbaum mit eßbaren Früchten.

Vua-rozau.

Vua-tani. Seine Blume ähnelt der des Chinesischen *Li-hoa.*

Vua-tchirié. Eine Art Vacoua, mit langen, schmalen Blättern; Pandanus odoratissima, *Linn.*

Voua-toudingha. Eine Frucht, die dem Pipar von China ähnlich ist.

Vua-toutouc. Gesträuch mit rothen eßbaren Früchten, die wie Erdbeeren schmecken.

Vuendrang. Eine Art Galanga.

Z.

Zavin-raven. Ein Baum von mittler Höhe, nicht sehr stark belaubt; sein Stamm ist mit Knoten besetzt, die Rinde grau, das Holz weiß. Er wächst in den Sümpfen.

In dem vorstehenden Verzeichnisse der Bäume und Pflanzen von Madagaskar erwähnte ich nicht die Ananas, die Wassermelonen, den weißen Pfeffer, die Pisangs, den Indischen Safran (Kurkuma?), die großen Kardamomen, den Ingwer, die Veronica, die Vessicaria, den Portulak, das Basilikum, den Aster, die Brède, die Enziane? (Gentiliane) die Colutea, die Wasserlilie ꝛc. — Was die Thiere von Madagaskar betrift, so hat mir Flacourt nichts Wichtiges davon zu sagen übrig gelassen.

Beschreibung

eines Palmbaums, der eine sonderbare und in Indien unter dem Namen Kokosnuß der Maldiweninseln sehr berühmte Frucht trägt.

Der Palmbaum, welcher die so genannten Kokosnüsse der Maldiwen oder auch Seekokos trägt, wird vierzig bis funfzig Fuß hoch. Seine Krone besteht aus zehn bis zwölf gefiederten Palmblättern, die zwanzig Fuß lang sind. Die Gestalt dieses schönen Baums läßt sich daher mit einem großen Fächer vergleichen, und Kräuterkenner setzen ihn auch in das Geschlecht der Weinpalme oder Fächerpalme (Borassus). Jedes große Palmblatt steht auf einem sechs Fuß langen Blattstiel, der am Rande ausgeschweift ist.

Unter den Achseln der Blätter kommt ein Büschel (panicule) hervor, dessen Zweige an ihren Enden die weiblichen Blüthen tragen. Der reifende Fruchtknote verwandelt sich in eine kugelförmige Frucht, die acht bis zehn Zoll im Durchmesser hat. Die äußere Schale ist dick und faserig, wie an der gemeinen Kokosnuß; die Gestalt der Nuß hat etwas Sonderbares *). Inwendig ist sie mit einem milchichten, aber bitter und widerlich schmeckenden Saft angefüllt. Der Stamm dieser seltenen Palme ist vom Stamme der Kokospalme wenig verschieden, sondern nur härter und dicker. Die Palmeninsel **) ist damit gänzlich bedeckt, ohne daß man sie auf einer der benachbarten Inseln, oder sonstwo an irgend einem bekannten Orte fände. Wahrscheinlich kommen also die Nüsse dieser Art, die man zufällig auf den Maldiwen antrift, von der Palmeninsel, ungeachtet sie gegen dreihundert

*) Sie besteht aus zwei länglich nierenförmigen, an einer Seite etwas platteren, an der andern convexen Hälften, die in der Mitte an einander gewachsen sind. G. F.

*) Eine von der Gruppe der Seychellen, nordwärts von Madagaskar und Isle de France. G. F.

Seemeilen weit von einander entfernt liegen. Diese Bemerkung kann dazu dienen, die Richtung der Strömungen in jener Meeresgegend bekannt zu machen.

Die Indier schreiben diesen Nüssen große Heilkräfte zu, weshalb sie auch bei den ältern Botanikern unter dem Namen Nux medica vorkommen. Wenn man den Aerzten in Asien Glauben beimißt, so ist diese Nuß nicht nur antiskorbutisch, sondern sie heilt auch die Lustseuche aus dem Grunde, und ihre Schale wird für ein wirksames Gegengift gehalten. Die Indischen Prinzen lassen sich Trinkgeschirre daraus machen, die jederzeit mit Gold und Edelsteinen mehr oder weniger besetzt und verziert sind. Man hielt auf diese Nüsse in ganz Asien so viel, daß es vor dem Jahr 1759, wo man sie auf der Palmeninsel entdeckte, nichts ungewöhnliches war, das Stück mit 10,000 Livres (ungefähr 2500 Rthlr.) zu bezahlen.

Ueber
die Inseln France und Bourbon
und
das nordwärts davon gelegene Inselmeer.

Kaum hatte Vasco de Gama den Europäischen Nationen den Weg in die Meere von Asien geöffnet, so suchten die Portugiesen, mit Ausschließung aller anderen Nationen, sich des reichen Handels mit jenem großen Welttheil zu bemächtigen. Vor dieser in den Jahrbüchern der Schifffahrtskunde merkwürdigen Epoche ließ sich allein die Maurische (Mohammedanische) Flagge in den Gewässern des Persischen und des Bengalischen Meerbusens sehen. Die Maurischen Fahrzeuge verließen die Häfen des rothen Meeres, und schifften gewöhnlich in den Persischen Meerbusen; oft folgten sie auch dem Laufe der Abyssinischen Küste, und liefen in den Kanal von Mosambik ein, ohne das Land aus dem Gesichte zu verlieren. In diesem Kanal handelten sie bald mit den Einwohnern der Afrikanischen Küste, bald mit den Insulanern von Madagaskar. Die Häfen, die sie am öftesten besuchten, waren Querimba und Mosambik an der Küste von Afrika, Vingara und Bombetok in Madagaskar.

Die Asiaten wagten, ungeachtet ihre Karten sehr fehlerhaft und ihre Lootsen äußerst unwissend waren, oft noch kühnere Unternehmungen; sie besuchten nicht nur die Küste von Malabar, sondern sie getraueten sich auch, das Land aus dem Gesichte zu verlieren, in offene See zu stechen

und, nachdem sie durch den Meerbusen von Bengalen geschifft waren, durch die Meerengen von Sunda und Malakka nach den Moluckischen und Philippinischen Inseln zu segeln. Sie ließen sich durch die Gefahren, welche für bloße Anfänger in der Nautik von langen und beschwerlichen Reisen unzertrennlich sind, nicht abschrecken. Die Lockspeise eines einträglichen Handels zog die Lootsen nach jenen Meerengen und nach den Molukken hin. Dort, zwischen den unzähligen Inseln, konnten sie sicher darauf rechnen, Chinesische und Japanische Schiffe anzutreffen, die dahin kamen, um Muskatennüsse und Gewürznelken zu holen. Man vertauschte nun gegenseitig die Waaren aus Persien und Indien gegen die aus Japan und China, und der Handel knüpfte zwischen dem Indier und dem Chinesen das Band, das für beide gleich wichtig war.

Als die Portugiesen das Vorgebirge der guten Hoffnung umschifften, war folglich die Schifffahrt der Mohammedaner nicht mehr auf ein bloßes Küstenbefahren eingeschränkt, und es wäre wohl der Mühe werth, daß diejenigen, denen die Kenntniß der Hydrographie und die allmähligen Fortschritte derselben wichtig sind, diese Reisen näher kennen lernten, die ohne andere Leitung als eine unvollkommene Vorstellung von der scheinbaren Bewegung der Sonne und der Sterne unternommen wurden. Das Instrument, dessen sich die Indischen Lootsen bedienen, um die Polhöhe oder Breite zu bestimmen, sieht wie ein Rosenkranz aus, und die Kügelchen desselben zeigen die Höhe der Gestirne nach den verschiedenen Orten, wo man anzulegen hat. Die Stellung dieser Kügelchen gegen das Auge und den Horizont des Meeres, giebt das Maaß an; es gehört aber viele Geschicklichkeit und Uebung dazu, sich dieses Instruments zu bedienen, dessen Mängel ein jeder, der nur das geringste von der Schifffahrt versteht, leicht einsieht. Zu Pondicheri habe ich mehr als Einmal versucht, mich desselben zu bedienen, ohne jemals die Höhe eines Gestirns bis auf einen Grad genau bestim-

men zu können. Es ist indeß möglich, daß mir mein kurzes Gesicht den Gebrauch mehr, als Andern, erschwert hat.

Der Handel der Mohammedaner in den Asiatischen Meeren läßt sich zwar auf keine Weise mit dem vergleichen, den die Europäischen Nationen seit der Zeit daselbst getrieben haben; allein er ist doch auch nicht ganz zu verachten. Es haben bereits so viele Schriftsteller die blühenden Zeiten und den allmähligen Verfall der Europäischen Niederlassungen beschrieben, daß ich mich dabei nicht aufhalten darf. Meine Absicht ging dahin, in gegenwärtigem Werke die Insel Madagaskar näher zu beschreiben und die Vortheile zu zeigen, welche man von Niederlassungen daselbst ziehen könnte, vorausgesetzt, daß diese sich auf das Glück und die Belehrung der guten Eingebornen gründeten. Allein aller Vorkehrungen und aller Sorgfalt ungeachtet, werden die ersten Niederlassungen stets von Isle de France und Bourbon, wegen ihrer Nähe bei Madagaskar, sehr abhängig bleiben, und es wird uns daher wichtig, diese kennen zu lernen.

Isle de France und Bourbon verdanken es lediglich ihrer Lage, daß sie gegenwärtig die Hauptkolonieen der Franzosen in dem Meere von Indien sind, und daß besonders der Hafen der ersteren (Port-Louis) den Französischen Flotten seine Werfte und Arsenale darbietet und ein Stapel des Indischen Handels geworden ist. Beide Inseln wurden zuerst von den Portugiesen entdeckt. Sie nannten die Insel Bourbon Mascarenhas, und die Insel France Cerne. Jene hat keinen Hafen für große Schiffe. Ihr Umfang beträgt funfzig Seemeilen (lieues), und ihr Umriß ist beinahe ganz rund. Sie hat sehr hohe Berge, und der Gipfel des einen, den man *les trois Salasses* nennt, wird auf 1600 Klaftern (toises) über der Meeresfläche geschätzt. Dieser Gipfel ist nicht weit vom Mittelpunkte der Insel entfernt.

Der Hauptort der Insel Bourbon, worin die Administratoren der Kolonie wohnen, heißt Saint-Denis.

Der Abbé de la Caille hat die Lage dieser Stadt astronomisch bestimmt, und nach der Angabe dieses berühmten Sternkundigen liegt sie in 20°, 51′ Südlicher Breite und in 53° 10′ Oestlicher Länge vom Pariser Meridian. Das Anlanden ist zu St. Denis mit großer Schwierigkeit verknüpft. Man hat zu dem Ende eine Art Brücke oder Anlände erfunden, welche über das Wasser hinaus schwebt und von den höchsten Wellen nicht erreicht werden kann. Am Ende derselben hängt eine Strickleiter herab. Die Schiffsboote nähern sich so, daß die Aussteigenden diese Leiter in dem Augenblick ergreifen können, wo die Brandung des Meeres am höchsten steigt. So gut und künstlich diese Art anzulanden auch ersonnen ist, so hat sie doch ihre Unannehmlichkeiten; denn die Leiter schwankt hin und her, und wird noch überdies von den Wellen erschüttert. Allein am Ufer ist die Brandung so stark, und prallt mit so furchtbarer Gewalt dagegen an, daß ohne dieses Mittel alle Kommunikation zwischen der Stadt und der Rhede oft abgeschnitten seyn würde.

Der Vulkan der Insel Bourbon hat, so lange sie bewohnt ist, noch keine Verwüstungen daselbst angerichtet, obgleich seine Ausbrüche sehr häufig sind. Die Ansiedler haben die Vorsicht gebraucht, sich von diesem Schlunde zu entfernen; und nach der Beschreibung zu urtheilen, die der gelehrte Naturforscher Commerson davon gegeben hat, muß die Annäherung zu demselben wirklich furchtbar seyn. Herr von Cremont, damaliger Intendant der Insel Bourbon, sparte weder Mühe noch Kosten, um Herrn Commerson in Stand zu setzen, daß er sich der Oeffnung des Vulkans so viel als möglich nähern und dessen Produkte untersuchen könnte. Er that noch mehr, und begleitete ihn in eigner Person; ein Beispiel von aufgeklärtem Eifer in einem Beamten, das allerdings die Erkenntlichkeit der Gelehrten und der Freunde der Wissenschaften verdient.

Die Zugänge zum Vulkan von Bourbon sind unbequem; die ganze Gegend auf sechs Französische Meilen (milles) rund umher ist öde und verbrannt. Man steigt mit Mühe und nicht ohne Gefahr über Haufen von Asche, von Lava und Schlacken, über Spalten und Abgründe hinan. Das Wetter muß zu dieser Reise günstig und der Tag gänzlich unbewölkt seyn, da einige Tropfen Regen schon hinreichend sind, einen Ausbruch zu veranlassen. Die Unvorsichtigkeit, sich bei unsicherm Wetter dem Schlunde zu nähern, könnte man leicht mit dem Leben büßen. Der Anblick eines Vulkans, der eben im Ausbrechen ist, hat etwas Großes und Erhabenes. Den Reisenden, die zur Erweiterung der Wissenschaften mitwirken wollen, kann die Untersuchung des unterirdischen Feuers, und noch mehr der Erzeugnisse desselben, nicht genug empfohlen werden. Diese Erzeugnisse sind mannigfaltig; allein besonders merkwürdig sind hier die langen äußerst feinen Glasfäden, die wie Haare aussehen und zuweilen in einer großen Entfernung vom Vulkan gefunden werden. Sie gehören zu den seltneren vulkanischen Schlacken.

Der Ursprung der ersten Kolonieen auf Isle de France und Bourbon steht mit den ersten Niederlassungen auf Madagaskar in genauem Zusammenhange. Wäre dieses ihnen nicht so nahe, so ließe es sich nicht begreifen, wie man sie zur Anlegung einer beträchtlichen Kolonie hätte wählen können. Auf der Karte des ungeheuren Indischen Oceans sind diese kleinen Inseln kaum noch sichtbar. Bekanntlich entschlossen sich einige Franzosen, die des ungesunden Himmelstrichs von Madagaskar überdrüßig waren, diese große Insel zu verlassen, um sich auf der kleinen Insel Bourbon anzusiedeln, wo die Luft besonders gesund ist. Sie führten ihr Vorhaben um das Jahr 1664 aus, wobei sie die weise Vorsicht hatten, einige Schafe, einige Kühe und einen jungen Stier mitzunehmen.

Das Erdreich war damals unbebauet und unbewohnt, die Küste aber fischreich, und das Ufer mit ungeheuer gro-

ßen Schildkröten bedeckt. Anfänglich lebten also die Kolonisten von Fischen, Schildkröten, Reiß, Erdäpfeln und Yamswurzeln. Das Fleisch von zahmen Thieren versagten sie sich gänzlich, weil ihnen alles daran lag, ihre kleine Heerde zu erhalten. Sobald die Jahrszeit es erlaubte, pflanzten sie Zuckerrohr, und säeten Weizen. Ihre ersten Aerndten übertrafen ihre Erwartung weit, und es währte nicht lange, so zweifelte man nicht mehr an dem Fortkommen der kleinen Kolonie. Die Geschichte der alten Patriarchen bietet uns kein reitzenderes Bild von jener wahren Glückseligkeit dar, die der Mensch jederzeit findet, wenn er sich dem Stande der Natur nähert, und in Unschuld und Arbeitsamkeit unter einem heitern Himmel lebt.

Die Einwohner der Insel Bourbon bedienten sich des Zuckerrohrs, um ein gegohrnes Getränk daraus zu bereiten. Die Insulaner von Madagaskar hatten sie diesen Trank gelehrt, der meines Erachtens dem besten Aepfelwein der Normandie vorzuziehen ist. Schade nur, daß ein so nützliches Getränk sich nicht über vier und zwanzig Stunden nach der Gährung hält!

Die kleine Heerde von Rindern und Schafen, die man von Madagaskar nach Bourbon herüber gebracht hatte, verfiel dort keineswegs, sondern vermehrte sich täglich. In den Wäldern, womit die Insel bedeckt ist, fanden diese Thiere Schutz gegen die sengende Hitze des heißen Erdstrichs; ihr Futter war ein fettes, saftreiches Gras, und ihr liebster Aufenthalt jene weiten Ebenen (savannes), deren Erzeugnisse denen von Madagaskar ähnlich sind.

Sobald die Kolonisten durch zweckmäßigen Ackerbau, diese erste ergiebigste Quelle alles Reichthums, für ihren Unterhalt gesorgt hatten, glaubten sie, daß der Anbau des Kaffeebaums ihnen in der Folge einen Handel mit Europa zusichern könnte. Im Jahr 1718 ließen sie sich von Mokha und Aden (Ouden) junge Kaffeestämme kommen. Sie hatten sich in dieser Spekulation nicht geirrt. Vermittelst sorgsamer Pflege gediehen die Bäume in wenigen

Jahren, und die Insel Bourbon ward für die Ostindische Kompagnie ein wichtiger Handelsplatz.

Während diese kleine Französische Niederlassung auf der Insel Bourbon zu blühen anfing, befand sich die Holländische auf Isle de France in bedrängten Umständen, und schmachtete gleichsam dahin. Die Veranlassung der Holländer zu ihrer Ansiedelung auf dieser Insel, welche sie die Moritz-Insel (Mauritius) nannten, ist mir nicht bekannt; ich weiß nur, daß sie über den Schaden klagten, den ihnen die Ratzen und Heuschrecken verursachten.

Im Jahr 1712 entschlossen sie sich, ihre Niederlassung auf Isle de France gänzlich zu verlassen, um sich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu begeben. Ein großes festes Land verdiente allerdings den Vorzug vor einer abgelegenen kleinen Insel. Die Einwohner der Insel Bourbon betrübten sich eben nicht über die Abreise der Holländer; sie eilten vielmehr, sich ihrer Anlagen zu bemächtigen. Isle de France hat zwei gute Häfen, und ist nur vier und dreißig Seemeilen von der Insel Bourbon entlegen. Sie hat eine gesunde Lufttemperatur, ist aber kleiner und weniger fruchtbar als Bourbon. Ihre Lage, weiter hinaus gegen den Wind*), und ihre vortreflichen Häfen machen indeß diese Mängel wieder gut.

Die Ostindische Kompagnie (in Frankreich) beschloß im Jahr 1734, daselbst eine beträchtliche Niederlassung anzulegen, und übertrug die Ausführung dieses Vorhabens dem berühmten Mahe' de la Bourdonnais. Dieser Mann, der zum Befehlshaber geboren schien, da er die Menschen zu prüfen wußte und die Kunst sich Gehorsam zu verschaffen verstand, bewies in jenen entlegenen Erdstrichen als Administrator eben die Talente, die man ihm als Seemann zuerkannte. Ihm, und ihm allein, verdankt man

*) Der herrschende, beständige Wind dieser Meeresgegend ist der Südost; mithin ist es den Schiffen vortheilhafter, eine Insel zu besuchen, welche weiter Ostwärts liegt, indem sie von dort aus bequemer mit diesem Winde ihre Fahrt nach Indien fortsetzen können. G. F.

die Wasserleitungen, die Brücken, die Hospitäler und die vornehmsten Vorrathshäuser; ja, fast alle nützlichen Anlagen, die noch heutiges Tages bestehen, sind Werke dieses mit Recht gepriesenen Mannes. La Bourdonnais besaß eine ziemlich ausgebreitete Kenntniß der gemeinsten und unsern Bedürfnissen unentbehrlichen Künste. Oft sah man ihn bei Tagesanbruch an der Spitze der Arbeiter einen Schiebkarren oder die Mauerkelle und den Zirkel führen, lediglich um Wetteifer unter seinen Leuten zu erwecken und zu unterhalten. Gab er selbst das Beispiel, so durfte nicht leicht jemand sich der Pflicht entziehen, aus allen Kräften zum glücklichen Erfolge des gemeinen Besten mitzuwirken. Daher glückte es ihm auch, alles was er während seiner zwölfjährigen Administration zum Nutzen der Kolonie unternahm, schnell und vollkommen ins Werk zu richten.

Ihm verdankt man ebenfalls die Wahl des nordwestlich gelegenen Hafens. Mit eingeschränkteren Kenntnissen hätte ein Anderer leicht darauf verfallen können, den größeren und bequemeren südöstlichen Hafen vorzuziehen. Allein als einsichtsvoller Seemann kannte er die unschätzbaren Vorzüge eines unter dem Winde gelegenen Hafens *). In solchen Gegenden, wo beständige Winde herrschen, lassen sich nur die Häfen unter dem Winde leicht gegen einen feindlichen Angriff vertheidigen. Der Feind muß seine Schiffe von Booten ziehen oder bugsiren lassen, um sie in den Hafen zu bringen; und aus eben dem Grunde ist der Wind denen, die auslaufen wollen, immer günstig: ein Vortheil, der zwar von geringerer Bedeutung, aber gleichwohl auch nicht zu verachten ist.

Der Getreidebau geräth am besten auf Isle de France; die Aecker tragen jährlich nach einander eine Aerndte

*) Ich habe schon erinnert, daß der beständig herrschende Wind hier Südostwind ist. Ein Hafen an der Nordwestseite der Insel ist also durch die ganze Insel selbst gegen diesen Wind gedeckt; und wenn gleich das Einlaufen dadurch etwas erschwert wird, so gewinnt man doch sehr viel an Sicherheit. G. F.

von Weizen und eine von Türkischem Korn oder Mais. Das Maniok (Jatropha Manihot, *Linn.*) welches la Bourdonnais aus Brasilien hieher verpflanzte, ist gegenwärtig die gewöhnliche Speise der Negern. Die Schafe und das Rindvieh haben sich nicht so stark vermehrt, wie es wohl geschehen wäre, wenn die Krieges- und Kauffartheiflotten nicht unaufhörlich einer so starken Verproviantirung bedurft hätten. Ein herrliches Gras wächst indeß auf der Insel, und sproßt gleich zu Anfange der regnichten Jahrszeit hervor. In drei Monathen vollendet es den ganzen Kreis seines Wachsthums. Diesen Zeitpunkt nehmen die Einwohner wahr, um ihre Heerden auf die Weide zu treiben; denn nachher bleibt nur noch ein dürres Stroh zurück, welches zur Nahrung für das Vieh zu hart ist. Dieses Stroh ist so trocken, daß der kleinste Funke es in Brand stecken kann. Das Feuer verbreitet sich mit solcher Geschwindigkeit unter dem Winde hin, daß es durchaus kein Mittel in der Natur giebt, seinen Verwüstungen Einhalt zu thun. Zuweilen ergreift der Brand sogar die benachbarten Holzungen. Bei dergleichen Zufällen flüchten sich die Heerden aus den Savannen (Grasebenen) in die Wälder.

Als die Portugiesen Isle de France entdeckten, war das Erdreich bis an den Gipfel der Gebirge mit Waldung bewachsen; die ganze Insel schien ein ungeheurer Wald, worin die schönsten Bäume prangten. Besonders zeichneten sich darin verschiedene Palmenarten aus, ferner die Bambusröhre, das Ebenholz, der groß- und kleinblättrige Mattenbaum, der Takamahaka, das stinkende Holz und eine Menge anderer Sorten. Die ersten Bewohner der Insel bedienten sich des Feuers zur Urbarmachung. Man hätte wohl daran gethan, in gewissen Entfernungen einige Streifen mit Waldung stehen zu lassen; denn da allein die Wälder die Wolken anziehen, so sieht man jetzt, daß der in heißen Ländern zur Fruchtbarkeit des Bodens so unentbehrliche Regen fast gar nicht mehr auf die Ackerländer

fällt, die überdies gegen die Gewalt der Winde keinen Schutz mehr haben; ja, die nachtheiligen Folgen der unordentlichen und unüberlegten Urbarmachung sind noch größer, als man es sich vorstellt.

Die steilen Höhen (mornes), die den Hafen umgränzen und gegen die Gewalt des Windes schützen, hat man bis auf ihre Gipfel angebauet. Dadurch sind die Bergrücken dürr und unfruchtbar geworden, und alle Pflanzenerde haben die Regengüsse in die Thäler herabgeschwemmt. Die großen Bäume, welche zu jener Zeit, da die Insel noch unbewohnt war, dieses schädliche Abspühlen verhinderten, hat man gefällt oder verbrannt; es sind große Gießbäche entstanden, und das herabgeschwemmte Gerülle hat den Hafen verschlemmt. Der Ankerplatz der Schiffe war daher nicht länger gegen die Wuth der aufgeregten Wellen und der Stürme geschützt. So haben also die ersten Kolonisten aus Kurzsichtigkeit, und um ihres kleinlichen Eigennutzes willen, ihre Nachkommen in Gefahr gebracht, den Hafen zu verlieren, der für die Sicherheit unserer Flotten, und für die Bequemlichkeit unseres Handels im Indischen Ocean einzig ist.

Herr de Tromelin, ein Kapitain in der königlichen Flotte, der lange gedient hatte, fand indeß, daß dem Uebel noch abgeholfen werden könnte. Seine Erfahrung in allen Zweigen der seemännischen Kunst, und sein an Hülfsmitteln reicher Geist leiteten ihn darauf zu einer Zeit, wo es nicht länger möglich war, die Hülfe aufzuschieben. Damals war Herr Poivre Intendant von Isle de France und Bourbon. Dieser berühmte Mann übersah sogleich alle Vortheile des vom Herrn de Tromelin vorgeschlagenen Plans, und vereinigte sich mit dem damaligen Interims-Gouverneur von Steinauer, einem gleich rechtschaffenen und einsichtsvollen Mann, um den Duc de Praslin, damaligen Minister des Seewesens, im Namen der Kolonie um die schleunige Ausführung dieses Plans zu bitten, wodurch die Insel einen sichern

Hafen und die Schiffe in demselben Schutz gegen die Orkane erhalten würden.

Sobald die Arbeit anbefohlen war, ließ Herr de Tromelin zuerst die Gießbäche ableiten. Zu dem Ende wurden Dämme aufgeworfen und Kanäle gegraben, um die Masse von Wasser zu sammeln und sie hinter der kleinen Insel aux Tonneliers (Böttcher) an einer Stelle, wo die Anhäufung des Moders unschädlich ist, ins Meer zu leiten. Dies war unstreitig das dringendste Geschäft. Die Reinigung des Hafens oder eigentlicher des Ankerplatzes (chenal) konnte hierauf ohne Hinderniß unternommen, und in einer mit der Anzahl der Schlammboote (Moderprahmen, gabarres à clapet) in Verhältniß stehenden Zeit vollbracht werden. Eine jede Maschine (cure - molle) hebt aus einer Tiefe von ungefähr fünf und zwanzig Fuß täglich zehn Kubik-Klaftern (toises), wenn nehmlich sechs und dreißig Mann die Räder umdrehen, welche die zwei Schöpflöffel in Bewegung setzen.

Herr de Tromelin beschränkte seinen Plan nicht bloß auf die Reinigung des Ankerplatzes und die Vorkehrungen, wodurch er die künftige Anfüllung desselben verhüten wollte. Seine Absicht ging noch weiter, und sein Geist brach eine neue Bahn. Der Ankerplatz bildete einen Kanal, der mit einem, gegen die heftigsten Stürme vollkommen geschützten, Becken zusammenhängt. Dieses Becken, welches gewöhnlich le Trou Fanfaron genannt wird, ist dreihundert Klaftern lang und sechzig breit. Die Tiefe beträgt im Durchschnitt nicht über zehn Fuß; mithin mußte man ihm eine Tiefe von fünf und zwanzig Fuß geben, um es in Stand zu setzen, die größten Schiffe mit ihrer vollen Ladung aufnehmen zu können. Das ganze Geschäft erforderte weiter nichts, als die Wegräumung des Schlamms; und zwei Maschinen, von vier Moderprahmen unterstützt, konnten in weniger als sechs Jahren die 45000 Kubikfuß Schlamm wegnehmen, die das Becken füllten. Mit dieser Reinigung war indeß nicht alles ge-

than. Das schwerste war die Sprengung eines Korallenlagers, welches den Eingang des Beckens verschloß. Herr de Tromelin ließ sich dadurch nicht abschrecken, so kostspielig auch die Ausführung schien. Er hatte sich, durch wiederholte Untersuchungen der Tiefe vermittelst des Senkbleies in geringen Entfernungen von einander, vom Umfange des Korallenbetts genau unterrichtet, und gründete seinen Operationsplan auf diese Kenntniß. Vermittelst des Schießpulvers und der Aushöhlungen, die er in einer gewissen Entfernung von dem Mittelpunkte der Explosion machen ließ, sprengte er unter dem Wasser den Theil des Koralls, welcher der Durchfahrt der Schiffe im Wege stand.

Wenn man dergleichen hydraulische Arbeiten in solchen Ländern unternimmt, wo periodische Winde und Orkane herrschen, so muß man die möglichste Einheit und Schnelligkeit mit der Ausführung verbinden, um den vereinigten Wirkungen des Wassers und des Windes einen großen Widerstand entgegen zu setzen. Man muß selbst bei einem Orkan zugegen gewesen seyn, um sich von einem so furchtbaren Phänomen einen Begriff machen zu können. — Fast immer begleiten ihn Regen, Donner und Erdbeben; die Atmosphäre scheint in Flammen zu stehen, der Wind stürmt mit gleicher Wuth aus allen Ecken, und der ganze Orkan ist gleichsam eine ungeheure Wasserhose, die den Theil des Landes, über welchem sie schwebt, mit gänzlichem Umsturz bedrohet; wenigstens erscheint er den Seeleuten aus der Ferne in dieser Gestalt. Oft ruhen die Schiffe in gänzlicher Windstille nicht weit von dem Orte, wo diese schrecklichen Ungewitter am heftigsten losbrechen. Wenn die Geschwindigkeit des Windes über hundert und funfzig Fuß in der Sekunde steigt, so kann seiner Gewalt nichts mehr widerstehen: er reißt die stärksten Bäume mit der Wurzel aus, und stürzt die festesten Häuser um; weder die Schwere der Anker, noch die Stärke der Kabeltaue, noch die Zähigkeit des Bodens können die Schiffe länger sichern; der Sturm

reißt sie los, wirft sie ans Ufer, und zerschmettert sie, wenn sie sich nicht im Schlamme selbst betten.

Im Orkan vom März 1771 sah ich die große Bramstenge des Kriegesschiffes Mars von 64 Kanonen, ungeachtet man sie eingezogen oder herabgelassen hatte, mit dem Queerholz abbrechen; und dieser Orkan war noch lange nicht so heftig, wie der vom Februar desselben Jahrs. Geübte Seeleute werden die Kraft berechnen können, die zu einer Wirkung dieser Art erforderlich ist, und mich von Uebertreibung lossprechen, indem ich die Geschwindigkeit des Windes in den heftigsten Stößen auf 150 Fuß in der Sekunde schätze. Die zwischen den Wendekreisen ganz ungewöhnliche, große Veränderung im Barometerstande, ist das einzige bis jetzt bekannte Kennzeichen, woran man die Annäherung eines Orkans um einige Stunden voraus wissen kann.

Bei dem Orkan vom Monat März *) 1771 beunruhigte mich und Herrn Poivre das plötzliche Fallen des Quecksilbers. Es war Ein Uhr Nachmittags. Herr Poivre ließ den Hafenmeister (capitaine de port) zu sich bitten. Dieser Officier hatte bereits den Orkan von 1761 erlebt; allein die Veränderung im Barometer fiel ihm nicht so sehr auf, wie uns. Er behauptete vielmehr, daß er weit gewissere Kennzeichen wüßte. „Vier und zwanzig Stunden vorher, setzte er hinzu, werden sie die Neger vom Gebirge kommen und den Orkan ankündigen sehen; übrigens will ich meine Maaßregeln nach den Erscheinungen bei Sonnenuntergang nehmen, um, so viel an mir ist, den Schaden zu verhüten, den diese furchtbaren Stürme verursachen.“ Weder Herrn Poivre's Bitten, noch meine Bemerkungen waren hinreichend, ihn zu bewegen; wir mußten den Untergang der Sonne abwarten. Der Himmel war rein und heiter, aber noch immer fiel das Quecksilber in der Barometerröhre; die Sonne sank schön unter den Horizont. Der Hafenmeister, der lange Jahre

*) Vermuthlich ein Druckfehler für Februar. G. F.

auf den Schiffen der Ostindischen Kompagnie gedient hatte, verließ uns sehr zufrieden, und über das Unglück, welches die Insel bedrohete, vollkommen beruhigt. Uns schien er zu bemitleiden, daß wir die Veränderung im Barometer für so wichtig halten konnten. Selten besiegt man die Hartnäckigkeit eines Menschen, der weiter nichts als Uebung in seinem Gewerbe für sich hat, und in dem absurden Vorurtheile aufgewachsen ist, daß die Theorie keinen Nutzen habe. Unglücklicher Weise trift man die Menschen dieser Art nur allzu häufig an, und wer sich die Mühe geben wollte, die Uebel zu schildern, welche von unwissenden und eingebildeten Anführern verursacht worden sind und noch verursacht werden, lieferte damit der Menschheit kein unnützes Gemälde.

Um sieben Uhr, also eine Stunde nach Sonnenuntergang, zeigte sich der Orkan. Vor neun Uhr lagen alle Schiffe schon an die Küste geworfen, ausgenommen das Proviantschiff l'Ambulante und eine kleine Korvette (Packetboot?) le Verd-Galant. Das erstere ward von einem Wirbelwind ergriffen und in die offne See getrieben, die Korvette hingegen, die daran vermittelst eines Seils befestigt war, von den Wellen verschlungen. Die Ambulante, ohne Segel, ohne Ruder, ohne Lebensmittel für die Matrosen und für ein Detaschement des Irländischen Regiments von Clare, welches darauf die Wache hatte, ward zwölf Stunden lang von Wind und Wellen umhergetrieben. Die Veränderungen des Windes bewirkten, daß dieses Schiff rund um die Insel kam, und gleichsam durch ein Wunder zuletzt an der einzigen Stelle scheiterte, wo die Menschen sich in einem so gewaltigen Sturme retten konnten. Das betrübteste in diesen Unfällen ist die Unmöglichkeit, einander zu Hülfe zu kommen; man ist genöthigt, mitten unter den Ruinen unbeweglich zu bleiben und sein Schicksal abzuwarten, ohne es vorher wissen oder ihm entgehen zu können. Die Wuth des Sturms, die Gewalt der Regenbäche verbie-

ten einem jeden, den Ort, den er zu seiner Sicherheit gewählt hat, oder wo er sich zufälliger Weise befindet, zu verlassen.

Achtzehn Stunden dauerte der Orkan mit gleicher Stärke fort; weder die Platzregen, noch die Donner und Blitze konnten seine Heftigkeit schwächen. Um drei Uhr aber blieb das Quecksilber, nachdem es fünf und zwanzig Linien gefallen war, einige Minuten lang stille stehen. Bald darauf fing es wieder an zu steigen, und sofort hörten die Wirbel auf; der Wind blieb beständiger in Einer Richtung, und um sechs Uhr Abends konnte man den Unglücklichen, die Schiffbruch gelitten hatten, zu Hülfe kommen. In dieser entsetzlichen Lage scheint der Mensch vom Joche der eisernen Nothwendigkeit erdrückt zu seyn und alle Empfindung verloren zu haben; er erwartet in einer gewissen Betäubung die Streiche, die ihn treffen sollen, und trägt schweigend und ohne Murren die Uebel, die über ihn zusammenstürmen.

Während des Orkans wurden die Wege nach den verschiedenen Gegenden der Insel durch umgestürzte Bäume und ausgetretene Wasser abgeschnitten. Erst nach Verlauf von drei Wochen erhielt man Nachricht vom Schiffbruch der Ambulante, ungeachtet dieser Unfall sich nur sechs Seemeilen weit von Port-Louis ereignet hatte. Alles Getreide auf dem Halm war zu Grunde gerichtet. Es kostete die äußerste Anstrengung, diejenigen von den gescheiterten Schiffen, die am wenigsten gelitten hatten, wieder flott zu machen; und auch diesen wichtigen Dienst leistete Herr de Tromelin der Kolonie und dem Handel. Von diesen Schiffen wurden die meisten eilig nach Madagaskar abgefertigt, um Lebensmittel und Vorräthe aller Art von dorther zu holen. Die Talente eines Administrators zeigen sich nie in einem glänzendern Lichte, als bei Unglücksfällen dieser Art. Herr Poivre, der während seiner ganzen Administration nicht nur Kenntnisse, sondern auch wahre Klugheit gezeigt hatte, war auch diesmal so vorsichtig gewesen, einige Schiffe am Vorgebirge der guten

Hoffnung überwintern zu lassen. Sobald ihre Befehlshaber das Unglück erfuhren, das die Insel betroffen hatte, eilten sie mit reichlichen Vorräthen herbei, und retteten durch ihre Ankunft die Kolonie; denn sie trafen bald nach dem zweiten Orkan daselbst ein, dessen abermalige Verheerungen den unglücklichen Einwohnern vollends alle Hoffnung und allen Muth benommen hatten. Die Schiffe im Hafen litten diesmal ungleich weniger von Wind und Wellen, als bei dem ersten Orkan; das Barometer verkündigte die Gefahr, und jederman eilte, das Seinige in Sicherheit zu bringen.

Wären die Verdienste des Herrn Poivre weniger bekannt, so würde ich mir angelegen seyn lassen, seinem Gedächtniß solche Lobeserhebungen zu zollen, wie sie jenen seltenen Menschen aufgehoben bleiben, denen ihre Stelle Veranlassung gab, Wohlthäter des Menschengeschlechtes zu werden. Mein Herz hat dieses Bedürfniß gefühlt, und zwar um so mehr, da Hr. Poivre mich mit der zärtlichsten Freundschaft beglückte; allein Hr. Dupont hat bereits sein Leben beschrieben, und ihn setzte seine Lage besonders in Stand, die Talente eines Administrators nach Würden zu schätzen. Ueberdies bin ich kein Gelehrter; man wird es, fürchte ich, nur gar zu sehr dem Mangel an Ordnung und Methode in allem was ich schreibe, ansehen; auch hatte ich zu der Herausgabe des gegenwärtigen Werkes keine andere Veranlassung, als den Wunsch, nützlich zu seyn. Mein Geschmack führte mich von Jugend auf zur Erforschung der Mathematik; die Kunst zu herrschen blieb mir jederzeit fremd. Meine langen und vielfältigen Reisen in verschiedene Weltgegenden haben mir vielleicht einige Menschenkenntniß verschafft; allein je mehr man die Menschen kennt, desto mehr scheuet man den ehrenvollen Beruf, sie anzuführen und ihnen eine Richtung zu geben.

Herr Poivre beförderte den Ackerbau mit großem Eifer, und hatte unter andern den Kolonisten starke Vor-

schüsse gethan, um den Getreidebau zu unterstützen. Die Magazine waren unter seiner Verwaltung jederzeit reichlich gefüllt; denn er machte es zur ersten Bedingung, daß man ihm die Vorschüsse in Getreide zurückzahlte. Daher blieb das Brodt ohne merkliche Abänderung fast immer in einerlei Preise.

In der Absicht, die ihm anvertraute Kolonie mit den nützlichen Erzeugnissen aller vier Welttheile zu bereichern, erkaufte Herr Poivre den großen Garten Monplaisir von der alten Ostindischen Kompagnie. Er selbst wollte die ausländischen Gewächse dort anpflanzen und an das Klima gewöhnen. Auch gab er zuerst das Beispiel, ein Stück Landes zu untergraben, um das Unkraut von Grund aus zu vertilgen und seinen Anpflanzungen dadurch den besten Erfolg zu sichern. Es ist heutiges Tages allgemein bekannt, daß man es einzig den Bemühungen des Herrn Poivre verdankt, daß die Französischen Kolonien sich gegenwärtig im Besitz des Muskat- und Gewürznelkenbaums befinden. Hoffentlich wird man dieses Geschenk, wodurch Frankreich jetzt in Begriff steht, sich einen neuen Handelszweig zu eröffnen, nicht leicht vergessen. Ihm verdankt man auch die Anpflanzung des Rima- oder Brodtbaums und des trocknen Reißes aus Cochinchina. In seinem Garten zu Monplaisir wachsen auch noch eine Menge wichtiger Pflanzenarten, wovon sein Freund und der meinige, Herr Ceré, eine vortrefliche Beschreibung geliefert hat. Eben diesem Herrn Ceré ist gegenwärtig die Aufsicht über diesen kostbaren Schatz anvertrauet, und sicherlich konnte die Administration der Kolonie keinen geschicktern und eifrigern Mann zu diesem Geschäfte wählen.

Ich habe nunmehr über Isle de France und Bourbon fast alles gesagt, was bekannt zu werden verdient. Die Berge von Isle de France sind nicht von beträchtlicher Höhe; die höchsten erheben sich nur 426 Klaftern über die Meeresfläche. Das Erdreich ist röthlich, eisenhaltig und ergiebig. Die einzigen giftigen Thiere daselbst sind Skor-

pionen und Asseln. In Ansehung des schönen Himmelstriches und der gesunden Luft lassen diese Inseln sich mit den glücklichen Inseln (Kanarien) vergleichen. Allein von Indien sind sie durch ein weitläuftiges, mit Sandbänken und Klippen besäetes Inselmeer getrennt; und die Lage dieser gefährlichen Untiefen genau zu bestimmen, gehörte zu den Hauptzwecken meiner Reise. Die Seefahrer verdanken diese wichtige Untersuchung ebenfalls Herrn Poivre.

Die Schiffe, die von Isle de France nach Indien fahren, mußten während des einen und des andern Monsuns einen langen Umweg machen, um die nordwärts von dieser Insel liegenden Archipele von Inseln und Untiefen zu vermeiden; und so lange man die Lage derselben nicht genau kannte, liefen die Schiffe große Gefahr, wenn sie ihren Weg mehr in gerader Linie nehmen wollten. Südwärts vom Aequator, von 8° bis 28° der Breite, herrschen das ganze Jahr hindurch Südostwinde. Von 8° bis an den Aequator, tritt der Südöstliche Monsun im April ein, und dauert bis in den Oktober, wo der westliche Monsun auf ihn folgt. Nordwärts vom Aequator verhält es sich gerade umgekehrt.

Fährt man nun in der guten Jahrszeit von Isle de France nach Indien, so sucht man zuerst die Nordspitze von Madagaskar ansichtig zu werden, richtet dann seinen Lauf zwischen den Untiefen Patrom und den Almirantes-Inseln, und durchschneidet den Aequator in 50 Graden der Länge. Hier trifft man den westlichen Monsun an, schifft mit demselben durch die Maldivischen Inseln zwischen Kelon und Schewlipar, und bekommt die Malebarische Küste bei Cochin zu sehen. Das übrige von dieser Reise ist bloße Küstenschifffahrt. Die Schiffe hingegen, die in der schlimmen Jahrszeit Isle de France verlassen, um nach Pondicheri zu gehen, müssen einen weit längern Umweg nehmen. Sie gehen bis 36° S. B. hinauf in die Region der veränderlichen Winde,

und halten ihren Lauf so, daß sie in 85° der Länge den Aequator durchschneiden.

Wenn man es jetzt, mit einer genauen Kenntniß des Indischen Inselmeers, wagen darf, in beiden Jahrszeiten einen geraden Strich zu halten, so schmeichle ich mir, an diesem der Schifffahrt geleisteten Dienst einigen Antheil zu haben, indem ich zuerst durch astronomische Beobachtungen die Lage der beiden gefährlichsten Untiefen bestimmte. Wer nur im mindesten mit der Nautik bekannt ist, wird wissen, mit welcher beständigen Gefahr man bei Untersuchungen dieser Art zu kämpfen hat. Die Punkte, deren Lage ich vorzüglich bestimmt habe, sind die Seychelles-Inseln, die Untiefe Corgados, Saya de Malha, die Insel Diego-Garcia, und die Adu-Inseln.

Die Insel Seychelle hat einen sehr guten Hafen, und liegt in 4° 38′ S. Breite und in 53° 15′ östlicher Länge von Paris. Sie ist bis an den Gipfel der Berge mit Waldung bedeckt. An ihren Ufern findet man Seeschildkröten, die bis dreihundert Pfund schwer sind, in Menge. Im Jahr 1769 hielt ich mich daselbst einen Monath lang auf, um ihre Lage genau zu bestimmen. Damals war sowohl diese als die benachbarten Inseln nur von ungeheuren Krokodilen bewohnt; seitdem aber hat man daselbst eine kleine Niederlassung angelegt, wo man Muskatennuß- und Gewürznelkenbäume zieht. In einer von diesen Inseln, der so genannten Palmeninsel, wächst der Baum, welcher die berühmte Maldivische oder Seekokosnuß trägt, wovon ich hinter dem Verzeichnisse von Malegassischen Pflanzen eine Beschreibung geliefert habe.

Hier kann ich nur von dem Auffallendsten reden, was mir vorgekommen ist. Dahin gehört unter andern der Hafen der Insel Diego-Garcia. Die Ansicht dieser Insel hat etwas Reitzendes. Ihr Umfang mag, nach unserer Schätzung, etwa zwölf Seemeilen betragen; in Gestalt ähnelt sie einem Hufeisen. Wo sie am breitsten ist, be-

trägt die Breite nicht über ein Viertel von einer Seemeile; dessen ungeachtet ist sie hoch genug, um das große Becken, welches sie umschließt, vor dem Winde zu schützen. Dieses Becken ist vier Seemeilen lang, und im Durchschnitt eine Seemeile breit, und die zahlreichsten Flotten können darin sicher liegen. Durch zwei Oeffnungen gegen Norden, die ohne alle Gefahr (belles) sind, kommt man in diesen vortreflichen Hafen. Nach meiner Bestimmung liegt die Insel in 7° 14′ S. Br. und in 68° O. Länge von Paris.

Noch jetzt kennt man nicht alle die Klippen, womit diese Meeresgegenden gleichsam besäet sind. In den älteren Karten des Hrn. Daprès trift man sie nicht an. Es gebrach diesem Hydrographen an jener zur Vervollkommnung der Seekarten so nothwendigen Kritik; daher hat er die Materialien, die er vor Augen hatte, nicht so gut benutzt, wie ein geschickter Sternkundiger es mit Rücksicht auf die Sicherheit der Seefahrenden hätte thun können. Ich spreche nicht ohne Erfahrung. In dem Depôt de cartes auf Isle de France finden sich eine Menge Aufsätze von meiner Hand, worin ich beweise, daß er Artowe mit Agalega, und Corgados mit St. Brandon verwechselt hat, ungeachtet er unter seinen Papieren die sehr verschiedenen Grundrisse dieser Inseln und Klippen besaß, und daß es solcher Fehler in seinem Werke noch mehrere giebt, die, wenn sie gleich nicht so ins Auge fallen, dennoch von großer Wichtigkeit seyn können. Allerdings habe ich sie so nachdrücklich, wie ich konnte, gerügt; denn wo es wesentlich auf die Sicherheit des Seefahrenden ankommt, dürfen keine Privatrücksichten die Vervollkommnung der hydrographischen Kenntnisse aufhalten. Diesem strengen Urtheil über Herrn Daprès habe ich indeß jederzeit das Lob seines Eifers und seines guten Willens beigefügt; mehr konnte er von einem Manne nicht fordern, der nur Sachen sieht und sich dabei nicht um die Menschen bekümmert. Ueberdies bin ich nur mit der äußersten Noth dem Schiffbruch auf Corgados entgangen, weil Herr

Daprès diese Untiefe mit St. Brandon verwechselt hat, da gleichwohl die Boote St. Charles und Elisabeth den Grundriß davon aufgenommen hatten und der von St. Brandon im Englischen Piloten steht. Es war folglich meine Pflicht, zu zeigen, daß diese beiden gefährlichen Orte, nicht nur im Umriß, sondern auch der Lage nach, von einander abweichen, indem sich zwischen beiden ein Unterschied von 50 Seemeilen befindet, und Corgados einen halben Mond, St. Brandon hingegen einen gleichseitigen Triangel bildet. Beide liegen auf den alten Karten in einerlei Breite, und dies ist auch der einzige Grund, den Herr Daprès anführen kann, weshalb er sie beide für einerlei gehalten und auf seiner Karte die daraus entstandene Untiefe in eine mittlere Länge zwischen beiden verlegt hat. Diese Lage ist aber ganz unrichtig und kann den geschicktesten Lootsen irre machen.

An dem merkwürdigen Tage im Junius 1769, als die Venus vor der Sonnenscheibe vorüberging, konnte ich dieses wichtige Phänomen nicht beobachten, so schön und heiter auch das Wetter war; denn das kleine Fahrzeug, auf welchem ich mich befand, war in Begriff, an der Untiefe Corgados Schiffbruch zu leiden. Wir mußten entweder zu Grunde gehen oder die gegen den Wind gelegene östlichste Spitze dieser furchtbaren Untiefe umschiffen. Nach einem solchen Ereigniß wird man mir doch eingestehen, daß ich Recht hatte, gegen die, unglücklicher Weise nur gar zu allgemein gewordene gute Meinung von der Vortreflichkeit der Daprèsschen Karte einige Zweifel zu hegen *).

*) Alles in der Welt ist relativ. Daprès de Mannevilette hat unstreitig mehr als alle seine Vorgänger für die nautische Geographie geleistet. Allein auch er kann sich geirrt und übereilt haben, so wie er auch oft in dem Falle gewesen ist, unrichtigen oder unzuverlässigen Angaben folgen zu müssen. Allmählig wird indeß auch diese Wissenschaft der Vollkommenheit näher gebracht. Die genaue Bestimmung der Inseln und Untiefen in einem jetzt so stark besuchten Ocean ist allerdings ein großes Verdienst; nur scheint es darum noch nicht erlaubt, den Tadel über Daprès in so allgemeinen Ausdrücken auszusprechen. G. F.

Dies ist nicht der Ort, mich in eine umständliche Erörterung über das Inselmeer einzulassen, welches zwischen Isle de France und Indien liegt; allein unstreitig muß man es genau kennen, ehe man es wagt, in beiden Monsuns einen geraden Strich zu halten. Diese Art, ohne Umweg zu schiffen, ist in diesen Gegenden nicht neu; schon die alten Seefahrer haben sich derselben bedient, und man braucht nur die Karte anzusehen und die herrschenden Winde zu kennen, um sich davon zu überzeugen. Zur Erläuterung dessen, was ich an einem andern Orte über die Nützlichkeit der Verbannungen sage, wird es aber nicht überflüßig seyn, die Geschichte einiger Schiffbrüche zu erzählen, welche hinlänglich beweisen, daß Menschen, auch wenn der Zufall sie an eine dürre Küste oder auf eine wüste Insel wirft, sich vom Fischfang und von den Thieren, die sich am Seestrande aufhalten, hinlänglichen Unterhalt verschaffen können.

Das Schiff l'Heureux (der Glückliche) verließ Isle de France den 30sten August 1769, um nach Bengalen zu gehen. Ganz unvermuthet stieß es auf die Inseln von Joan de Nova. Der Kapitain wollte unter dem Winde vor ihnen hinsteuern, um die Gefahren zu vermeiden, womit sie umgeben sind. Sobald er sie im Rücken hatte, richtete er seinen Lauf nach Nordost bei Nord, in der Absicht, seine Reise dadurch um einige Tage abzukürzen. Er hatte um so mehr Ursache, seine Fahrt nach Bengalen zu beschleunigen, da es schon spät in der Jahrszeit war. Allein indem er diesen Strich hielt, gerieth das Schiff mitten in der Nacht auf eine Untiefe, wo ihm keine Hoffnung es zu retten übrig blieb. Eine Kette von Klippen umschloß diese Untiefe, und vermehrte die Besorgnisse des Kapitains. Alle seine Manoeuvres waren vereitelt, und das Schiff schien jeden Augenblick versinken zu müssen, als er noch zuletzt einen Anker auswarf, vermittelst dessen das Schiff, wie er sich schmeichelte, wenigstens an trocknem Lande (haut-fond) scheitern sollte. Dieser Wurf glückte ihm in so weit,

daß seine Mannschaft auf den Mastspitzen das Ende der Nacht abwarten konnte. Der Tag brach an; doch, ohne sie aus ihrer gefährlichen Lage zu befreien. Indessen erblickten sie um halb sieben Uhr Morgens in der Ferne ein kleines sandiges Fleckchen, das ihnen einen Schimmer von Hoffnung gab. Die ganze Mannschaft fuhr nach und nach im kleinen Schiffsboot (canot) dahin, welches der Kapitain weislich hatte aussetzen lassen, ehe sein Schiff gescheitert war. Die kleine Sandbank war indeß weiter nichts, als eine Untiefe, welche das Meer nur bei sehr niedriger Ebbe entblößte. In dieser entsetzlichen Noth wußte der Kapitain keinen andern Rath, als das Boot nach Hülfe an die Küste von Afrika zu schicken. Die Unglücklichen, die sich dorthin auf den Weg machten, fanden acht Stunden nach ihrer Abreise einen Felsen, den sie *l'isle de la providence*, die Vorsehungsinsel, nannten. Er war nicht ganz unfruchtbar; sie fanden daselbst Wasser, Seeschildkröten und Kokosnüsse. Neun Mann von der im Boote befindlichen Mannschaft blieben daselbst, und zwei tüchtige Ruderer unternahmen es, nach der Sandbank zurückzukehren, wohin sich die übrige Schiffsmannschaft, in Erwartung einiger Hülfe, gerettet hatte. Sie befanden sich jetzt in einer desto grausamern Lage, da die Jahrszeit herannahete, wo die Fluthen außerordentlich hoch zu seyn pflegen und ihnen den Untergang droheten. Es währte drei Tage, ehe das Kanot hinkommen konnte. Nun war es aber zu klein, um alle die dort befindlichen Leute einzunehmen. Sie verfertigten also aus den Trümmern ihres Schiffes ein Floß, welches groß genug war, um zugleich einige Lebensmittel und einige Geräthschaften zum künftigen Bau und zur Ausrüstung eines größern Fahrzeugs zu fassen. Das Boot zog dieses Floß an einem Seile nach der Vorsehungsinsel. Zwei Monathe lang blieb die Mannschaft auf diesem Felsen, erbauete sich daselbst eine Schaluppe von fünf und zwanzig Fuß, und war endlich so glücklich, ohne weitere Unfälle nach Madagaskar zu kom-

men. Die Vorsehungsinsel, oder *Isle de la providence*, liegt, nach Beobachtung der Polhöhe, in 9° 5′ S. Br., und die Länge wird auf 49° geschätzt. Von Isle de France liegt sie in einer Nordwestlichen Richtung, einige Grade westlicher.

Herr Moreau, Befehlshaber des kleinen Fahrzeuges (bot) le Favori, welches am 9ten Februar 1757 von Isle de France nach Narsapur abgefertigt ward, erblickte am 26sten März desselben Jahres die Inseln Adu. Er beobachtete daselbst die Polhöhe, und fand 5° 6′ Südliche Breite; seine Schiffsrechnung gab ihm 76° O. Länge von Paris. Er schickte seinen Nachen ans Land, und sah sich genöthigt ihn im Stich zu lassen, weil er keinen Ankergrund gefunden hatte und die Strömungen sein Schiff so schnell nach Westen hin mit sich fortrissen, daß er sich bald unter dem Winde der Inseln befand. Ich habe es aus dem Munde des Herrn Moreau selbst, daß er sich umsonst alle Mühe gegeben habe, seinen Nachen wieder zu bekommen. Sechs Seemeilen südlich von diesen Inseln fand er eine Sandbank, worauf guter Ankergrund war. Folgender Auszug aus dem Berichte des Herrn Riviere, Befehlshabers des zurückgelassenen Nachens, wird hoffentlich meinen Lesern willkommen seyn.

Die Mannschaft dieses Bootes bestand aus drei Weißen und fünf Laskarn oder Indischen Matrosen. Herr Riviere ruderte rund um die Adu-Inseln, ohne eine Stelle zu finden, wo er mit Bequemlichkeit hätte landen können. Nachdem er aber das Schiff in zwei Tagen nicht mehr gesehen hatte, entschloß er sich, einen Versuch an einem kleinen Inselchen zu wagen, das nicht völlig eine Seemeile im Umkreise hielt. Er stieg daselbst mit der größten Beschwerlichkeit ans Land.

Diese Inseln, (Adu) zwölf an der Zahl, sind durch ein Rief verbunden, auf welchem man zur Ebbezeit von einer Insel zur andern kommen kann. Sie bilden eine Bay, welche gegen sechs Seemeilen im Umkreise hält; an

der westlichen Seite derselben ist die Einfahrt. Herr Riviere hat darin das Senkblei geworfen und dreißig Klaftern Tiefe gefunden. In der Mitte dieser kreisförmigen Bay liegt eine beinahe viereckige Sandbank, die eine Viertel-Seemeile im Umfang hat, und worauf man viele Muscheln und Fische antrift. Die Inselchen selbst sind niedrig und mit Kokosbäumen bewachsen; die größte hat kaum eine Seemeile im Umkreise. Die Mannschaft des Boots nährte sich daselbst drei Monathe lang von Vögeln, Fischen, Muscheln und Kokosnüssen; Wasser aber und Schildkröten waren daselbst nicht anzutreffen.

Nachdem die Beile, womit sie die Kokosbäume umzuhauen pflegten, ganz abgenutzt waren, entschloß sich Herr Riviere, die Küste von Malabar aufzusuchen, ob er gleich weder Karte noch Kompaß hatte. Er ließ sein Boot mit Kokosnüssen beladen, schiffte sich mit seinen beiden Weißen ein, und ließ von den Laskarn ein Floß, welches man in Indien Kattimaron nennt, verfertigen. Das Kanot schleppte dasselbe an einem Seile hinter sich her, und man hatte den Ueberrest der Lebenmittel darauf geladen. Sie richteten ihren Lauf nach Nordnordwest, und erblickten vier oder fünf Stunden nachher, als sie das Land aus dem Gesichte verloren hatten, eine hohe Klippe. Einige Tage nach ihrer Abreise gingen die Wellen sehr hoch, und das Floß schlug um. Die Weißen riethen Herrn Riviere, weil das Boot sehr klein wäre, die Laskarn ihrem Schicksal zu überlassen; allein diesen Vorschlag verwarf er mit Unwillen. Er ließ die Laskarn zu sich ins Boot kommen, ob er gleich nur auf dreizehn Tage zu leben hatte. Glücklicher Weise erreichte er Cranganor, unweit Calicut, acht und zwanzig Tage nach seiner Abreise von den Adu-Inseln. Die Mühseligkeiten und Gefahren, die er auf dieser Ueberfahrt auszustehen hatte, lassen sich nicht leicht beschreiben. Sein Edelmuth und seine Menschlichkeit in einer so prüfenden Lage verdienen das höchste Lob.

Im Jahr 1722 entdeckte das Schiff Diana, Kapitain de la Feuillée, die Sandinsel, *Isle de Sable.* Sie ist ganz flach und hält nur eine Viertel-Seemeile im Umkreise; gleichwohl hat man daselbst an beiden Enden, gegen Norden und gegen Süden, in einer Tiefe von funfzehn Fuß trinkbares Wasser gefunden. Im Jahr 1761 litt Herr de la Fargue daselbst Schiffbruch in dem Schiffe *l'Utile.* Die Officiere, nebst der, größtentheils aus Schwarzen bestehenden Mannschaft, retteten sich auf diese kleine Insel, und erbaueten aus den Trümmern ihres Schiffes in sechs Monathen eine Schaluppe, auf welcher sich die Weißen einschifften, und nach einer ziemlich kurzen Ueberfahrt glücklich zu St. Marie bei Madagaskar anlangten. Die Schwarzen blieben auf der Klippe zurück, und hofften vergebens auf Hülfe von den Weißen. Wer noch einen Funken Menschlichkeit besitzt, wird schaudern, wenn er liest, daß man diese Unglücklichen hat umkommen lassen, ohne nur einen Versuch zu ihrer Rettung zu machen.

Die Corvette (das Postschiff) la Dauphine, welches der Königliche Schiffslieutenant, Herr de Tromelin, ein Bruder des bereits erwähnten Kapitains, kommandirte, fand am 29sten November 1776 diese Sandinsel auf ihrem Wege. Man war so glücklich, alle Hindernisse, die sich der Annäherung widersetzen, zu überwinden und die betrübten Ueberbliebenen von der Mannschaft des Utile nach Isle de France zurückzuführen. Achtzig Neger und Negerinnen hatte theils das Elend aufgerieben, theils waren sie bei dem Versuche, sich auf Flössen zu retten, verunglückt. Nur sieben Negerinnen hatten funfzehn Jahre lang in der fürchterlichsten aller erdenklichen Lagen ihr Leben erhalten. Der höchste Punkt der Klippe ragt funfzehn Fuß über die Meeresfläche hervor, und die ganze Insel ist sechshundert Klaftern lang und dreihundert breit. Von den Trümmern des Schiffes hatten sich die Neger eine Hütte

gebauet und sie mit Schildkrötenschalen gedeckt. Ihre Kleider und Decken waren Vogelfedern, welche die Negerinnen künstlich zusammengefügt hatten. Die ganze Insel ist gänzlich unfruchtbar, und zur Zeit der Stürme findet man daselbst nicht einmal Schutz vor der Wuth der Wellen. Mit den sieben Negerinnen, die dem Hunger und dem Elende ihrer verlassenen Lage endlich entgingen, kam auch ein kleines Kind zurück, an dem man die äusserste Schwäche seiner Mutter deutlich erkennen konnte. Diese Weiber erzählten, daß sie während ihrer Gefangenschaft fünf Schiffe gesehen hätten, von denen einige vergeblich bemühet gewesen wären, der Insel näher zu kommen. Das Schiff la Sauterelle (die Heuschrecke) gab ihnen einige Augenblicke lang die meiste Hoffnung. Das zu diesem Schiffe gehörige Boot, welches mit der größten Beschwerlichkeit anlandete, entfernte sich wieder, vermuthlich aus Furcht, an dieser Klippe zu scheitern, und zwar so plötzlich, daß ein Matrose auf der Insel zurückgelassen ward. Dieser Mensch, der solchergestalt das Opfer seines Muthes und seiner menschlichen Gefühle geworden war, faßte den verzweifelten Entschluß, sich auf einem Flosse nach Madagaskar zu retten. Er schiffte sich drittehalb Monathe vor der Ankunft der Dauphine mit drei Negern und drei Negressen darauf ein.

Ich erinnere nochmals, daß diese Bemerkungen hier deswegen ihren Platz finden, weil es wichtig ist, den Seefahrenden die Hindernisse anzuzeigen, womit sie zu kämpfen haben, so oft sie sich während der schlimmen Jahrszeit in

gerader Richtung nach der Küste Koromandel begeben wollen. Ich habe darüber eine sehr weitläuftige und umständliche Abhandlung aufgesetzt, weil mein Werk, nach dem ersten Entwurfe, aus zwei ganz abgesonderten Theilen bestehen sollte. Allein gewisse, nicht vorher zu sehende Umstände sind schuld, daß der nautische Theil meiner Reise, ob er gleich, so wie der hier gelieferte, schon seit mehr als fünf Jahren gedruckt ist, jetzt noch nicht erscheinen kann.

Thomas Bowyear's,

Rochon's und Robert Kirsop's

Nachrichten von Cochinchina.

Von den Jahren 1696, 1744 und 1750.

I.

Thomas Bowyear's
Nachrichten von Cochinchina.

Vom Jahre 1696.

Vorbericht
des
Herrn Alexander Dalrymple.

Madras, Fort St. Georg, 1757.

Indem ich die alten Urkunden durchsuchte, um Materialien zur Erläuterung und Vervollkommnung einer Uebersicht der an Pegu gränzenden Länder zu sammeln, fiel mir zufälliger Weise ein Brief an den König von Cochinchina nebst Verhaltungsbefehlen an einen dahin abgehenden Geschäftsträger in die Hände, worin hauptsächlich von den zu befolgenden Maaßregeln, um daselbst eine Niederlassung anzulegen, die Rede war. Ich verschob sogleich die weitere Nachsuchung, um nur wo möglich die Antwort zuvörderst aufzutreiben. Vielfältig sah ich mich getäuscht, weil entweder die Aktenbücher fehlten, oder die vorhandenen in großer Unordnung waren; endlich aber hatte ich das Glück, das Tagebuch dieser Expedition zu finden, welches so ausführlich ist, daß ich meine Zeit und Mühe hinlänglich belohnt sah.

Die Herren vom Conseil in der Präsidentschaft zu Fort St. Georg rüsteten im Jahr 1695, als Nathaniel Hig-

ginson Esq. daselbst Präsident war, das Schiff Dolphin zu einer Reise nach Cochinchina aus. Der Kapitain Zacharias Stilgoe erhielt das Kommando des Schiffes, und Herr Thomas Bowyear ward zum Supracargo bestellt. Sie reiseten im Mai 1695 ab, und kehrten den 2. April 1697 wieder zurück. Herr Bowyear, der Supracargo, scheint ein sehr einsichtsvoller und vorsichtiger Mann gewesen zu seyn, der auch nach seiner Rückkehr als Resident nach Syrian in Pegu geschickt wurde, wo er sich bis *) aufgehalten hat.

Dem Andenken des Herrn Higginson, eines, so viel aus den Umständen erhellt, nicht nur ehrlichen und gewissenhaften, sondern auch von Eifer für das Gemeinwesen beseelten Mannes, ist man die Bemerkung schuldig, daß während seiner Verwaltung mehrere Plane zur Erweiterung unseres Handels entworfen worden sind. Man eröffnete eine Korrespondenz mit dem Könige von Sukkadana auf der Insel Borneo; man errichtete von neuem die Komptoirs im Reiche Pegu, und erneuerte das Verkehr mit Atschyu (Acheen) in Sumatra. Higginson ward um diese Zeit zum General-Lieutenannt (oder Vicegeneral) ernannt, indem damals die Angelegenheiten der Kompagnie in Indien durch einen zu Bombay residirenden General dirigirt wurden, dem alle Faktoreien untergeordnet waren. Auf ihn folgte der berühmte Diamanten-Gouverneur, Thomas Pitt**).

Das Tagebuch des Herrn Bowyear enthält einige Nachrichten von Cochinchina und seinen dortigen Verhandlungen. Ich erinnere mich nicht, daß irgendwo dieser unser Versuch, dort Zutritt zu erhalten, angeführt würde; mithin ist diese Erzählung doppelt wichtig, theils als historische Urkunde, theils als ein Beitrag zur Beschreibung des Zustandes

von

*) Eine Lücke in der Urschrift. G. F.

**) Ich bin weit entfernt, sein Andenken wegen jenes Diamanten in Verdacht zu bringen. Als ich im Jahre 1753 nach Madras kam, hatte er den Charakter eines redlichen, aber heftigen Mannes. Eine Rechtfertigung des Gouverneurs Pitt gegen die Anschuldigungen des Herrn Frederick, welcher von einer sehr schlimmen Seite bekannt war, findet man in *Salmon's Irish Peerage* im Artikel Londondery. Anmerkung der Urschrift. — Der Gouverneur Pitt kaufte einen großen Diamanten in Indien, und verkaufte ihn hernach an den König von Frankreich, der ihn noch besitzt. G. F.

von Cochinchina und seiner Produkte. Was Borri von diesem Lande sagt, wird allgemein geschätzt; allein da zwei Nachrichten von einem Orte schätzbarer sind, als Eine, sowohl wegen des gemeinschaftlichen oder gegenseitigen Beweises von ihrer Glaubwürdigkeit, als auch weil jeder bemerkt haben kann, was dem andern entgangen ist, so verdient Bowyear's Tagebuch bekannt gemacht zu werden, damit manches lehrreiche Ereigniß, was nur Wenigen widerfahren kann, an den Tag komme, nicht zu gedenken, daß diese Expedition wenigstens ein halbes Jahrhundert jünger, als Borri's Reise ist, ob sie gleich noch in die Periode vor der Austreibung der Missionare fällt.

Oktober 1758.

Herr Bowyear sagt, daß der Prinz von Tsiampa, den er am Hofe von Cochinchina kennen lernte, sich sehr höflich gegen ihn betragen und ihn ernstlich gebeten habe, die Engländer in das Reich Tsiampa (Champa, Tschampa) zu führen, wo er ihnen einen guten Empfang versprach. Es hielten sich daselbst ebenfalls Gesandten von Kambodja auf, die ihn überreden wollten, mit ihrem Vaterlande ein Handelsverkehr zu eröffnen, wovon sie ihn versicherten, daß dabei die Schwierigkeiten und Abgaben, die ihm den Handel in Cochinchina erschwerten, gar nicht Statt finden sollten. Dieser Vorschlag scheint ihm sehr eingeleuchtet zu haben, und er glaubt, daß sich ein Absatz für wollene Waaren in großer Menge unter den Laos (Laws, wie er sie nennt) vermittelst des Flusses von Kambodja finden würde. Dieser Gedanke war in der That ausführbar genug, und es ist zu verwundern, daß man nie die Probe damit gemacht hat. Der Kambodjafluß ist bis an die Stadt schiffbar, und hat im Eingange wenigstens vier Faden Tiefe. Ueberhalb der Stadt bedient man sich nur kleiner Fahrzeuge. In einigen Karten sieht man weit höher hinaufwärts einen Wasserfall angedeutet, der, wenn er wirklich vorhanden wäre, die Schifffahrt nach den oberen Gegenden unterbrechen würde. Allein nirgends finde ich authentische Nachrichten von diesem Sturz, und überhaupt kein Wort von der Höhe desselben, so daß man unmöglich bestimmen kann, ob er zu allen Jahrszeiten, oder nur wenn das Wasser niedrig ist, die Fahrt verhindern könne. Kambodja

ist reichlich mit allem versehen, was zum Schiffbau gehört; auch fehlt es nicht an Kaufmannsgütern, und die Einwohner sind, oder waren doch sonst, dem Handelsgeschäfte sehr ergeben, wie denn auch ihre Lage zur Betreibung eines weit ausgebreiteten Handels ungemein günstig ist.

In einer Unterredung mit Herrn Duff, einem Mandarin von Cochinchina, erfuhr ich, daß dieses Königreich und die angränzenden Länder noch jetzt (1758) beinahe in eben demselben Zustande sind, worin Bowyear sie fand und beschrieb. Kambodja ist zinsbar, wovon Hamilton die nähere Bestimmung und Veranlassung richtig angiebt; allein es trägt ungern ein fremdes Joch, und empört sich fast alle Jahre. Tsiampa ist ebenfalls zinsbar; und ob es gleich seinen eigenen Fürsten hat, darf doch ohne Einwilligung eines am Hofe residirenden Mandarins von Cochinchina nichts geschehen. Die Tsiampaner haben, wie schon Dampier erwähnt, vorzüglich gute Schiffe, gehen sehr gern zur See, und sind ein sehr geschicktes, aufgelegtes Volk. Die Kambodjer beschreibt er, wie Malayern ähnlich, und die Malayische Sprache wird von allen Nationen in jener Gegend verstanden, so, daß man sich mit einem Malayischen Dolmetscher versehen muß, wenn schon hier und da, sowohl in Cochinchina als den benachbarten Königreichen, einer oder der andre Portugiesisch sprechen kann.

Den 18. November 1758.

A. Dalrymple.

Briefwechsel
mit dem Könige von Cochinchina, nebst der Instruktion für Herrn Bowyear, Supracargo im Dienst der hierländischen Schifffahrt*), der nach Cochinchina bestimmt ist, (worin ihm vorgeschrieben wird) welche Maaßregeln er einschlagen müsse, um eine Faktorei anlegen zu dürfen; nebst Herrn Bowyear's Tagebuche seiner Verhandlungen und Bemerkungen. (Ausgezogen zu Madras, aus den Briefen, die 1695 abgeschickt und 1697 empfangen wurden, und kollationirt mit einem Mspt. im Archiv der Ostindischen Kompagnie, in ihrem Hause, 1791.)

*) *Country-Service.* Hier wird Country (Land) im Gegensatz von Europa gebraucht, indem es von jeher bei der Ostindischen Kompagnie üblich gewesen ist, die Schifffahrt von einem Hafen zum andern in Asien von der zu unterscheiden, welche unmittelbar zwischen dem Europäischen Mutterlande und Indien geführt wird. G. F.

Der Brief an den König von Cochinchina.

Dem allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürsten, dem König von Cochinchina, wünscht Nathaniel Higginson Esq., Präsident für die Englische Nation an der Küste Koromandel, in der Bay von Bengal, Sumatra und der Südsee, Gesundheit, Glückseligkeit und eine lange, glückliche Regierung.

Möge es Ewr. Königl. Majestät gefallen *)!

Als Ihre Vorfahren andern Völkern nicht erlaubten, Ihre Königreiche zu besuchen, blieb Ihr Glanz innerhalb Ihrer eigenen Gränzen beschränkt; allein seitdem Ew. Majestät den Fremden erlaubt, ja sie eingeladen haben, in Ihren Häfen zu handeln, strahlt der Ruhm Ihrer Größe, Macht und

*) Diese Anrede, so Orientalisch sie auch klingt, ist Englischer Kanzleistyl, und wird über alle Bittschriften an den König von England gesetzt. Sie lautet im Englischen: May it please your Majesty! G. F.

Gerechtigkeit, wie die Sonne, durch die ganze Welt. Gott, der die Himmel zum Throne seiner Herrlichkeit, und die Erde zur Wohnung und zum Nutzen des Menschengeschlechtes bereitet hat; Gott hat die Erde unter einige Wenige ausgetheilt, deren größere Weisheit und Thatkraft sie zu Beherrschern der Menschen bestimmte. Ew. Majestät sind Einer von diesen, denen es gegeben ist, über ein zahlreiches und tapferes Volk zu herrschen, über ein großes, reiches Land, gesegnet von der fruchtbaren Natur mit mancherlei Gütern, das zur Erhaltung des Lebens der Menschen dient, und zwar in größerem Maaße, als es zum Unterhalt Ihrer eigenen Unterthanen erforderlich ist. Desgleichen hat Gott andern Ländern andere gute Dinge zugetheilt, und nicht irgend einem Theile der Erde alles gegeben, sondern nach seiner Vorsehung es also geordnet, daß ein Land mit dem andern Verkehr habe, und daß eine jegliche Weltgegend vermittelst friedlichen Tausches, die Auswahl und den Vortheil aller genießen könne.

Im Vertrauen auf Ihre Königliche Güte und Gerechtigkeit habe ich meinen Kaufmann, Herrn Thomas Bowyear abgesandt, um Ewr. Majestät aufzuwarten, und ersuche ich Ew. Majestät, ihn freundlich zu empfangen. Er wird, mit Ihrer Erlaubniß, Ewr. Majestät ein kleines Geschenk behändigen, nebst Vorschlägen von Seiten der edlen Englischen Kompagnie wegen eines künftigen Handelsverkehrs. Gegenwärtig aber, da uns der Handel Ihres Reiches noch nicht bekannt ist, habe ich nur ein kleines Schiff, und einen geringen Waarenvorrath zum Versuch geschickt, und bitte Ew. Majestät, ihm zu erlauben, seine Waaren zu verkaufen und dagegen einzuhandeln, was dort zu haben ist, auch ihm die Erlaubniß zu gestatten, zu gehöriger Zeit zurückzukehren. Im künftigen Jahre werde ich mehr abschicken, nachdem Ew. Majestät dazu Ermunterung geben werden.

Es ist mir ein Gerücht zu Ohren gekommen, daß Herr Lemuel Blackmore von der Englischen Faktorei zu Tonkin (Tonqueen) an der Küste von Cochinchina Schiffbruch gelitten habe und von Ewr. Majestät freundschaftlich behandelt und mit freier Ueberfahrt nach Tonkin begnadigt worden sey, für welche Gnade ich Ewr. Majestät meinen gehorsamsten Dank abstatte und zugleich noch ferner bitte, daß Ew. Majestät Herrn Bowyear behülflich seyn mögen, meine

Briefe an meine Faktoreien*) zu Tonkin zu befördern, indem ich vor zwei Jahren ein Schiff dorthin abgefertigt, aber seitdem nichts von ihnen gehört habe, da hingegen das Gerücht verlauten will, daß der König von Tonkin mein Schiff zurückbehält.

Es ist in allen Theilen von Indien wohlbekannt, daß die Engländer, wo sie noch hinhandeln, gerecht und friedlich mit allen Menschen leben, nicht suchen Königreiche zu erobern**), sondern nur ihren Handel zum großen Vortheil der von ihnen besuchten Länder zu treiben.

Ewr. Majestät gehorsamster Diener

Fort St. George,
d. 2. Mai 1695.

Nath. Higginson.

*) Dieser Plural ist in der Urschrift. G. F.

**) Im Jahr 1695! G. F.

Brief an Herrn Bowyear.

Fort St. George, den 2ten May 1695.

An Herrn Thomas Bowyear, Supracargo des Schiffes Dolphin, welches nach Cochinchina bestimmt ist.

Nachdem der König von Cochinchina den Inhalt meines Briefes vernommen haben wird, worin ich ihn in Betreff der Handelsvorschläge an Sie verweise, können Sie der Gelegenheit wahrnehmen, ihm zu eröffnen, daß, weil wir den Handel und die Produkte seines Landes nicht kennen, ich ihn bitten ließe, von seinen eigenen Leuten ein Waarenverzeichniß aufsetzen zu lassen, worin die Quantität und die Kauf- und Verkaufspreise bemerkt würden, damit ich wissen möge, wiefern dieser Handel der großachtbaren (right honourable) Ostindischen Kompagnie ersprießlich seyn, und den Kosten der Niederlassung einer Faktorei entsprechen würde.

Auf den Fall, daß der Handel vortheilhaft ausfiele, würde ich eine Faktorei daselbst errichten, wofern uns der König dieselben Bedingungen und Vorrechte bewilligte, welche die großachtbare Kompagnie an allen andern Orten genießt, nehmlich:

1) Ein Stück Landes, worauf die Faktorei am bequemsten Orte erbauet werden kann.

2) Dem Englischen Oberhaupte das Vorrecht, in allen Sachen zu entscheiden, welche Engländer mit Engländern oder mit Eingebornen betreffen.

3) Kulis (Knechte, Träger) und andere, die in Diensten der Engländer stehen, und nach demselben Preise wie von den Eingebornen bezahlt werden, muß der Englische Befehlshaber bestrafen können, wenn sie sich vergangen haben.

4) Befreiung von Zöllen für alle sowohl ein- als ausgeführte Waaren.

5) Ein bequemer Platz um ein Schiffswerft anzulegen, wo wir unsre Schiffe ans Land legen und ausbessern, oder neue bauen können, entweder im Fluß oder auf irgend einer Insel.

6) Schiffe, die im Sturm oder sonst durch einen Zufall irgendwo an der Küste von Cochinchina scheitern oder stranden, sollen nicht verfallen seyn oder in Beschlag genommen werden, sondern die Königlichen Unterthanen sollen Hülfe leisten, um das Schiff, die Mannschaft und die Güter zu retten und zu sichern, und alles der Englischen Faktorei überliefern.

7) Alle Waaren, welche der Englischen Faktorei gehören, müssen zollfrei von der Faktorei ins Land, und von dem Lande nach der Faktorei gebracht werden können, wenn sie das Zeichen oder den Tschop (Chop) des Englischen Oberhaupts haben, und sowohl die Beamten der Faktorei als ihre Bedienten müssen frei, sicher und ungehindert reisen können.

Sorgen Sie, daß alle, die zu Ihrem Schiffe gehören, sich höflich und behutsam aufführen, damit weder der Regierung Anstoß gegeben, noch den Eingebornen Beleidigungen zugefügt werden.

Können wir die Befreiung von den Zollabgaben nicht erhalten, so muß die Entrichtung wenigstens mit Gewißheit bestimmt werden, so weit es sich thun läßt, entweder so viel pro Cent auf die Waaren, oder nach dem Maaße des Schiffes, damit die Mandarine und andere Officianten nicht überfordern, oder nach ihrer Willkühr Pisch-kasch *) verlangen können.

Nath. Higginson.

*) Der in China übliche Ausdruck für die Zollabgaben. G. F.

Herrn Bowyear's Instruktion.

An Herrn Thomas Bowyear, Supracargo des Schiffes Dolphin, nach Cochinchina.

Sie werden wahrscheinlich Gelegenheit finden, die Verhaltungsbefehle, die wir Ihnen zugestellt haben, um mit dem Könige von Cochinchina wegen des Handes in seinem Lande zu negociiren, demselben vorzulegen; daher behändigen wir Ihnen Gegenwärtiges, welches Sie für sich behalten sollen. In jener Instruktion wird der Vorrechte Erwähnung gethan, welche wir verlangen, worunter die Bewilligung eines Grundstücks zur Erbauung einer Faktorei das erste war. Wir überlassen es aber Ihnen, erst Nachfrage zu halten, und zu erwägen, ob es rathsam sey, ein solches Grundstück zu verlangen, das einen ungewissen Kanonenschuß breit wäre und wo eine Festung angelegt werden könnte, so nehmlich, daß dieser Grund gänzlich der großachtbaren Kompagnie gehören und alle Einwohner desselben ihrer Regierung unterworfen seyn müßten, wie es zu Fort St. Georg und Fort St. David der Fall ist. Eine kleine Insel wäre jeder andern Lage vorzuziehen, zumal wenn sie von Natur fest wäre und einen guten Hafen oder eine Rhede, und einen bequemen Platz zur Ausbesserung der Schiffe hätte.

Während Ihres dortigen Aufenthalts, suchen Sie über folgende Gegenstände Nachricht einzuziehen, worüber Sie uns bei Ihrer Rückkunft Ihre Bemerkungen schriftlich überreichen werden, als:

1) Den Namen und Titel des Königs und seiner Familie.

2) Die Namen, Titel und Aemter seiner obersten Beamten und Günstlinge.

3) Die Regierungsadministration, insbesondere was den Handel mit den Ausländern betrift.

4) Die Einrichtung des Zollhauses.

5) Ob der König von Cochinchina mit den Königen von Tonkin, Siam und Kambodja in Krieg oder Frieden lebe?

6) Ob ein Handel von dort nach Japan geführt werde, und von welchen Kaufleuten? wie hoch sich der Werth der umgesetzten Waaren und die Anzahl der Schiffe jährlich belaufe? von welcher Art die Waren seyen, die dahin geführt werden?

Was man zurück bringe? Ob man mit den Cochinchinesischen Junken *) Europäisches Tuch nach Japan schicken könne?

7) Die Preise aller Waaren, die entweder im Lande wachsen oder daselbst verfertigt werden, imgleichen solcher, die man aus andern Ländern dahin bringt.

8) Was für einen Handel und Verkehr die Holländer nach Cochinchina treiben oder getrieben haben, und wie der König gegen sie gesinnet sey?

Sie haben übrigens keinen Auftrag, mit dem Könige einen Vergleich zu schließen, sondern lediglich Vorschläge zu thun und anzuhören.

Fort St. George,
den 2ten Mai 1695.

Nat. Higginson. Willm. Fraser.
John Styleman. Thom. Wright.
Edwrd. Tredcroft.

*) Die Fahrzeuge, womit die Einwohner des östlichen Asiens, die Chineser, Japaner, u. s. f. zur See ihren Handel treiben. G. F.

Tagebuch des Herrn Bowyear.

An den achtbaren Nathaniel Higginson Esq. Gouverneur des Forts St. George, Präsidenten der Stadt Madraß, der Küste Coromandel, der Bay von Bengal, der Westküste, u. s. f. nebst seinem respektiven Conseil. (Eingegangen den 2ten April 1697.)

Achtbarer Herr und werthe Herren!

Geruhen Sie, zur Beantwortung Ihrer Fragen und Ihres mir gegebenen Auftrages die folgende Relation von meinen hiesigen *) Verhandlungen im verflossenen Jahr anzunehmen. Von unserer langweiligen Herreise, da wir erst im August die hiesige Küste ansichtig wurden, will ich nichts erwähnen.

Den 18ten (August 1695) ließen wir den Bootsanker in sechs und vierzig Faden Tiefe, drei Seemeilen ostwärts von den Tsiampellos-Inseln fallen, indem beides Wind und Strömung uns entgegen waren. Hier lagen wir bis

*) Der Aufsatz ist aus Cochinchina datirt. G. F.

zum 20sten, und ließen unsere Flagge wehen, um die Fischerleute, deren wir viele sahen, an Bord zu locken. Es wollte sich aber keiner zu uns nahen, weshalb ich den Seckelmeister ans Land schickte, um die Einwohner der Insel zu benachrichtigen, daß wir hinein wollten und Hülfe von ihren Booten verlangten.

Den 21sten Vormittags kam er nebst dem Serang (Bootsmann) in zwei Booten zurück. Zwei geringe Beamte von der Insel und zehn andere Boote, sämtlich mit Fischerleuten besetzt, kamen mit ihnen, und sollten das Schiff, wie sie sagten, hineinbringen helfen. Sie verlangten, der Kapitain nebst noch einem andern möchte mit ihnen ans Land gehen, wiewohl sie schon unser Boot nebst vier Laskaren*) unter einer starken Wache auf der Insel anhielten. Dessen ungeachtet machte ich unverzüglich Anstalt, nebst Herrn Gyfford, dem Seckelmeister, ans Land zu gehen, und überließ es dem Kapitain, sein Schiff in den Hafen zu bringen. Es war ungefähr elf Uhr, als wir in zwei Booten abfuhren, und zwischen drei und vier Uhr Nachmittags stiegen wir ans Land; allein der Wind und die Fluth waren uns so sehr zuwider, und hatten uns so weit unterhalb der Barre*) getrieben, daß wir mehr als drei Stunden tapfer längs dem Strande marschiren mußten und erst um sieben Uhr an den Fluß kamen. Man führte uns in eine Fischerhütte, wo man uns eine gekochte Schlange zum Abendessen vorsetzte, um uns zu einem Gericht schwarzen Reiß Appetit zu machen. Nach einer kleinen Weile verschafften uns die beiden Beamten ein Boot, und führten uns über den Fluß in die Stadt an der Barre, wo wir beim Anlanden einen großen Haufen bewaffneter Männer begegneten, die in zwei Reihen geordnet waren und zwischen denen wir gegen zweihundert Schritte zum Residenten oder Untergouverneur von Katschong (Cachong),

*) Indische Matrosen. G. F.

*) Barre, ist die seichte Stelle in der Mündung der Flüsse. G. F.

unserm zweiten Despachadore, gingen. Diese Herren warteten auf den Dolmetscher (Lingua), den sie des Morgens abgeschickt hatten, um uns fragen zu lassen, wer wir wären. Mein Koffer, Schreibpult und Bettzeug, zu deren Transportirung die Beamten einige Leute gezwungen hatten, wurden hier niedergesetzt, und man breitete eine Matte aus, worauf wir sitzen konnten. Nachdem man uns einige Fragen im Allgemeinen vorgelegt hatte, ersuchte man uns aufzustehen, damit einige von ihren Leuten uns betasten könnten, wie es hier üblich ist. Dies thaten sie dann, durchsuchten unsere Taschen und hierauf auch meinen Koffer, mein Bett und mein Schreibpult, machten alles auf, ausgenommen versiegelte Briefe, deren ich mehrere an die Padres (Missionare) hatte, gerade als hätten sie nach Diamanten gesucht. Als sie die Englische Liturgie (common prayer book) und einige andere Bücher von gleicher Größe fanden, bestanden sie darauf zu wissen, was darin geschrieben stände, und in welcher Sprache sie geschrieben wären, nebst vielen andern Impertinenzen, die ich nicht besonders anführen mag, aus Furcht Ihnen Langeweile zu machen. Unter andern sahen sie auch mein Beglaubigungsschreiben und des Herrn Gouverneurs Brief an den König, zum entscheidenden Beweise, daß wir unmittelbar nach diesem Hafen bestimmt wären, um daselbst Handel zu treiben, widrigenfalls sowohl das Schiff als die Ladung, zufolge des alten Herkommens, hätte in Beschlag genommen werden können. Vergebens klagten wir über Müdigkeit und Hunger; sie hielten uns mit ihrer Durchsuchung und ihren Fragen von acht bis zwölf Uhr auf, versiegelten hierauf meinen Koffer und mein Schreibpult, und schickten uns ins Nachtquartier zu einem Fischer, dem Vornehmsten der Aldea*).

*) Aldea bedeutet ein Dorf hier, wie im Königreich Burmaah. Anm. der Urschr. — Es ist, wie ich schon oben S. 54. erinnert habe, ein Portugiesisches, nach Indien verpflanztes Wort. G. F.

Den 22sten früh Morgens kamen zwei von unsern Laskaren zu mir, die man von der Insel herüber gebracht und jeden besonders scharf examinirt hatte, voll Furcht und Bangigkeit, was aus ihnen werden sollte, da es wirklich nicht anders aussah, als ob wir sämmtlich Gefangene wären. Als wir aber hingingen, den Mandarinen unsere Aufwartung zu machen, bat ich, daß man sie an Bord senden möchte, welches auch sogleich geschah. Wir schifften uns in ein Boot mit dem Dolmetscher ein, um uns nach Fai-fo (Foy-foe), oder, wie die Eingebornen es aussprechen, Hwa-phu (Wha-phoo) zu begeben, indeß die Galeeren in Bereitschaft waren, nach Katschong abzugehen. In weniger als zwei Stunden kamen wir zu Fai-fo (Foy-foe) an, wo uns der Dolmetscher in seinem eignen Hause bewirthete. Auf die Nachricht, daß sich ein Schiff in der Ferne sehen ließe, hatte man dreißig Galeeren zugerüstet, entweder aus Furcht oder in Hoffnung einen Fang zu thun; doch wahrscheinlicher das erstere, weil die hiesigen Einwohner auf ihre Nachbarn, die Tunkinesen, sehr eifersüchtig sind, und nicht minder auf die Holländer, von denen sie wissen, daß sie ihnen übel mitgespielt haben. Ihre Galeeren führen eine kleine Couleuvrine (Feldschlange) von Metall an ihrem Vordertheil, womit sie eine acht- bis zwölfpfündige Kugel schießen. Sie werden mit funfzig Rudern fortbewegt, deren obere Enden roth, die Schaufeln aber weiß angestrichen sind. Die Seiten sind von einem Ende zum andren mit einem über der Wasserfläche hinstreichenden, vier Zoll breiten, rothen Streif angemalt, und über demselben ganz schwarz lackirt; der Spiegel des Hintertheils ist sauber geschnitzt und vergoldet.

Den 23sten ließ mich der Unter-Despatchadore holen; ich fand ihn vor meinem Schreibpult, wovon ich den Schlüssel hatte. Er ließ es sich aufschließen, und nach einer abermaligen Durchsuchung gab er es mir mit allem, was darin befindlich war, zurück. Ich erfuhr jetzt von ihm, daß sie den Brief des Herrn Gouverneurs an den König abge-

fertigt hätten; dabei erkundigte er sich sehr angelegentlich nach unserer Ladung, worin sie bestände und wie hoch sich der Werth derselben beliefe, ingleichen was ich dafür einzukaufen gedächte, u. s. w. Nachmittags besuchte er mich, und bei dieser Gelegenheit bat ich ihn, einen Brief von mir, nebst einigen Erfrischungen und etwas Münze (Kas) für des Kapitains gegenwärtiges Bedürfniß, bis zu seiner Ankunft im Flusse, an Bord unseres Schiffes zu schicken. Dies bewilligte er mir; allein so gern ich auch ein Boot gemiethet hätte, damit der Seckelmeister ab und zu gehen könnte, so ward dieses doch nicht gestattet.

Den 24sten kam Ung Coy Back Looke Deam an, bei dem ich einen Besuch ablegte. Den 25sten begab ich mich zu ihm mit einem Geschenk von 3000 Kas*), wie es hier zu Lande gebräuchlich ist. Er erkundigte sich nach unserer Nation, wo wir herkämen, worin wir uns von den Holländern unterschieden, welche von beiden mächtiger wäre ꝛc. Hierauf sagte er mir, daß keiner von den Padres am Hofe den Brief des Gouverneurs an den König hätte lesen können. Ich brachte also die Portugiesische Abschrift zum Vorschein, und ließ sie von den Padres, die ich zuvor zu Rathe zog, in die Sprache von Cochinchina übersetzen, bis auf die Stelle, wo der Gouverneur die Besorgung seines Briefes nach Tonkin verlangt, welches sich nach ihrer Meinung nicht gut schickte. Da des Geschenks an den König darin erwähnt wird, so erkundigte er**) sich, worin es bestände? Ich hatte ein Papier in Bereitschaft, worauf es stand, und welches ich ihm mittheilte. Als ein Geschenk vom Gouverneur schien es ihm zu klein; worauf ich erwiderte, daß der Herr Gouverneur es mir ohne Einschränkung überlassen hätte, und wenn ich als ein Fremder mich irrte, so schmeichelte ich mir, er würde mirs zu gute hal-

*) Weiter unten findet man nähere Nachricht von dieser Münze. G. F.

**) Dieser Er ist noch immer der obige Ung-Coy-Back-Looke-Deam (allenfalls Ong-kai-bek-luk-dihm auszusprechen), dessen Rang in der Folge näher bestimmt wird. G. F.

ten, und so gütig seyn mir zu rathen, was ich nach seiner Meinung noch hinzuthun sollte. Hierzu war er aber auch nicht geneigt, indem er zu verstehen gab, daß Geschenke von der Willkühr des Gebers abhingen. Ich drang indessen in ihn, und erhielt das Versprechen: er wolle es in Erwägung ziehen, wenn er die zum Geschenk bestimmten Sachen sehe; was ich aber bei dieser Gelegenheit dem Könige geben würde, darauf sollte in des Königs Antwort an den Gouverneur Rücksicht genommen werden.

Den 26sten früh Morgens ging er ab, um das Schiff über die Barre (Untiefe) bringen zu lassen; er bewies dabei jede ersinnliche Sorgfalt, und sobald er es sicher vor Anker liegen sah, kehrte er zu uns zurück, um uns Glück zu wünschen. Denselben Abend ward das Schiff von Fischerleuten den Fluß hinauf bugsirt und vor dem Zollhause verteuet. Der König erläßt diesen Fischern ihre Abgabe, gegen den Dienst, den sie den Schiffen leisten müssen.

Den 27sten fingen wir an auszuladen und die Waaren nach den Zollhäusern zu bringen. Sie haben deren drei in einem viereckigen Kampong*), welches etwa hundert Schritte lang und breit ist. Am oberen Ende desselben, dem Thor gegenüber, steht das größte Gebäude, in dessen Mitte die Mandarine und Beamten sitzen; die beiden andern, etwas kleineren, stehen zu beiden Seiten, und sind gegen das Gehöfte ganz offen. Außerhalb ist an einer Seite des Thors ein Schoppen angebracht, wo die Soldaten Wache halten und Acht geben, daß alles vom Schiff unmittelbar herbeigebracht werde. Außerdem befanden sich sechs bis acht Zolldiener an Bord seit der Ankunft des Schiffes bei den Inseln Tsiampello (Champello) und machten dem Kapitain keine geringe Mühe, denn es waren unbequeme Gäste. Die Einwohner zweier Aldeas (Dörfer) führen hier strenge Aufsicht, und sind

*) Im Original steht zwar *Compound;* allein es kann hier nichts anders bedeuten, als Kampong, das Wort, womit die Chineser solche Anlagen bezeichnen. G. F.

auch gehalten, die Waaren vom Schiffe ins Zollhaus zu bringen, wofür der König sie von den Abgaben befreit. Die ans Land gebrachten Waaren stellt man in zwei Reihen in die Mitte des Vierecks, wo sie vor den Mandarinen Stück für Stück geöffnet, genau durchsucht und von drei oder vier verschiedenen Leuten eingeschrieben werden. Die Despatchadores reserviren, nach ihrem Gutdünken, gewisse Waaren für den König, und ertheilen dann Erlaubniß, die übrigen zurückzunehmen, doch so, daß sie von jedem Assortiment etwas zur Probe behalten. Sie eröffnen alle Kisten, Koffer, Schreibpulte und was sonst zum Vorschein gebracht wird, nehmen alles heraus, und legen es vor sich hin, reichen jedes einzelne Stück von dem einen zum andern, begucken, beglotzen und beschniffeln es, und fragen bei allem, was es zu bedeuten habe und wozu es nütze. Eine höchst verdrießliche Untersuchung! den Verlust nicht zu erwähnen, den man durch ihr Betteln und durch das Verlegen erleidet, da so viele Zolldiener und Unterbeamte sich schaarenweis hinzudrängen!

Nach zwölf Tagen, die mit dieser Uebung hingingen, ward ich krank von einer starken Erkältung. Dies gereichte mir sehr zum Nachtheil, indem ich meine Reise nach Hofe aufschieben mußte, wohin die Mandarine bereits mit dem größten Theil unserer Ladung abgegangen waren. Erst am 4ten Oktober konnte ich von Fai-fo abreisen. Ich nahm meinen Weg längs dem Seestrande und über die großen Berge, ungeachtet es einen weit kürzeren giebt, der aber aus mir nicht bekannten Ursachen verboten ist. Den 9ten langte ich am Hofe zu Sinoa (vielleicht Sinô auszusprechen) an, welches die Eingebornen Ding Claye nennen. Hier erfuhr ich, daß der König seinen Tongtam oder achten Monath angetreten hätte, welchen er zu Lustbarkeiten und Erholungen mit den vornehmsten Mandarinen seines Hofes bestimmt hat, und während dessen es verboten ist, ihm Bittschriften zu überreichen oder sich in irgend einer Angelegenheit an ihn zu wenden.

Ich besuchte mittlerweile unsere beiden Despätchadores, den Ung Coy Back Looke (Ong-Kai-Bák-Luk) und den Ung Cookey Thoo (Ong Kuki Thu oder Su), von denen letzterer zu diesem Geschäft erzogen und daher der thätigste ist. Er führt die Rechnungsbücher, ertheilt den Kaufleuten Bescheid, und läßt sich ihre Angelegenheiten vortragen, durch einen Verschnittenen *). Ung Coy Back ist aber dessen ungeachtet der wichtigere Mann; denn er ist täglich um den König, der viel Vertrauen in ihn setzt, wie er denn auch wirklich ein moralisch guter und überaus billiger Mann ist. Indeß, wiewohl der König ihn angestellt hat, führt er doch nicht das Königliche Tschopp (Tsiapp, Chop) **) wie solches gebräuchlich ist; und da einer von des Königs Oheimen auf die Stelle ein Auge hat und Ansprüche darauf macht, so ist er zum großen Nachtheil der Kaufleute lässig in seinem Amte. Dies versetzte mich in die Nothwendigkeit, mich an Cookey Thoo zu wenden, der zwar ein hartes, grobes Gesicht hat, aber in seinem Betragen höflich, geschmeidig und von schönen Worten ist. Ung-Thoo-Moy (Ong-Thu-Mai) Schwiegersohn des Großvaters des jetzigen Königs, hatte ihn als einen armen Knaben erzogen; er aber verrieth seinen Herrn, ward auf diese Art oberster Despatchadore, mit dem Titel Ung-Ai-Coy-Boe, und stand sehr hoch in seines Herrn Gunst, bis ein Bedienter, den er ebenfalls erzogen hatte, ihn ähnlicher Verbrechen bei der Zollverwaltung (dispatch) beschuldigte. Hierauf warf man ihn ins Gefängniß, — — — ***), gab ihm die Tortur, und verstieß

*) Die Stelle im Original ist undeutlich und könnte leicht, vermittelst einer sehr geringen Abänderung, bedeuten: dieser Mandarin oder Zollaufseher sey selbst ein Verschnittener. G. F.

**) Vermuthlich das Zeichen seines Amts, das Insiegel oder Königliche Patent. G. F.

***) Ich kann die obige Lücke in der Uebersetzung nicht ausfüllen; im Englischen steht: *congoed him*, welches aber ein fremdes Wort mit einer Englischen Endung ist, dessen Bedeutung ich nirgends angezeichnet finde. Vielleicht soll es die Operation der Entmannung ausdrücken. G. F.

seine Familie. Endlich wußte er sich mit seinem Gelde noch Freunde zu erkaufen, so daß er nach vielfältigem Leiden und Bezahlung einer Summe von Unkosten, die sich auf 50000 Tål belief, losgesprochen und als Unter-Zollaufseher oder Despatchadore *) angestellt wurde. Da er mir große Freundschaftsversicherungen gab, so legte ich ihm bei einer Unterredung über unsere Angelegenheiten die Handelsvorschläge des Herrn Gouverneurs vor, die ich zu dem Ende in Portugiesischer Sprache hatte aufsetzen und rein abschreiben lassen, damit sie desto leichter ins Cochinchinesische übersetzt werden könnten. Sobald auch dies auf seinen Befehl geschehen war, und er den Aufsatz untersucht und ins Reine hatte schreiben lassen, äußerte er sich, daß zwar der Artikel viele, jedoch keine darunter wären, die der König nicht bewilligen könnte. Er für sein Theil wollte das Seinige fleißig dazu thun; er wünschte aber auch zu wissen, wie ich seine Mühe zu belohnen gedächte. Nach vielem Sprechen, unter dem Vorwande sich genauer von der Sache zu unterrichten, und manchem gegebenen Winke, wobei zugleich versprochen wurde, daß das ganze Geschäft zu meiner Zufriedenheit abgethan werden sollte, lief endlich der Hauptpunkt darauf hinaus, daß er 500 Tål für seine Bemühung verlangte. Wir mußten eine Zeitlang dingen, und wurden endlich so weit einig, daß ich ihm 100 Tål baar bezahlen wollte, wobei der Dolmetscher ihn zugleich versicherte, daß die Engländer nie ermangelten einen Freundschaftsdienst zu erwidern, und daß, wofern er mir Genüge leistete, mir gute Preise für meine Waaren und baldige Abfertigung zur Fortsetzung meiner Reise verschaffte, ich ihn nach

*) Dieses Wort ist wieder von Portugiesischer Herkunft; allein wenn man die äußerst langsame und ermüdende Procedur der Zollämter in Cochinchina, die darin Aehnlichkeit mit gewissen Europäischen haben, in Erwägung zieht, so dürfte man leicht auf die Vermuthung kommen, daß dieser Name, welcher auf schnelle Abfertigung anspielt, den dortigen Zollbeamten zum Scherz, oder wie Lucus a non lucendo, gegeben worden sey. G. F.

nach Maaßgabe meiner geringen Ladung noch ferner belohnen wollte. Ich bat ihn übrigens, auf seinen künftigen Gewinn bedacht zu seyn, der ihm nicht entgehen könnte, wenn Ew.... Aufmunterung erhielten, eine Faktorei hier anzulegen. Er bezeugte auch endlich große Bereitwilligkeit und guten Willen, und setzte hinzu, daß er schon Verbindlichkeit gegen uns hätte und uns nicht entstehen würde.

Den 2ten November, als Se. Majestät außen vor seinem Pallast saß, führte mich Ung Cookey Thoo vor ihn, wie gewöhnlich mit einem Geschenk, welches man etwa funfzig Schritte weit von dem Könige niedersetzte. In dieser Entfernung stand auch ich, machte meine Verbeugungen, und zog mich zurück, nachdem der König gefragt hatte, wer der Kapitain wäre, und mir ein: Aja Ung, oder Ich danke Euch, Herr, gegeben hatte. Nach Landes Brauch schickte er in das Haus, wo ich wohnte, ein Geschenk von 10,000 Kas, einem Schwein, zwei Säcken Reiß, zwei Krügen mit gesalzenem Fisch, und zwei Krügen Wein.

Nach dieser Audienz und nachdem ich der Königin Mutter, des Königs Oheimen, u. s. f. Geschenke gemacht hatte, zögerte Cookey noch immer mit seinen Zollhaus-Büchern und Papieren; ich wandte mich daher an Ung Cowe Toe (Ong Kau To) den zweiten Verschnittenen, der ebenfalls über diese Angelegenheit zu sprechen hatte. Er that mir gute Versprechungen; allein im Grunde fand ich, daß er es mit Ung Cookey hielt. Dabei ermangelte ich nie, mich an Ung Coy Back Looke zu halten, der sich in allen Verhandlungen mit mir sehr herzlich bezeugte. Nachdem er zu wiederholten Malen zu Ung Cookey geschickt und meine öftere Klage über Zeitverlust und die Gefahr, meine Reise zu verfehlen *), angehört hatte, rieth er mir, mit meinen Vorschlägen mich an den König zu wen-

*) Weil man sie nur bei gewissen herrschenden Winden unternehmen kann, und, wenn diese versäumt werden, bis auf das nächste Jahr warten muß. G. F.

den, wo er zugegen seyn und der Gelegenheit wahrnehmen wollte, mit dem Könige zu sprechen und mich, so viel er könnte, zu fördern. Die heftigen Regengüsse, Ueberschwemmungen und anderweitigen Verhinderungen waren indeß Schuld daran, daß ich erst am 27sten December die Ehre haben konnte, nach der Vorschrift des Herrn Gouverneurs dem Könige folgende Vorschläge zu machen.

1. Sollte es Ewr. Majestät gefallen, daß die Engländer ferner hier zu Lande Handel treiben mögen, so bitten wir Ew. Majestät, zu bewilligen, daß wir bei der Ankunft unserer Schiffe das Verzeichniß der Ladungen, nebst Mustern oder Proben derselben einreichen dürfen; daß soviel als Ew. Majestät geruhen von diesen Ladungen für Sich zu behalten, dem Oberhaupt (unserer Leute) berechnet werden möge; ferner, daß wir von der Zollbesichtigung, welche hier zu Lande gegen Fremde Statt findet, aber unsern Sitten entgegen läuft, und überdies sehr mühsam und verdrießlich ist, befreiet seyn mögen, wogegen der oberste Zolleinnehmer (chief Despatchadore) mit seinen Schreibern an Bord des Schiffes die Ladung aufschreiben und die Muster besehen kann; daß wir anstatt der Zollabgaben und des Dotchin*) für jedes Schiff, welches um Handel zu treiben in den Hafen einläuft, 500 Tål erlegen sollen, nebst den Sporteln, welche Ew. Majestät den Zollbeamten zu bestimmen geruhen werden. Und sollte es sich treffen, daß ein Schiff auf der Reise nach China hier anlegte, um einige Waaren oder einen Theil der Ladung hier abzusetzen, so soll es 200 Tål bezahlen, und was abgeladen wird, soll nebst den Mustern angegeben werden. Im Fall aber das Schiff sich nur wenige Tage aufhalten und die Ankunft und Abfertigung der obersten Mandarine vom Hofe nicht abwarten kann, wenn die Jahrszeit (Monsun) weit vorgerückt ist; so bitten wir Ew. Majestät, daß Sie irgend einen andern Mandarin zu Fai-fo bevollmächtigen, die daselbst abgeladenen Güter aufzuschreiben, ohne die Ballen zu eröffnen, wie es hier gewöhnlich ist.

2. Wünschen wir, falls es sich ereignen sollte, daß ein den Engländern gehöriges Schiff in den Häfen Ewr. Majestät Schiffbruch litte, daß Ew. Majestät geruhen mögen, die

*) Vermuthlich das kubische Maaß. G. F.

etwa geretteten Waaren dem Kapitain behändigen zu lassen, und wenn ein Schiff hier aus Mangel an Lebensmitteln und frischem Wasser anlegen sollte, daß es alsdann keinen Zoll bezahlen, und nicht aufgehalten, sondern im Gegentheil gefördert, und mit den nöthigen Vorräthen zur Fortsetzung der Reise versehen werden soll.

3. Verlangen wir einen Platz zu Fai-fo (Foy - Foe) am Flusse, nebst einem andern am Hofe zu Sinoa, wo wir eine Faktorei und Häuser von Backsteinen, gesichert gegen Räuber und Feuersgefahr, wie es den Engländern anderwärts zugestanden wird, erbauen mögen; da unsere Faktoreien gewöhnlich mit einem großen Waarenlager versehen sind, welches wir im Fall einer Feuersbrunst weder auf dem Rücken wegtragen, noch den Verlust desselben leicht verschmerzen können.

4. Wünschen wir, wenn uns eine Faktorei eingeräumt wird, daß Ew. Majestät dem Oberhaupt derselben Erlaubniß und Macht ertheilen mögen, alle Zwistigkeiten, die sich etwa zwischen den Engländern und ihren Bedienten ereignen sollten, zu richten und abzuthun, ohne von den hiesigen Mandarinen zur Rechenschaft gezogen zu werden oder ihrem Spruch unterworfen zu seyn; indem wir als Fremde diese Freiheit in andern Ländern, wohin unser Handel getrieben wird, genießen.

5. Daß es keinem Mandarin oder andern Eingebornen freistehe, auf eine grobe, beleidigende oder gewaltthätige Art in die Faktorei zu kommen und daselbst an irgend jemand Hand zu legen oder ihn zu ergreifen; daß aber, wenn dies geschehen sollte, die so handelnden Personen festgenommen, nach ihrem Range gebunden und dem obersten Despatchadore der Fremden ausgeliefert werden sollen.

6. Daß im Fall einer Klage oder eines Processes mit den Eingebornen, die Engländer nicht genöthigt seyn sollen, sich vor irgend einem andern Richter, als dem Mandarin zu stellen, der über die Angelegenheiten der Fremden gesetzt ist oder gesetzt werden soll.

7. Wenn wir eine Faktorei haben, wird es nöthig seyn, uns sowohl eines Dolmetschers als anderer Eingebornen zu unserer Aufwartung zu bedienen; von diesen wünschen wir, daß sie von Abgaben und vom Dienste der Mandarinen frei seyn,

und nicht zu Soldaten genommen werden, sondern gänzlich der Faktorei zu Befehl stehen mögen.

8. Daß Ew. Majestät Dero Königliches Tschopp (Mandat) dem Oberhaupte der Faktorei ertheilen mögen, um zweien Sindjas die Erlaubniß eines freien Handels nach den Häfen von Tsiampa, Kambodja und Siam zu gestatten.

9. Bewilligen und erlauben Ew. Majestät diese Punkte, so macht die edle Ostindische Kompagnie sich anheischig, für Rechnung Ewr. Majestät solche Waaren herzubringen, wie Dieselben zu verlangen und wovon Sie die Proben auszuwählen geruhen werden, nach den Preisen, welche zwischen Ewr. Majestät und der edlen Ostindischen Kompagnie werden verabredet worden seyn.

In einem besondern Aufsatze hielt ich darum an, daß Se. Majestät uns für dieses Jahr von der Entrichtung der Zollgebühren und des *Dotchin* freizusprechen geruhen möchten.

Die Antwort lautete, daß man im Fall einer Niederlassung (Faktorei) die Punkte bewilligen würde; ich könnte sogleich, wenn es mir gefiele, das Grundstück zur Faktorei aussuchen, und Ung Coy Back-Looke erhielt den Auftrag, mir die Kanonen um den Pallast zu zeigen, und von mir zu erfragen, ob der Herr Gouverneur dem Könige solche Kanonen schicken könne? Viere davon konnten eine Kugel von sechs Zoll im Durchmesser schießen. Rund um den Pallast standen Kanonen, jede zehn Fuß von einander, wovon die kleinsten zwölf- und achtpfündige Kugeln schossen. Der Pallast scheint ein vollkommenes Viereck zu seyn, dessen Seiten fünfhundert Schritte lang sind.

Hierauf brachte man die Zollbücher herbei, und der König befahl unverzüglich, mir für die Waaren, die er genommen, die Zahlung, wie ich verlangt hatte, in Gold zu machen, welches er mir aber hoch anschlagen ließ. Ueberdies eröffnete man mir, daß der König vierzehnhundert Tâl und darüber von den Preisen, welche Ung Cookey am Zollhause auf unsere Waaren gesetzt hatte, abrechnen wollte.

Den 10. Januar 169$\frac{5}{6}$ *) ging ich (an den König) mit einem Memorial, worin ich mich über diese Verminderung sowohl, als über den Preis des Goldes beklagte. Was das Gold beträfe, erwiderte man, so wäre dies der Preis, wie es der König Andern auch überließe; hingegen in Ansehung der Waaren hätte der König den Japanern befohlen, mich für den Rabatt schadlos zu halten, wobei ich denn erfuhr, daß sie meine Waaren um ihres eignen Vortheils willen so gering geschätzt hätten. Man fertigte Beamte nach Fai-fo ab, um das Geld von ihnen zu erhalten; sie fielen also in die Schlinge, welche ihnen Ung Cookey durch seine Intriguen gelegt hatte. Während ich mich beschäftigte, mein Geld von den Mäklern beizutreiben, denen er meine Waaren überlassen hatte, kamen indeß die Japaner mit ihrer Gegenklage ein. Ich ging also den 27sten Januar nochmals mit einer Bittschrift an den König, worin ich über Zögerung, und Gefahr die Zeit zur Rückreise zu versäumen, klagte, und um Erneuerung des Königlichen Befehls wegen der von den Japanern an mich zu machenden Zahlung anhielt, worüber sie, wie ich vernommen, sich mit ihrer Armuth entschuldigt hätten. Allein der König erließ ihnen die Zahlung; und „ob er gleich überzeugt wäre, (lautete die Resolution) daß ich die Waaren zu hoch im Preise angeschlagen, so hätte er dennoch die Gnade, mir noch zwei Stangen Gold geben zu lassen.„ Ung Coy Back-Looke gab sich meinetwegen viele Mühe, und sobald des Königs Brief und Geschenk*) in Bereitschaft waren, ließ man bei Trommelschlag rund um den Pallast verkündigen, daß, wer nicht unverzügliche Zahlung an den Englischen Kapitain leisten würde, seines Amts entsetzt werden sollte. Dessen ungeachtet konnte ich erst den 17. Februar vom Hofe abreisen, und kam den 24. nach Fai-fo zurück. Hier nahm ich eine Quantität Saras, Beteelas und Mulmuls***)

*) Eigentlich 1696. G. F.
**) An den Gouverneur Higginson. G. F.
***) Ostindische Waaren. G. F.

in Empfang, die man nicht nehmen wollte; auch blieb mir noch alle mein Zeug*), Rothholz und Schwefel auf den Händen. Ich hatte für 3000 Tål einzukaufen und gegen 2000 Tål ausstehende Schulden, nebst verworrenen Rechnungen, wie es den Japanern eingefallen war, sie zu führen, indem sie nach Gutdünken die Waaren, welche der Hof zurückgegeben, unter sich und die Unterzollbeamten getheilt und vereinzelt hatten. Da ich indeß gänzlich auf meine Reise bedacht war, und wo möglich alles dazu in Richtigkeit bringen wollte, so befliß ich mich aus allen Kräften, die Waaren beizutreiben, zu verkaufen, andere dafür anzuschaffen und einzuladen, dergestalt, daß ich den 24. März die Faktorei**) verlassen hatte und mit den Lootsen einig geworden war, das Schiff den Fluß hinab und mit Hülfe der Springfluth über die Barre (Untiefe) zu bringen. Allein sie blieben aus, wegen des Ve Quan, womit sie sich entschuldigten und welches so viel bedeutet, als Arbeit für den König und die Mandarinen. Die Springfluth war also diesmal für uns verloren, und Kapitain Stilgon deklarirte nun die Reise, wegen der Winde und der verspäteten Jahrszeit, für ein Wagestück, selbst wenn wir jetzt in See wären; weil wir aber noch vierzehn Tage auf die nächste Springfluth warten müßten, so hätten wir keine Hoffnung, den Hafen Malakka zu erreichen. Ich hatte mich nun zwar auf den Fall, daß wir einen Hafen an der hiesigen Küste hätten suchen müssen, mit Tschopps (oder schriftlichen Befehlen) von den Mandarinen und vom Fürsten von Tsiampa versehen; allein nachdem ich mit Herrn Gyfford (dem Seckelmeister) Rücksprache gehalten und alles wohl erwogen hatte, hielten wir es für das rathsamste, bis zum nächsten Monsun hier zu bleiben, ein anderes Haus zur Faktorei zu miethen und das Schiff abzutakeln.

*) Long-cloth.

**) Eine dazu gemiethete Wohnung. G. F.

Fai=fo liegt ungefähr drei Seemeilen oberhalb der Barre (Untiefe der Mündung), und besteht in einer Straße mit einer doppelten Reihe Häuser längs dem Flusse. Diese Häuser, deren Anzahl sich etwa auf ein Hundert belaufen mag, sind von Chinesern bewohnt. Die Japaner, die ehedem den vorzüglichsten Theil der Einwohner ausmachten und den Handel dieses Hafens ganz in ihren Händen hatten, sind gegenwärtig auf vier oder fünf Familien zusammen geschmolzen. In dem Maaße, wie sie in Abnahme geriethen und verarmten, traten die Chineser an ihre Stelle, die itzt den Handel wenigstens mit jährlichen zehn oder zwölf Junken betreiben, nehmlich von Japan, Kanton, Siam, Kambodja, Manila und neuerlich auch von Batavia.

Die Japanischen Junken kommen nicht beständig, und kehren auch nicht geradesweges zurück, seitdem der Kaiser von Japan die Ausfuhr des Silbers verboten hat, sondern verkaufen ihre Japanischen Ladungen in China, und bringen andere Waaren, nebst einer für den hiesigen Markt hinreichenden Quantität Kupfer, welches sie im Preise von 20 Tál den Pekul erhalten. Diese Junken legen gewöhnlich zu Lympo an, woher sie Petre, Ghilongs und andre Seidenwaaren bringen.

Von Kanton bringt man Kas (Scheidemünze), woran sie starken Profit haben, imgleichen allerlei beblümte Seidenstoffe, Ghilongs, Seyas, Porcelain, Thee, Tutenago, Quecksilber, Ginseng, Kasumber und mancherlei Spezereiwaaren. Von Siam: Petre, Sappanholz, Lack, Nekari, Elephantenzähne, Zinn, Blei und Reiß. Von Kambodja: Gummiguttä, Benzoinharz, Kardamomen, Wachs, Lack, Nekarie, Koyalaka und Sappenholz, Dammer (oder Indianisches Schiffpech) Büffelhäute, Hirschhäute und Nerven, Elephantenzähne, Rhinoceroshörner, u. s. w. Von Batavia: Silber, Sandelholz, Petre, grobe roth und weiße Baftas (Leinwand) und Zinnober. Von Manila: Silber, Schwefel, Sappenholz, Schlangenköpfe (Schnek=

ken) Taback, Wachs, Hirschnerven, u. s. w. Cochinchina selbst liefert Gold, Eisen, rohe und verarbeitete Seide, als da sind: Lings, Schues, Hockings, Theas, Holas, Tschemundjes und Tossiclirs; imgleichen Kalambakholz, Agula, Zucker, Kandelzucker, Palmzucker (Dschagary), Vogelnester, Pfeffer, Baumwolle.

Sie rechnen ihr Tål (Taell, Tell, tale) nach Kas (casches), von denen das Tausend, wie sie's nennen, das Tål ausmacht; zehn Maß das Tausend, und sechzig Kas das Maß; ferner sechs Kas das Kandarin, und sechs hundert das Tausend oder Tål *). Das Seiden- und Wollentuchmaaß ist, wie in Tonkin, 22½ Zoll (Englisch); ihr Dotchin und ihre Wagschale sind die Japanischen.

Was die Holländer betrift, so sind es jetzt 46 Jahre, daß sie sich aus diesem Lande entfernt haben. Ueber die Veranlassung dazu hat man verschiedene Erzählungen. Einige sagen, der König hätte befohlen, ihre Schiffe zu visitiren, ob nicht Tonkinesen oder einige von seinen eignen Unterthanen, denen er nicht erlaubt außer Landes zu gehen, darauf befindlich wären; die Holländer hätten sich geweigert die Durchsuchung zu gestatten, und auf diese Weise sey es zum Bruche zwischen ihnen gekommen. Andre wollen, daß die Matrosen Händel mit den Einwohnern von Tsiampello angefangen, und einige mit Gewalt von der Insel entführt und auf ihre Schiffe gebracht hätten. So viel aber ist gewiß, daß die Mißhelligkeiten ein Gefecht veranlaßten. Die Holländer hatten drei Schiffe, die außen auf offener Rhede zwischen Turong Bay und dem Flusse des Hofs (also Sinoa) lagen, von woher der König seine Galeeren schickte. Die Holländer schossen zuerst; hierauf ging das Gefecht an, welches den ganzen Tag

*) Diese Rechnung scheint etwas verwirrt; ich glaube aber, sie ist so zu verstehen: der Ausdruck tausend Kas, als dem Tål gleichlautend, ist bloß eine Redensart; hingegen an wirklichen Kas enthält das Tål nur sechshundert. Jene ersteren tausend Kas sind also nur eine Art eingebildeter oder fingirter Bestandtheile oder Elemente des Tål. G. F.

dauerte. Während des Treffens ging das größte Holländische Schiff zu Grunde; wie viele Galeeren verloren gingen, weiß ich nicht. Der König aber gerieth in so großen Zorn, daß er die Holländische Faktorei wegnehmen, die Waaren herausschleppen und verbrennen, und über dreißig zur Faktorei gehörige Holländer gebunden zur Hinrichtung nach Hofe bringen ließ. Die Mandarine legten jedoch eine Fürbitte ein, indem sie dem Könige vorstellten, daß nicht diesen Leuten, sondern denen auf den Schiffen die Schuld beizumessen sey; dem zu folge wurden sie ein Jahr darauf mit den Chinesischen Junken nach Batavia geschickt.

Die Regierung von Cochinchina ist dieselbe wie in Tonkin; denn die hiesige Nation ist ein Zweig der dortigen, und bis auf diesen Tag datiren sie ihre schriftlichen Aufsätze in dem und dem Monde des Jahres der Regierung des Bua von Tonkin. Auch haben sie nichts wider den Bua oder König, sondern nur gegen den Tschua oder General, von dessen Familie die Könige von Cochinchina die rechtmäßigen männlichen Erben sind, und zwar auf folgende Weise.

Der erste, der in Cochinchina regierte, Namens Tschua Tiin (Chewa Tean) war der einzige Sohn des Tschua von Tonkin, welcher bei seinem Tode diesen Sohn, als ein kleines Kind, nebst der Miliz des Königreichs, bis zu dessen Majorennität einem der obersten Mandarine, dem er auch seine Tochter zur Frau gegeben hatte, als seinem Gouverneur anvertrauete. Dieser Mandarin, der solchergestalt die Regierung in Händen hatte, beschloß, seinen jungen Schwager heimlich aus dem Wege zu räumen; sein Weib aber, die von diesem grausamen Vorhaben Nachricht erhielt, verbarg ihren Bruder so lange, bis sie endlich ihren Mann beredete, ihn als Gouverneur nach Cochinchina, einem damals für die Tonkinesen unbedeutenden Posten, zu schicken.

Tschua Tiin ward von einigen der Vornehmeren in sein Gouvernement begleitet, wo er ruhig lebte und seinen Sohn Tschua Say zum Nachfolger hatte, welcher den

kleinen Bezirk der Provinz durch Angriffe auf die von Tsiampa erweiterte.

Tschua Tsung, der sich schon stärker fühlte, weigerte sich, den Tribut dem Tschua von Tonkin ferner zu erlegen, vertheidigte sich gegen dessen Macht, und nahm den Titel *Couck-Cung-Cheue-Chewe-Thew-Boe* (Kuk-Kung-Tschue-Tschue-Thu-Bo) oder: Wiederhersteller des Königreichs, Generalissimus zur See und zu Lande.

Nach ihm hatte Tschua Hiin (Chewa Hean) einen schweren Krieg gegen die Tonkinesen zu führen *). Er führte den Rebellenkönig Nok Ramaß von Kambodja an seinen Hof, und als Nok-Bu-Tum (Nock-Boo-Toom) seine Hülfe aufrief, überzog er das ganze Tsiampa. Während seiner Regierung ereignete sich der Streit mit den Holländern. Er brachte das Königreich zur Ruhe, und gab ihm seine jetzige Verfassung. Nach einer 44jährigen Regierung hinterließ er um das Jahr 1688 oder 1689 das Reich seinem Sohne Tschua Gnay, der in der Absicht, dem freien Handel in seinen Ländern einen Hafen zu eröffnen, die Holländer und andere handeltreibende Nationen einlud, aber vor der Rückkehr seiner Gesandten starb und die Regierung seinem Sohne hinterließ, der jetzt regiert und sich einen König des Königreichs Aynam nennt. Er ist ein junger Fürst, und wird sehr von seinen Oheimen geleitet, deren er viere von mütterlicher Seite hat. Drei von ihnen sitzen um den Pallast und sind Befehlshaber seiner Garden. Die beiden Aeltesten kennt man unter den Titeln Ung Taa und Ung How, und sie sind die Richter zur rechten und zur linken Hand. Das Reich ist gegenwärtig in keinen Krieg verwickelt, und man scheint das Verkehr mit Europäischen Nationen sehr zu wünschen. Die Tsiampas sind in demselben Falle; ich fand ihren Fürsten hier am Hofe. Bei seiner Abreise geruhete er, mich zu besuchen, und gab mir seinen Tschopp, nebst vielen Einladungen

*) 1644? G. F.

in sein Land zu kommen. Hier habe ich auch den Gesandten von Kambodja angetroffen, der sich darüber beklagte, daß die Cochinchinesen die Fremden so übel behandelten und ihnen so viele Mühe verursachten. Er versprach mir in seinem Lande, wo der Handel von Zöllen und Abgaben befreiet ist, eine bessere Behandlung. Ein Verkehr mit den Laos (Laws) könnte hier wahrscheinlich zu einem guten Absatz von einer Quantität unserer Wollentücher Gelegenheit geben.

Dieses Land soll reich an Gold und Silber-Bergwerken, imgleichen an Eisen und Stahl seyn, welches keinem nachsteht. Es hat einen solchen Ueberfluß an Bauholz aller Art, daß die Spanier von Manila hierher geschickt haben, um ihre Gallionen zu bauen. Die Wälder sind mit Nasehörnern, Elephanten, Hirschen, Büffeln, wilden Schweinen ꝛc. angefüllt. Reiß und andere Lebensmittel giebt es in großem Ueberfluß. Das Volk ist dem Aberglauben und Wohlleben ergeben. Ich vermuthe, daß man uns hier ein Grundstück zur Errichtung eines Forts, oder was wir sonst wünschen mögen, bewilligen wird. Wie bequem es liege, um den Handel aller umliegenden Gegenden an sich zu ziehen, und welche Vortheile eine Niederlassung hier der großachtbaren Kompagnie abwerfen würde, überlasse ich ihrer einsichtsvollen und reiflichen Erwägung, und bin, ꝛc.

Ihr

getreuester und gehorsamster Diener

Thomas Bowyear.

Fai-fo,
den 30sten April, 1696.

Uebersetzung

des Briefes, den der König von Cochinchina an den Englischen Gouverneur der Stadt Madraßpatam in Indien gesandt hat, aus dem Chinesischen Charakter ins Lateinische übersetzt.

Eingegangen den 2 April 1697.

Der König des Königreichs Aynam sendet diese Antwort an den Englischen Gouverneur in Indien, der von des Königs oberstem und geheimen Rath ist.

Unser heiliges Buch sagt: die Furcht des Himmels erhält Königreiche, und das Herz des wahren Weisen hat in sich selbst die rechte Vorschrift um Freundschaft zu gewinnen und Verbindungen mit den benachbarten Nationen zu stiften. Auch giebt es kein Geschäft, das dem Manne von gesunder Urtheilskraft zu schwer wäre; und wer ernstlich nach der Frömmigkeit strebt, wird leicht diese Güte, diesen Glanz derselben, und so zu sagen diesen Quell der Tugend erlangen.

Oberster Gouverneur und fürstlicher Rath, der die vornehmste Person der abendlichen Achse vorstellt, die ihren Namen von dem darüber hangenden Nordpol erhält! Die Engländer, die vollkommen verstehen, was geschrieben ist in dem Buche der sechs Scheiden*) und der drei Reden, wie wir sie nennen, welche heilsame Lehre enthalten; die Kraft und Muth haben wie der Bär, der Tiger und der Panther; die sorgfältig die Kriegskunst und die Mathematik üben, und vollkommen verstehen, nicht nur den Himmel, sondern auch die Erde, die Winde, die Wolken und die Luftregionen; deren Verstand bis an die Sonne reicht und deren Häupter das Firmament stützen mögen; die so sorgfältig in der Wahl ihrer Beherrscher, in der

*) Im Original steht *sheaths*; wenn es aber ein Schreibfehler wäre und heißen sollte *sheets*, so müßte in der Uebersetzung auch stehen: Buch der sechs Blätter oder Bogen. G. F.

Regierung ihrer Unterthanen, in Beschützung ihres Volkes, in den Ehrenbezeigungen gegen große und würdige Menschen, in Gütigkeit gegen Fremde sind; die sich in den übrigen neun Regeln der Regierungskunst so ordentlich betragen, und von denen, obwohl die Entfernung unsere persönliche Unterredung verhindert, unsere Gemüther in Liebe und Achtung nie geschieden sind!

Vor nicht vielen Monden kam einer, den

der oberste Gouverneur und königliche Rath ausdrücklich an Uns gesandt hatte, und der Kapitain eines Schiffs war, und Bowyear hieß, welcher in dieses unser Königreich ein Pack Briefe, nebst Gaben und Geschenken (eine große Begünstigung!) brachte. Die Frömmigkeit, das Betragen, die Treue und die wahre, gründliche Gerechtigkeit dieses Abgeordneten sind nicht Kennzeichen eines geringen Menschen.

Nun senden wir Euch Antwort auf jene Briefe und mit denselben einige Geschenke an

den obersten Gouverneur und königlichen Rath, als ein geringes Andenken unserer wahren Zuneigung. Was aber die Kaufmannsgüter anbetrift, die in dem Schiff überbracht wurden, so wiesen wir solche an unsere Minister, besehen und untersucht zu werden, damit sie verkauft werden könnten nach den Currentpreisen dieses Jahrs, denn es ist nicht unsere Art, etwas heimlich zu thun. Was die Untersuchung des Schiffes betrift, und was wir empfangen haben, und andere dahin einschlagende streitige Sachen, so ist die Jahrszeit und Gelegenheit für dieses Jahr verstrichen; sollte aber das Schiff im folgenden Jahre wieder zurückkehren, so wollen wir reichlich alles zugestehen und eine neue Handelsverordnung einführen, damit wir im Gebrauch der Schätze unter dem Himmel, die Liebe aller Nationen, sowohl der nördlichen als südlichen Erdstriche, gewinnen mögen. Hiermit schicken wir einige Gaben, als:

Kalambak *)	=	1 Europäisches Pfund.
Gold	= =	10 Theile desselben Pfunds.
Seide	= =	30 Stücke.
Holz von feinem Geäder		200 Stücke.

Gegeben den 12ten Tag des 12ten Monaths des 16. Jahrs Tschink-hoa (Chink hoa) *).

*) Dieses äußerst seltene Holz wird bloß als Rauchwerk gebraucht, und ist beinahe so theuer wie Gold; es heißt sonst Agal-Agal, woraus die Franzosen Bois d'aigle gemacht haben. G. F.

**) Dieses Datum fällt auf den 16ten Januar, neuen Styls. Anmerk. der Urschrift. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß dieser Brief durchaus nicht nur in einem sehr freundschaftlichen Ton geschrieben ist, sondern auch, daß eine große Ehrenbezeigung darin liegt, daß überall wo der Name des Herrn Gouverneurs vorkommt, der hier oberster Gouverneur und Königlicher Rath heißt, ein neuer Absatz gemacht wird.

Anmerk. der Urschrift.

II.

Des Abbé Rochon's kurze Beschreibung von Cochinchina.

(Um das Jahr 1744.)

Das Königreich Cochinchina ist ungefähr hundert und funfzig Seemeilen (lieues) lang, vom 11ten bis zum 17ten Grad nördlicher Breite. Nordwärts gränzt es an Tunkin, südwärts an Tsiampa und Kambodja, ostwärts an das Meer, und westwärts an die Wilden, welche Kemuy genannt werden, und an das Königreich Laos. Seine größte Breite beträgt nicht über zwölf bis funfzehn Stunden. Man theilt es in elf Provinzen, wovon vier nach Norden liegen, nehmlich Dinheat, Quambing, Dinhgnoe und Hue'. Diese letztere, deren Hauptstadt ebenfalls Hue' genannt wird, heißt die königliche Provinz. Die sieben südlichen Provinzen sind: Cham, Quangzhia, Quinhin, Fouyen, Fanriphanrang, Nanlang und Bounay. Diese letztere ist erst kürzlich den Kambodiern abgenommen worden.

Hue', worin die Königsstadt liegt, ist unter diesen elf Provinzen die schönste, und dient zugleich den Königen von Cochinchina zum Aufenthalt. Seit ungefähr sechzig Jahren, daß sie sich von Tunkin losgerissen haben *), ent-

*) Diese Stelle ist nicht ganz richtig; denn da die hier gelieferte Nachricht, wie aus der Folge erhellen wird, vom Jahr 1744 ist, so würden 60 Jahre zurück uns nur bis 1684 bringen; und doch bestand Cochinchina bereits in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts als unabhängig von Tunkin. G. F.

hält die Königsstadt keine andere auffallende Gebäude, als den königlichen Pallast und die Pagoden; das übrige der Stadt ist von schlechter Bauart. Diese Hauptstadt liegt an einem schönen großen Flusse. Er war ehedem tief genug, die größten Schiffe aufzunehmen; allein seit einer fürchterlichen Ueberschwemmung, die sich vor fünf oder sechs Jahren ereignet hat, sind Sandbänke darin entstanden, die den Eingang in den Hafen allen großen Fahrzeugen verschlossen haben.

Die Stadt Hue' ist auf Chinesische Art von Kanälen durchschnitten, welche den Waarentransport erleichtern, und zur Bequemlichkeit der zahlreichen Einwohner dienen, die, ohne zwei- oder dreimal des Tages zu baden, die Sommerhitze nicht ertragen könnten. Der König unterhält um seinen Pallast zwölf- bis funfzehntausend Mann theils zu seiner Leibwache, theils zu seinem übrigen Dienst, und gegen dreihundert sehr gut gerüstete Galeeren, die in Kriegeszeiten zum Transport der Soldaten, und in Friedenszeiten bei den Reisen des Monarchen dienen, der seinen Pallast fast nicht anders als auf einer Galeere verläßt. Diejenigen, die er selbst zu besteigen pflegt, sind sehr schön und reich vergoldet, insbesondere die Galeere, welche seine Weiber führt, von denen einige ihn auf Reisen immer begleiten. Er hat überdies mehr als vierhundert zum Krieg abgerichtete Elephanten, und die Stärke seines Reichs besteht in der Menge dieser Thiere.

Die Regierungsform von Cochinchina ist monarchisch; der König ist der alleinige Herr. Er regiert das ganze Königreich mit Hülfe seiner vier ersten Minister, von denen zwei seine rechte Hand oder Tha, und zwei seine Linke oder Huan heißen. Diese thun eigentlich alles, und besetzen die Civil- und Militairbedienungen.

Jede Provinz hat ihren Statthalter, der zugleich der Befehlshaber der Truppen, und der oberste Richter daselbst ist. Im Phanri-Phanrang hat der Statthalter den Titel eines Vicekönigs. Die sämtlichen Truppen sind in

zwei

zwei Korps, nehmlich in See- und Landsoldaten, abgetheilt, und beide haben mehrere Regimenter.

Die Königliche Leibwache (maison du roi) besteht aus den schönsten Leuten im ganzen Königreich, und die schönste erlesenste Kompagnie ist diejenige, welche man die goldenen Säbel nennt. Man wählt diese aus den übrigen Kompagnien; sie sind die stärksten und tapfersten, und haben deshalb auch mehr zu sagen, als die übrigen.

Der jetzt regierende König ist der neunte, der seit der Trennung von Tonkin über Cochinchina herrscht. Er ist ein Mann von großer Statur, sieht gut aus, und kann etwa dreißig Jahr alt seyn. Er führte sonst nur den Titel Schua (Chua) oder Regent (Souverain); allein im vierten Mond des jetztlaufenden Jahrs 1744 erklärte er sich selbst zum Wua (Vua) oder König. Was ihm zu dieser neuen Erklärung Muth macht, ist der betrübte Zustand, wohin er Tonkin durch nunmehr sechs Jahre lang fortdauernde bürgerliche Kriege herabgesunken sieht. Bis dahin hatte er sich mit der bescheidenen Benennung Schua begnügt, aus Furcht sich in einen Krieg mit Tonkin zu verwickeln, dessen König auch auf den Titel eines Wua von Cochinchina Anspruch macht.

Abgaben.

Der König von Cochinchina ist reich an Gold und an Kas (caches), von denen er immer einige Gebäude voll liegen hat. Sein großer Reichthum entsteht aus dem Tribut, den alle seine Unterthanen zwischen neunzehn und sechzig Jahren ihm zahlen müssen. Dieser Tribut ist größer oder geringer, nach Maaßgabe des Vermögens eines jeden. Aller drei Jahre läßt der Statthalter einer jeden Provinz neue Verzeichnisse derer entwerfen, die das gehörige Alter erreicht haben, um nach dem Gesetze die Abgabe entrichten zu müssen. Jeder Vorgesetzte eines Dorfs verfertigt ein genaues Verzeichniß, und bringt eine Abschrift

davon dem Provinzialstatthalter, welcher alle darin Aufgeschriebenen vor sich rufen läßt. Sie erscheinen am gesetzten Tage, und ziehen sich von Kopf zu Fuß nackend aus. Der Mandarin läßt sie durch seine Beamten untersuchen; diejenigen, die am untadelhaftesten gewachsen, stämmig und wohl proportionirt sind, oder die meisten Kräfte zur Arbeit zu haben scheinen, werden mit einem stärkeren Tribut belegt, als die andern, deren schwächere Gesundheit ihnen den Erwerb ihres Lebensunterhalts erschwert. Diese Abgabe zum Vortheil des Königlichen Schatzes, wird nach dem Vermögen und den Kräften eines jeden, entweder in Golde, oder in Kas, oder in Reiß rc. bezahlt. Im siebenten Monde jedes Jahrs wird der Tribut aller Provinzen nach Hofe gebracht, und der König mit seinem ganzen Hofstaat geht ihm entgegen, um ihn in Empfang zu nehmen. Diese Ceremonie zeichnet sich durch Pracht und Feierlichkeit aus; die Lustbarkeiten bei Hofe währen beinahe einen ganzen Monat, und dieser ganze Zeitraum wird mit Gastmählern, Schauspielen, Feuerwerken und Ergötzlichkeiten aller Art hingebracht.

Sitten.

Verglichen mit den Indiern, sind die Cochinchinesen tapfer, thätig und arbeitsam. Sie lieben die Wahrheit, und bekleiben daran, so bald sie sie kennen. Sie sind arm und unwissend, aber höflich unter einander, und noch mehr gegen Fremde. Die Chineser stehen bei ihnen in großer Achtung, wegen ihrer Wissenschaft; ihr Reich nennen sie daher das Reich der Klarheit, (Moédaiminh). Seitdem die Missionare ihr Land besuchen, hegen die Cochinchinesen noch größere Hochachtung gegen die Europäer. Der König ist ihnen zugethan, und wünscht sie in seine Häfen zu ziehen, um Handel mit ihnen zu treiben.

Die Cochinchinesen sind starke Liebhaber des andern Geschlechts, und die Vielweiberei ist bei ihnen eingeführt. Gewöhnlich haben sie so viel Weiber, wie sie ernähren

können, und das Gesetz räumt ihnen große Gewalt über sie und ihre Kinder ein. Weiber, die einer Untreue überwiesen sind, werden verurtheilt, von den Elephanten zerfleischt zu werden. Wirklich kann man nicht sagen, daß die hiesigen Weiber sehr züchtig wären; sie gehen in der heißen Jahrszeit immer nackt bis an den Gürtel, und machen sich nichts daraus, sich Angesichts aller Welt zu baden.

Die Cochinchinesen sind den Chinesern in Absicht auf die Gesichtsbildung ziemlich ähnlich, ausgenommen, daß sie eine dunklere Farbe haben; ihre Weiber sind sehr weiß und schön. Sie kleiden sich ganz, wie die Chineser vor dem Einbruch der Tataren sich zu kleiden pflegten, und ihre Gelehrten tragen die Japanische Kleidung. Sie lassen ihre Haare wachsen und pflegen sie sorgfältig; besonders thun dies die Weiber, deren einige so langes Haar haben, daß es auf der Erde schleppt.

Religion.

Die Religion ist dieselbe, wie in China: das Volk geht nach den Pagoden des Foe und des Tschua; die Gelehrten (lettrés) in den Tempel des Confucius, ihres Lehrers, wie er der Lehrer der Chineser war. Die christliche Religion wird gegenwärtig geduldet und macht große Fortschritte; Fürsten und Mandarine vom ersten Range sind Christen, und man rechnet gegen sechzig tausend Menschen in Cochinchina, die den katholischen Glauben angenommen haben.

Litteratur.

Die ganze Wissenschaft der Cochinchineser besteht darin, daß sie die Chinesischen Bücher lesen können, und die darin enthaltene Moral daraus lernen. Diese Wissenschaft führt zu den Stufen, welche man betreten haben muß, um sich zum Mandarin zu qualificiren.

Holz.

Cochinchina ist eigentlich nur eine Gebirgskette, deren Thäler und Ebenen wohl angebauet, die Höhen aber den Tigern, Elephanten und andern Thieren von allerlei Art überlassen sind. Diese unbebaueten Berge sind mit Waldungen bedeckt, welche einen großen Gewinn abwerfen. Die Einwohner erhalten dorther Rosenholz, Ebenholz, Eisenholz, Sappan=, Zimmt=, Kalambak=, Sandelholz und mit Einem Worte, alle die schönen Holzarten Indiens, theils zum Bau ihrer Häuser und Fahrzeuge, theils zu Hausgeräthen, theils um Harze, Balsame und Wohlgerüche daraus zu ziehen. Einige Eingebornen haben mich sogar versichern wollen, daß man auf den Gebirgen auch den Gewürznelkenbaum antreffe.

Goldgruben.

Die Einwohner von Cochinchina erhalten von ihrem Gebirge noch andere Produkte, als Früchte, Honig, Wachs, Roting und Gummi=Gutte. Sie finden daselbst ferner Elfenbein und sogar Gold in ziemlich großer Menge. Die Goldgruben sind sehr ergiebig und zahlreich; die berühmtesten sind in der Provinz Scham (Cham) an einem Orte, Namens Phunraé, wo die Französischen Missionare eine Kirche haben, und wo eine große Anzahl Christen wohnen. Dieser Ort ist von Fai=fo etwa acht Stunden Weges entfernt. Die Bergwerke in der Provinz Nanlang sind ebenfalls sehr berühmt. Es ist jedermann, selbst Ausländern, erlaubt, in diesen Bergwerken zu arbeiten oder arbeiten zu lassen. Sie würden eine große Ausbeute liefern, falls die Eingebornen sich mit dem Bergbau abgeben wollten; allein abgerechnet, daß nur wenige sich diesem Geschäft unterziehen mögen, so verstehen auch diese nicht, wie sie es anzufangen haben. Sie graben niemals tiefer, als eine Mannslänge. An der Stelle, wo ich sie arbeiten sah, fanden sie von Zeit zu Zeit Stücken von reinem Golde, ohne alle Beimischung, die gegen

zwei Unzen wogen. Der Goldstaub oder das in kleinen Stückchen gesammelte Gold wird hernach in kleine Massen (pains) geformt und zu Markt gebracht, wo man es, wie eine jede andere Waare, verkauft. Der gewöhnliche Preis ist in Chinesischer Münze 130 Quans oder Kans. (Was ein Kan ist, folgt weiter unten). Dieses Jahr hat man sie jedoch für 117 Kans gegeben. Auch enthalten die Gebirge Eisen in großer Menge, welches hier zu Lande sehr wohlfeil ist.

Produkte des Landes.

Das urbare Erdreich in Cochinchina ist sehr fruchtbar. Man erndtet jährlich eine zwiefache Reißerndte, und man kauft den Reiß beinahe umsonst. Die Cochinchinesen haben alle Früchte Indiens im größten Ueberfluß, namentlich: Ananas, Manges, Djakkas (Artocarpus integrifolia), Senschy, Seros, Orangen, Citronen, Pisangs und andere dem Lande eigenthümliche Sorten. Sie sind mit Pfeffer, Betel und Arekka reichlich versehen; die Arekka insbesondere macht den Reichthum mehrerer Provinzen aus. Die Cochinchinesen verkaufen jährlich eine große Quantität dieser Nüsse an die Chineser, die sie hier einkaufen. Die Baumwolle wird in Menge gezogen; nur verstehen die Eingebornen nicht die Kunst, schöne Zeuge daraus zu verfertigen. Sie bauen aber auch Maulbeerbäume und ziehen Seidenwürmer. Die Seide verarbeiten sie zu schlechten seidenen Zeugen, und es gelingt ihnen nur mit einigen Atlasarten. Rohe Seide ist daselbst sehr wohlfeil; der Fuß, Cochinchinesisches Maaß, wird um 200 Kans, mehr oder weniger je nachdem das Jahr ist, verkauft. Sie haben ferner ohne Widerrede den schönsten Zucker in ganz Indien, und für dieses Produkt allein ziehen sie ungeheure Summen aus China, indem die Chinesischen Kaufleute nach Fai-fo kommen, um Zucker für Kanton oder Japan zu laden, wo sie wenigstens vierhundert Procent daran gewinnen. Der schönste Zucker kostet

vier Kans der Cochinchinesische Fuß, und wird größtentheils in der Provinz Scham, unweit Faifo, gezogen. Man wartet nicht das dritte Jahr ab, um das Rohr zu schneiden. Die Erndte fällt jährlich gegen das Ende des Herbstes. Von allen Getreidearten, die wir in Europa bauen, haben die Cochinchinesen nur das so genannte Türkische Korn, oder den Mais, aber weder Weizen noch Roggen, noch Gerste. So ist ihr Land auch mit Gemüsekräutern und Hülsenfrüchten schlecht versehen, ohne Zweifel weil sie keine guten Gärtner haben. In ihrem Lande will fast nichts von allem dem fortkommen, was den Reichthum unserer Küchengärten ausmacht.

Ackerbau.

Die Cochinchinesen bedienen sich zum Pflügen nur der Büffel. Diese Thiere sind weit stärker als unsere Ochsen, und dauern in dem Schlamme der Reißfelder besser aus. Man hat zwar außerdem eine Menge Ochsen; allein sie sind klein, mager und kaum zu brauchen. Die Cochinchinesen haben keine Schafe, und ihr Fleischmarkt ist überhaupt ziemlich schlecht versehen. Dagegen giebt es Federvieh in Menge; Hühner, Enten und Tauben sind in Ueberfluß und um geringen Preis, wildes Geflügel beinahe umsonst zu haben. Das gemeine Volk lebt hauptsächlich von Fischen, die sehr gut schmecken und die es in großem Ueberfluß giebt; denn sowohl das Meer als die Flüsse sind außerordentlich fischreich.

Handel.

Was den Handel hier zu Lande betrifft, so muß man gestehen, daß die Cochinchinesen weder reiche noch geschickte Kaufleute sind. Sie haben keinen auswärtigen Handel, außer mit China und Japan, gehabt. Die Japaner haben ihn seit ungefähr fünf und zwanzig Jahren auf Befehl ihres Kaisers aufgeben müssen, indem ihnen verboten ward, außer Landes zu gehen. Die Cochinchinesen stehen unter der Einschränkung eines ähnlichen Verbots, und müssen

sich daher an den Waaren genügen lassen, die ihnen die Chineser zuführen wollen. Die Einwohner von Cochinchina sind bei weitem nicht so verschlagen, wie die Chineser, und werden daher von Letzteren leicht betrogen.

Die Waaren, welche ihnen aus China zukommen, sind mehrentheils: Tutenague, rothes, gelbes und weißes Kupfer, Thee, Porcellan, broschirte Seidenzeuge, Specereien und Arzneien, wie Rhabarber, Aristolochia, Ginseng, großes Schöllkraut, Gewürze und ich weiß nicht, wie viele Wurzeln, womit die Chineser hier guten Absatz finden. Sie bringen ferner eine große Quantität Papier, dessen man sich bei Begräbnissen bedient, gefärbtes, buntes und vergoldetes Papier für die Pagoden und Opfer, etwas Nanking, allerlei Malereien, Zinnober, Lasur, Orpiment, leinene und baumwollene Zeuge. Die Barken von Hognam (Hainan?) kommen mit allerlei irdenem Geschirr und Küchengeräth hieher, welches sie schnell und vortheilhaft los werden. Die Fahrzeuge von der Ostküste von China, entweder von Emoy oder von Nienpo, bringen zuweilen Japanische Waaren, die sie sehr gut verkaufen, vornehmlich rothes Kupfer und Säbelklingen. Die Barken von der Küste Kambodja und von Siam bringen Kalin, verarbeitetes Kupfer, Specereien, Kardamomen, Pelzwerk ꝛc.

Die Chineser ziehen aus Cochinchina Gold, Elfenbein, Agalholz (bois d'aigle, Kalambak,) Kandelzucker, Arekkanüsse, Färbehölzer und Hölzer zur Verfertigung eingelegter Arbeit, Pfeffer, Moschus, eine Art gesalzener Fische, Vogelnester und was die Cochinchinesen von ihren Gebirgen bringen, als Rhinoceroshörner, Gummi-Gutte u. d. gl. Die Barken von Siam nehmen Gold, Zucker und Pferde zurück. Die Pferde sind in Cochinchina sehr wohlfeil.

Die Chineser führen ihren Handel nach Cochinchina auf folgende Art. Sobald sie den Hafen im Gesicht haben, finden sie einen Cochinchinesischen Lootsen, der ihnen

hineinhilft. Diese Lootsen sind Bediente des Mandarins, und haben den Befehl, sich beständig in Bereitschaft zu halten, um den Fremden die Einfahrt in den Hafen zu erleichtern. Sobald das Schiff vor Anker liegt, geht der Kapitain mit einigen Officieren ans Land, und reiset nach Hofe, um ein Verzeichniß von allen seinen Waaren vorzulegen und die dem Könige bestimmten Geschenke zu überbringen. Wir müssen hier bemerken, daß in Cochinchina alle Kontrakte und Geschäfte mit Geschenken anfangen und sich damit endigen. Es ist ein wesentlicher Punkt, daß man solche Geschenke macht, die dem Könige gefallen; denn sobald er zufrieden ist, erläßt er dem Schiff die Hafengebühren. Je nach der Menge und Beschaffenheit der eingeführten Waaren muß der Werth des Geschenks eingerichtet seyn. Die Chineser zahlen überdies zehn Procent von ihren Ladungen, zufolge eines alten Zolltarifs, der den Preis aller Waaren bestimmt.

Sobald der Kapitain vom Hofe zurückkommt, läßt er sein Schiff ausladen und alle Waaren nach seiner Faktorei bringen. Dahin kommen die Mandarine vom Zollamt, sie zu besichtigen, ob nichts Seltenes darunter sey, was dem Könige oder den vornehmsten Mandarinen des Reichs gefallen könnte, und übergeben ein Verzeichniß von den Waaren, die sie gern kaufen möchten. Finden sich einige von den Artikeln dieses Verzeichnisses unter den vorliegenden Waaren, so lassen sie dieselben zurücklegen und vergleichen sich mit dem Kapitain wegen des Preises. Er nimmt für itzt ihren Wechsel, der erst in zwei oder drei Monathen zahlbar ist. Vor dieser Beschauung darf der Kaufmann nichts verkaufen. Er muß überdies in dem Verzeichnisse von seiner Ladung, welches er dem Könige bei seiner Ankunft überreicht, ja nichts auslassen oder vergessen; denn wofern die Mandarinen etwas fänden, was nicht in diesem Verzeichnisse stände, so könnten sie ihm Verdruß machen. Er muß ferner dem Minister und dem Zollaufseher einige Geschenke geben. Der Letztere ist in Co-

chinchina ein großer und mächtiger Mandarin, und wird Onlaibotao genannt. Wenn es zum Waarenverkauf kommt, wenden sich die Chineser an die Mandarine, die, wo etwas zu verdienen ist, gern auch Kaufleute abgeben und ihnen das Wichtigste und Theuerste abkaufen. Für Sachen von geringem Werthe giebt es Weiber, auf die man sich verlassen kann, die sich auf den Handel sehr gut verstehen, und die, gegen eine geringe Belohnung, jede ein oder ein Paar Ballen loszuwerden suchen. Ein Europäischer Schiffskapitain, der hieher käme, würde leicht von einigen reichen christlichen Kaufleuten in seinem Geschäft gefördert werden.

Münzsorten und Werth des Goldes und Silbers.

Die verkauften Waaren werden in Gold oder in Silber verkauft, noch öfter aber in Kas (caches), der einzigen Münze dieses Landes. Man reihet sie, wie in China, auf Fäden, wovon jeder 600 Kas oder ein Kan (quan) enthält. Dieses Kan besteht aus zehn Tien oder Massen, wovon jede sechzig Kas enthält. Unter dem Kan haben sie weder Groschen (sols) noch Kandarins (condouins), sondern man zählt nach Kas unter dem Kan. Ein Schu (choue) enthält zehn Kan oder 6000 Kas; folglich ist das Kan oder Tael (Tål) von Cochinchina nur sechs Maß Chinesisch; denn das Maß ist ein Zehntheil des Tael (Tål), mithin beträgt das Chinesische Tael (Tål) ein Kan, sechs Tien und vierzig Kas von Cochinchina.

Gold und Silber sind hier zu Lande bloße Waaren, die keinen gesetzten Preis haben und theurer oder wohlfeiler werden, je nachdem die Chineser jährlich eine geringere oder größere Quantität einführen. Die Cochinchinesen kennen den Werth unserer Piaster nicht, sondern schmelzen sie zu kleinen Massen von funfzehn Piastern, die eine geraume Zeit 22 bis 23 Kan oder Quan galten, jetzt aber nur auf 17 bis 20 stehen. Dessen ungeachtet bringen die Chineser noch immer Piaster herbei, und gewin-

nen mehr daran als in China, wo das Stück nur ungefähr 700 Kas gilt, da sie es hingegen in Cochinchina wenigstens zu 800 ausbringen können. Deshalb finden sie es zuweilen ihrem Interesse gemäßer, statt aller andern Waaren, Silber einzuführen; denn jene müssen sie mit vieler Mühe los zu werden suchen, ohne etwas daran zu gewinnen, indem sie ihren Hauptgewinn an den Waaren finden, die sie von Cochinchina ausführen.

Das Gold steigt und fällt ebenfalls im Preise, nach Maaßgabe der Anzahl der Käufer. Um die Zeit, wenn die Chinesischen Junken anlangen, bekommt man es nicht anders als zu 130 Kan; um die Zeit ihrer Abreise steigt es bis 150; kaufte man es aber des Winters auf, das ist, vom ersten Monde, bis zu Ende des Cochinchinesischen Jahres, oder während der Monathe Oktober, November und December bis zum März des folgenden Jahres, so würde man es um 110 und selbst um 100 bekommen; und wer das Land kennt, kann es noch wohlfeiler einkaufen.

Gewichte und Maaße.

Das Maaß, nach welchem die Cochinchinesen kaufen und verkaufen, enthält ungefähr zwei Fuß von unserm Königsmaaß (pied de roi) und heißt *thiae*; es ist also um die Hälfte, weniger einen halben Zoll, kürzer als unser Stab, und größer als die Cove der Chineser ungefähr um sechs Punten und vier Kandorin. Man hat sonst kein anderes Maaß, ausgenommen für den Reiß, den nur die Armen allein nach dem (kubischen) Maaße kaufen, welches ungefähr sechs Cochinchinesische Pfunde enthält. Dieses Pfundgewicht ist um vierzehn Unzen größer als das unsrige, und hält zehn Unzen mehr als das Chinesische, welches gegen zwanzig Französische Unzen enthält; mithin ist ein Cochinchinesisches Pfund dreißig Unzen schwer.

Es giebt gewisse Waaren, die verboten sind, das heißt, deren Verkauf der König sich allein vorbehalten hat,

z. B. Elfenbein und Kalambakholz. Diese beiden Artikel kann man nur vom Könige allein kaufen; und erhandelte man sie von einem Privatmann, so könnte man Ungelegenheit davon haben.

Alle Waaren ohne Ausnahme, sowohl die vom Könige als von Privatleuten erhandelten, zahlen keinen Zoll; man schifft sie ein, wann, wie und wo man will.

Seehäfen.

Cochinchina hat mehrere Häfen. Der beträchtlichste ist der, welchen die Portugiesen Fai-fo, und die Cochinchinesen Hoyan nennen. Er liegt in der Provinz Scham in sechzehn Graden, weniger einigen Minuten, Nördlicher Breite, einige Tagereisen weit von Hofe entfernt. Der Hafen hat tiefes Wasser, und die Schiffe liegen sicher darin. Den Kaufleuten ist er sehr bequem, weil ihre Schiffe vor den Thüren ihrer Faktoreien vor Anker gehen können. Die Einfahrt in den Hafen ist nicht schwer; es ist ein großer Fluß, welcher durch die Provinz Scham fließt und von den Gebirgen des Reiches Laos herabkommt.

Fai-fo treibt unter allen Cochinchinesischen Städten den stärksten Handel. Es halten sich beständig gegen 6000 Chineser dort auf und sie werden zu den reichsten Kaufleuten gerechnet. Sie haben sich im Lande verheirathet und zahlen dem Könige das Kopfgeld. Es sind daselbst zwei christliche Kirchen: eine von Jesuiten, und die andere von Spanischen Franziskanern. Der Statthalter der Provinz wohnt eine Stunde Weges davon, in einem Orte Namens Reta, an demselben Flusse. Bei der Ankunft zu Fai-fo findet man Faktoreien zu miethen, so viel man will; die größten kosten gewöhnlich hundert Piaster für die ganze Zeit des Monsuns (die Jahrszeit, die man dort zubringen muß).

In der Provinz Quinhin giebt es noch einen Hafen, der Nuoeman, das heißt: der Hafen des salzigen Wassers, genannt wird. Er ist gut, sicher und wird ziemlich stark besucht, wiewohl er viel kleiner als

der zu Fai-fo ist. Seine größte Unbequemlichkeit besteht darin, daß er zu weit vom Hofe ab liegt, wohin der Kapitain nothwendig mehrmals reisen muß. Seine Entfernung beträgt sechs große Tagreisen. Für Schiffe, die nur Seide oder nur Arekkanüsse laden wollten, würde er indeß vortheilhaft seyn, weil diese beiden Artikel in jener Provinz angetroffen werden. Außerdem giebt es noch verschiedene kleine Häfen, zumal in Nanlang; allein für große Schiffe sind sie weder tief noch sicher genug, und die Chineser selbst besuchen sie nicht, wegen ihrer Entlegenheit von Hofe.

Europäischer Handel in Cochinchina.

Man wird aus dem bereits Gesagten leicht ersehen, was für Waaren der Europäische Kaufmann aus Cochinchina ziehen kann, um sie entweder nach China oder nach den Küsten von Indien, und selbst nach Europa zu bringen. Die große Schwierigkeit ist wohl, was man nach Cochinchina bringen soll? worüber Folgendes bemerkt zu werden verdient.

Die Cochinchinesen machen sich hohe Vorstellungen von allem, was aus Europa kommt, und setzen einen großen Werth darauf. Eine Menge Sachen, die in Frankreich keinen Werth haben, werden in Cochinchina Kostbarkeiten. Alle Arten von Spielsachen, Glaskorallen, einige leichte schön gefärbte (z. B. rothe) Stoffe würden sich gut verkaufen lassen. Man würde ebenfalls für allerlei in Europa verfertigte Waffen, insbesondere für Säbelklingen, die nach einem Cochinchinesischen Modell geformt seyn müßten, guten Absatz finden. Alle Arten von Edelsteinen, vom Diamanten bis zum Rheinkiesel, kann man dem Könige und den Mandarinen theuer verkaufen. Diese letzteren verlangen auch Gold und Silberdrath, woran hundert Procent zu gewinnen wären; nur müßte man es nicht in großer Quantität bringen. Messing kostet dort wenigstens vier Kans, der Chinesische Fuß; ich glaube deshalb, daß daran etwas zu profitiren wäre. Man könnte ferner

Schwefel einführen, der in Cochinchina sehr theuer ist; ingleichen Spezereien und Arzeneien z. B. Chinarinde, die ihnen schon sehr wohl bekannt ist, Ginseng aus Kanada und andere Europäische Waaren dieser Art. Wir haben in Frankreich eine große Menge Waaren, die für den Cochinchinesischen Markt zu theuer wären; doch könnte man sich von geringen Quantitäten einen guten Absatz versprechen, z. B. von einigen Lyonner Seidenstoffen mit goldenen und silbernen Blumen, deren sich die Cochinchinesen zu Beuteln für ihren Betel und Tabak bedienen; denn ein Theil ihres Luxus und ihrer Pracht besteht in der Menge und Verschiedenheit dieser vergoldeten Beutel. Auch könnte man einige Stücke Scharlachtuch, einige Teppiche nach Persischer Art, und einige Stücke Leinwand aus Bretagne absetzen. Unter den Spiel- und Putzsachen müßte man Armspangen und Ohrgehänge, allerlei Kleinigkeiten von Similor, ꝛc. nicht vergessen. Ich zweifle auch nicht, daß es noch eine Menge Sachen giebt, die den besten Abgang finden würden; nur kann allein die Erfahrung darüber Auskunft geben. Wenn die Europäer Schiffe mit unzähligen verschiedenen Waaren hinschicken werden, so wird es sich bald zeigen, was den Cochinchinesen am besten gefällt.

Entschlösse man sich, ein Schiff aus Europa nach Cochinchina zu schicken, so müßte es zuvörderst, wie ich schon gesagt habe, Geschenke für den König mitbringen, ohne welche man sich einer schlechten Aufnahme aussetzt. Was dem Könige am meisten gefallen würde, sind Spiegel, große Wand-Uhren, Edelsteine, Brocate, Arbeiten von Kristall, einige optische Werkzeuge, wie z. B. eine magische Laterne, ein Teleskop, desgleichen mechanische Arbeiten, wie Orgeln die von selbst spielen, u. s. w. endlich wollene Tapeten und Teppiche. Das wäre ungefähr alles, was dem Könige, der überaus wißbegierig ist und einen guten Geschmack besitzt, sehr angenehm seyn würde. Er hat viele Vorliebe für Europäische Sachen, und zieht

die nützlichen den bloß angenehmen vor. Die Geschenke an die Mandarinen müssen fast von eben der Art, nur von geringerem Werthe seyn und nach ihren Würden ausgetheilt werden, weil man sich Feinde machte, wenn man bei der Austheilung der Geschenke zwei Mandarinen von ungleichem Range gleich setzen wollte.

Die Vortheile abgerechnet, welche die Französischen Kolonieen*) von dem Handel mit Cochinchina ziehen könnten, möchten sie nun dorthin segeln, um Waaren nach der Küste von Indien zu bringen, oder das in Cochinchina Eingekaufte nach China führen, wo damit ein großer Gewinn zu machen wäre: so lassen sich in Cochinchina noch andere Vortheile von höherem Werth und wesentlicherem Nutzen für die Kolonieen erlangen. Man könnte dorther Arbeiter holen, die mit dem Zucker und der Seide umzugehen wüßten; man könnte daselbst Ackerleute, Zimmerleute, rc. bekommen; und dieser Vortheil scheint mir wichtig genug, um Aufmerksamkeit zu verdienen**).

Ich bin von der Anmaßung weit entfernt, durch diese kurze Beschreibung eine gründliche Kenntniß von Cochinchina gegeben zu haben; meine Absicht ging lediglich dahin, in meinem flüchtigen Abrisse hinzustellen, was man zu wissen braucht, falls künftig ein Handelsverkehr mit diesem entfernten Lande für ersprießlich gehalten werden sollte.

*) Nehmlich Isle de France und Bourbon. G. F.

**) Sonst war es wenigstens keinem Cochinchinesen erlaubt, sein Vaterland zu verlassen; dieses wird sogar als die Ursache angegeben, daß sie keinen auswärtigen Handel führen, sondern bloß die Ausländer in ihre Häfen kommen lassen. Fällt also die Aussicht, die der Verfasser hier eröffnet, nicht von selbst wieder weg? G. F.

III.

Robert Kirsop's Nachrichten von Cochinchina.

1750.

(Orientaly Repertory No. 2, p. 241 - 254.)

Cochinchina, welches die Chineser sowohl, als seine eigenen Einwohner, Aynam (auch Anam) nennen, liegt mit Inbegriff von Tsiampa (Champa) und der jetzt dazu gehörigen südlichen Provinz, zwischen 10° 50′ und 17° 40′ Nördlicher Breite. Der einzige Handelshafen ist Faifo (Faifoe) in 16° N. Br. *), ein Ort der ungefähr zehn Englische Meilen von der See entfernt, an einem Flusse liegt, welcher ehedem von den größten Junken befahren werden konnte, jetzt aber nur für Fahrzeuge von etwa achtzig Tonnen Last schiffbar ist. Die Junken liegen ungefähr eine Stunde von der Stadt, in einem andern Flusse, der mit jenem zusammenfließt, und worin Schiffe von 180 bis 200 Tonnen bequem einlaufen können. Vor diesen Flüssen, ungefähr drei Seemeilen weit vom festen Lande, welches hier sehr niedrig ist, liegen die Tsiampello-Inseln (Islands of Champello) in 16° 8′ N. Br. Innerhalb der größten Insel hat man eine oder zwei Englische Meilen vom Lande guten Ankergrund, wo man vor Anker lie-

*) Hier ist etwas in der Handschrift verlöscht, so daß man nicht sieht, ob es genau 16° heißen soll; allein darauf kommt es hier nicht an, denn die Breiten sind ohnehin nicht genau angegeben. A. D.

gen bleibt, bis man Erlaubniß zu handeln erhalten hat, worauf das Schiff, wenn es klein genug ist, in den Fluß einlaufen kann. Nordwestwärts von Tsiampello liegt am festen Lande ein hohes Gebirge, einer Insel ähnlich, hinter welchem die Bay Touron befindlich ist. Hier können die größten Schiffe liegen, unter andern auch das Makaoschiff und die großen Junken, die zu tief im Wasser gehen, um in den Fluß von Fai-fo einlaufen zu können. Es ist aber in so fern ein unbequemer Hafen, weil die Boote oft eine ganze Woche darauf zubringen, von Fai-fo zurück an Bord zu gehen *).

Sobald man ankommt, begeben sich einige Beamte an Bord, bis man den Tschopp (Chop) des Königs erhalten und die Abgaben für die Einfuhr bedungen hat. Diese werden nach der Größe des Schiffes und der Beschaffenheit der Ladung berechnet, welche man angeben muß. Zu Fai-fo hält sich jemand auf, der ein Amt, fast wie das Amt eines Schabandars **), bekleidet und den Ankommenden bei ihren Zollgeschäften behülflich ist. Man giebt ihm ein kleines Geschenk, wiewohl ich nicht glaube, daß das Geschäft sich eher abthun läßt, als bis man an Ort und Stelle ist, wo es eigentlich abgehandelt werden muß, nehmlich zu Hweh (Whey oder Hué), wo der König sich aufhält, welches zwei Tagereisen von Fai-fo entlegen ist. Man thut daher am besten, so zeitig als möglich dahin zu eilen, indem man dort sichrer zu Werke gehen kann, und nicht Gefahr läuft, von Subalternen hinters Licht geführt zu werden, die gern vorgeben, daß es in ihrem

*) Eine Englische Handschrift lautet folgendermaßen: „Zu Touron geht man im Angesicht einer südwestwärts gelegenen „Stadt vor Anker, wo ein Fluß befindlich ist, der vermittelst „eines Kanals (welcher jährlich gereinigt wird, damit der „Tribut des Königs darauf fortgeschafft werden könne) mit „dem Flusse von Fai-fo zusammenhängt. Die Boote von den „Schiffen können auf diesem Kanal fahren.“ A. D.

**) Der in Ostindien übliche Titel eines Ober-Zollaufsehers, der in Batavia zugleich über alle Fremden eine Art von Jurisdiktion ausübt. G. F.

rem Vermögen steht, den Fremden Dienste zu leisten *). Bei Hofe ist Ung-tschi-mo der einzige Mandarin, der es in seiner Macht hat, uns abzufertigen; der König hat ihm alles, was den Handel betrift, anvertrauet, und geht mit ihm darüber zu Rathe. Diesen muß man folglich auf jeden Fall zum Freunde haben. Er lebte noch im Jahr 1750, und hatte einen sehr guten Ruf. Was man an den König (in Person) verhandelt, geht durch seinen zweiten Verschnittenen, der sein Kassirer außerhalb des Pallastes ist und ein kleines Geschenk erhalten muß. Das Schiff von Makao, welches fünfhundert Tonnen Last hält, zahlt jährlich 3000 Quans, die Geschenke an die Königlichen Beamten ungerechnet; dafür werden demselben alle Zollauflagen erlassen, die sich nach den Landesgesetzen auf 12 Procent für eingeführte Waaren belaufen. Diese Aufhebung der Zollgebühr gegen eine bei der Ankunft gleich verabredete Summe Geldes ist gewöhnlich **); man akkordirt auch

*) Nach der Englischen Handschrift: „Es liegt nicht viel daran, ob man den König zu sehen bekommt oder nicht, wenn man ohnedies das Geschäft beendigen kann; denn es kostet viel an Geschenken, eine Audienz bei ihm zu erhalten. Man wendet sich zuerst an den Mandarin Ung-Kay-An, dem die Direktion aller Handlungsgeschäfte übertragen ist. Sein Amt ist gleichsam das Schabandar-Amt; und wenn man ihn nicht zuvor durch wichtige Geschenke gewonnen hat, so ist die Audienz bei dem Könige vergeblich. Die Franzosen wollten im Jahr 1749 alles auf eine große Art betreiben, und sahen diesen Mandarin nicht an, weil sie einigemal bei dem Könige zur Audienz gewesen waren. Allein der König, der es unter seiner Würde hält, die Angelegenheiten, die den Handel betreffen, in Richtigkeit zu bringen, verwies alles an den Mandarin, wodurch die Franzosen ihren Endzweck verfehlten. Auch wurden in diesem Jahr auf sein Anstiften alle Missionare aus dem Lande verbannt." A. D.

**) Eine Spanische Handschrift von Herrn Kirsop's Hand sagt: „Zufolge der Nachricht, die ich eingezogen habe, ist diese Summe 2000 Coans (Quans), etwas mehr oder weniger, für ein Schiff wie Gaspar seins, (ungefähr von 200 Tonnen?) mit einer Ladung, die sechzig bis siebzigtausend Thaler werth ist." Die Englische Handschrift: „Die Zölle auf alle Einfuhr betragen 12 Procent; allein man deklarirt, was man mitgebracht hat, und sucht dann über eine Summe einig zu werden, welche für das Schiff erlegt wird, so oft es hier ankommt. Die Portugiesen zahlen jährlich für ihre Schiffe 300 (vielleicht

wohl, wenn man zur Stelle ist, nach Belieben für ein Schiff von bestimmter Größe, das im folgenden Jahre kommen soll. Die Chineser haben jederzeit einen Paß für ihre Junken, und zahlen jährlich ein- bis zweitausend Quans.

Die größte Schwierigkeit hier zu Lande besteht darin, daß man alle Geschäfte vermittelst eines Dolmetschers betreiben muß, da man gewöhnlich die Landessprache nicht versteht. Dieser Dolmetscher ist der beständige Begleiter des Fremden, und muß bei ihm im Hause wohnen. Man giebt ihm gewöhnlich für die Jahrszeit zwei- bis dreihundert Quans*), außer den Accidenzien, woran man ihn schwerlich wird hindern können. Es sind (jetzt) hier nur drei Dolmetscher von Profession**), nehmlich Miguel, Gregorio und Thomas. Miguel, ein sehr guter, geschickter Kopf, diente den Franzosen, und ward, als er noch jung war, nebst Thomas, von Herrn Friel nach Pondichery geführt. Dort wurden sie zum Christenthum bekehrt, und lernten Portugiesisch sprechen. Gregorio

3000?) Quans, und die Chineser 1500 bis 2000 nach der Größe ihrer Junken. Diese Summe wird jederzeit in dem Tschapp (Chop, Freibrief?), den man darüber ausgefertigt erhält, angegeben." A. D.

*) Die Englische Handschrift: „Der gewöhnliche Lohn sind hundert Quans und drüber, nach Verhältniß der Ladung, und man muß ihnen durch die Finger sehen, wenn sie sich noch allerlei Nebenverdienst machen." Die Spanische Handschrift spricht von „200 bis 250 Coans, wobei es aber weit vortheilhafter ist, einen Mestizen mitzubringen, der die Amoy-Sprache spricht, indem fast alle Mandarine und Kaufleute sie verstehen." A. D.

**) Die Englische Handschrift sagt: „Gregorio ist der einzige der etwas taugt. Er dient den Portugiesen und kann auch Eure (der Engländer?) Geschäfte besorgen. Man kann sie ihm anvertrauen, ob er gleich der einzige Spitzbube ist, der sowohl den Willen als die Geschicklichkeit besitzt, Euch ohne Euer Wissen zu betrügen. Thomas, ein junger Mensch, der mit Hrn. Friel an der Küste Koromandel war, ist träge, und liebt den Trunk; er läßt sich aber leicht führen, hat viel Verschlagenheit und einen ziemlichen Grad von Dreistigkeit. Maniko verdient nur auf den Fall gebraucht zu werden, wenn die anderen beiden nicht zu haben sind. Sie sprechen alle drei Portugiesisch; es giebt aber noch einen Monsieur Paul, der Französisch spricht." A. D.

dient den Leuten, die von Makao kommen. Wenn diese drei beschäftigt sind, hat man noch zwei andere, mit denen man sich zur Noth behelfen kann, nehmlich Maniko und Monsieur Paulo. Alle sprechen Portugiesisch, ausgenommen der letztgenannte, der das Französische gelernt hat. Ist man bei der Ankunft zu Fai-fo sehr um einen Dolmetscher verlegen, bis man nach Hofe reiset, so findet man gewöhnlich einen Menschen, der auf zwei oder drei Tage zu brauchen ist, im Portugiesischen Hause; denn die Portugiesen halten mehrentheils Jahr aus Jahr ein Leute zu Fai-fo. Ist das nicht thunlich, so wendet man sich an den Mandarin, der die Gouverneurstelle bekleidet, damit er um einen der vorhin genannten Dolmetscher nach Hofe schicken möge. Es ist ein wichtiger und delikater Punkt, den Dolmetscher zu gewinnen, daß er sich der Sachen annimmt; denn davon hängt der glückliche Erfolg des Unternehmens ab. Wer aber einen leichten, ungestörten, glücklichen Handel mit den Cochinchinesen zu führen wünscht, muß so bald als möglich ihre Sprache erlernen, welches nicht schwer hält; denn obgleich die Chinesischen Charaktere hier gebraucht werden, und denselben Sinn haben wie in China, so ist doch die Sprache ganz verschieden, und man drückt sich weit leichter und einfacher darin aus.

Die Chineser haben den größten Antheil an dem Handel von Cochinchina, und führen dorthin Tutenago (Toothenague)*), Porzellan, Thee und eine Menge Kräu-

*) Englische Handschrift: „Nichts ist besser, oder vielmehr nichts taugt, nach Cochinchina zu bringen, als Tutenago, welches der König allemal für sich behält, gewöhnlich zu 14 Quans den Pekul. An dem Tutenago, welches man dem Könige verkauft, verliert man 3 Procent im Gewicht. Wenn ein Schiff gegen Ende Aprils von Indien abfährt, so geht man am sichersten, Tutenago mitzunehmen, vorausgesetzt, daß man es wohlfeil genug einkauft, um den Einkaufpreis wiederzubekommen, weil man den Vortheil hat, vom Könige in neuer Münze (Kas) ausgezahlt zu werden. Ist aber das Gold theuer, so verliert man nichts, indem man (Spanische) Thaler mitnimmt und sie bei der Ankunft in Cochinchina an die Portugiesen und Chinesen verkauft, die, wenn sie ihr Tutenago nicht für Zucker umsetzen können, zuweilen mit großer

ter und Wurzeln, deren man sich als Arzneien bedient. Da man bisher nur wenige Waaren aus Indien daselbst empfangen hat, so läßt sich nicht wohl sagen, was für Waaren dort annehmlich seyn würden. Zinn findet Absatz zu 22 bis 25 Quans der Pekul. An Spanischen Thalern hat man keinen Verlust. Das Tutenago kauft der König alles auf, zu 13 bis 14 Quans den Pekul. Man könnte auch mit Sandelholz und Pfeffer einen Versuch machen. So würde sich auch etwas Eisenwaare gut verkaufen. Ueberhaupt braucht man keine große Ankaufssummen, um ein kleines Fahrzeug mit Zucker zu befrachten. Anfänglich müßte man auch nur ein kleines Fahrzeug dorthin schicken, und wenn man sich mit dem Einkauf in Acht nimmt, wird die Ladung, die man zurück erhält, hinlänglichen Gewinn abwerfen. Die einzige Münzsorte des Landes sind eine Art Kas (Cash) von Tutenago gemacht, von denen sechshundert einen Quan oder ungefähr zwei Rupien*) machen. Man theilt das Quan ein in zehn Mas oder Tean, jedes zu sechzig Kas. Die ganze Zahl von Kas, die ein Quan ausmacht, wird auf einen Faden gereihet, und bei jedem Mas wird ein Knoten dazwischen gemacht. Die Münze, die man vom Könige bekommt, ist jederzeit gut und neu**), und man kann sie sogleich wieder auszahlen, ohne zu besorgen, daß etwas daran fehlt. Im Handelsverkehr mit andern erhält man alte und vermischte Kas,

Verminderung ihres Gewinns Gold nehmen müssen. Der größte Theil des Kapitals muß in Tutenago oder in Thalern (Piastern) bestehen; auf andere Waaren kann man sich nicht verlassen, bis man die Probe damit gemacht hat. Vielleicht würden Taschenmesser und Scheeren von geringem Werth sich gut verkaufen; auch könnte man einige Stücke Baumwollenzeug (piecegoods) und ein paar Gänse Blei zum Versuch mitnehmen." Die Spanische Handschrift sagt: „Auf Kapris (Schlangenköpfe, eine Art Schnecken) Cochenille, Schwefel, Balate, oder Seeschnecken, und blaue Farbe (Tinta Azul) hat man keinen Verlust, jedoch nur bis zum Werth von 5, bis 6,000 Thalern für die erste Reise." A. D.

*) Das Spanische Manuskript: „Sieben Realen oder ⅞ eines Thalers (Dollars), wofür, mehr oder weniger, der Spanische Thaler (Piaster) ausgebracht werden kann." A. D. — Eine Rupie ist eine Ostindische Silbermünze. Ihr Werth variirt etwas weniges, nach den Orten, wo sie geschlagen wird; er beträgt ungefähr 1 Fl. 15 kr. G. F.

**) Englische Handschrift: „Sie ist auch um 8 Procent besser, als die alte, die man gewiß überall bekommt, wo man nicht mit dem Könige handelt." A. D.

welche beim Ausbezahlen viel Mühe machen, und woran man überdies vier bis fünf Procent verliert. Der König läutert alles Silber was er hat, und schmelzt es in Stangen, welche zehn Tael wiegen, womit er zuweilen seine Truppen, das Stück zu 20 Quans, bezahlt; allein sie kommen nicht in Umlauf, und werden nur um 16 oder 17 Quans verkauft. Auch bedient man sich außerdem des Silbers nur selten, ausgenommen zu Armgeschmeiden.

Die Gewichte sind genau dieselben, die auch in China üblich sind, und man bedient sich der Dotschins ganz auf eben die Art; für den Zucker sind sie indeß um ein halbmal größer, als für alle andere Waare, so, daß man 150 gemeine Chinesische Kattis, oder 200 Pfunde in jedem Pekul (oder 100 Kattis) Zucker bekommt. Die meisten Chineser haben sie noch zehn Kattis größer, so daß der Pekul Zucker 160 gemeine Chinesische Kattis enthält*).

Zucker ist die beste Waare zur Ausfuhr, die das Land hervorbringt. Der beste Zuckerkand kostet gewöhnlich 5 Quans 2 Mas, bis 4 Quans 5 Mas der Pekul; feiner weißer Puderzucker von 4 Quans bis 3 Quans 5 Mas; eine mittlere Sorte, der von Manila ähnlich, ungefähr 3 Quans; und der braune Puderzucker von 2 Quans 6 Mas bis auf 2 Quans. In den Monathen Junius, Julius und August bringt man ihn zum Verkauf; doch wird das meiste gegen das Ende des Julius gebracht**), da ihn die Chineser ämsig aufkaufen und nach China schicken. Der Portugiesische Faktor, der die Erlaubniß hat, sich beständig dort aufzuhalten, kauft oft zu Ende Augusts und im September, nachdem schon alle Portugiesische Schiffe und alle Junken fort sind, den Zucker noch wohlfeiler ein. Oft sitzen die Weiber auf der Straße mit kleinen Pröbchen von Zucker; doch gemeiniglich kommen sie selbst zu den vornehmsten Käufern ins Haus, und wenn man nach der Probe handelseins geworden ist, so lassen sie die ganze Quantität auf den Hof bringen. Dort untersucht man jeden Korb, ehe er gewogen wird, vermittelst eines langen

*) Englische Handschrift: „Die Gewichte in Cochinchina sind, der Landesverordnung gemäß, dieselben wie in China; doch werden Dotschins besonders für den Zucker gemacht, die man so groß haben kann, wie man will, da denn die Leute, sobald sie es wissen, sich in ihren Preisen darnach richten.“
A. D.

**) Englische Handschrift: „Man muß spätstens gegen das Ende des Julius alle Gelder bei Hofe beigetrieben haben, für die

dünnen Bohrers, wodurch man leicht einen Betrug entdeckt. Sie bringen jederzeit ihren Zucker in großen, unbehülflichen Körben, die vier- bis fünfhundert Pfund wiegen, und jede Parthei, die etwa in fünf bis funfzehnhundert Körben besteht, ist von einer verschiedenen Sorte*). Es ist daher gewöhnlich, allen Zucker auszuschütten, was sich in der Qualität am ähnlichsten ist, wohl unter einander zu mischen und alles wieder auf eigene Kosten in kleinere Körbe zu packen**).

Seide haben sie in Ueberfluß; fast eine jede Familie zieht davon so viel, wie sie zu ihrem eigenen Gebrauche nöthig hat. Fragte man aber nach dieser Waare, so würden sie dieselbe bald zu eben der Vollkommenheit, wie in China, bringen***). Die Portugiesen haben sie veranlaßt, einige dunkelbraune gestreifte Seidenzeuge zu machen, welche sie mit Vortheil nach Makao, und von da wieder nach verschiedenen Häfen Indiens geführt haben.

Eisenerz wird hier im Lande ebenfalls in Menge gefunden; die Einwohner schmelzen davon nur so viel sie brauchen****). Gold desgleichen, welches hauptsächlich durch die Hände des Königs geht. Es wird in kleine Barren oder Stangen, jede von zehn Tael, gegossen, die, mit des Königs Stempel versehen, in China jederzeit 94 Tutsch (Touch) gelten. Wenn der Stempel fehlt, kann man sich nicht darauf verlassen. Ehedem kaufte man die Stange für 150 bis 190 Quans; allein seitdem die Kas von Tutenago so üblich geworden sind, ist sie auf 200 und 225 Quans

Sachen, die der König bekommen hat. Dann sendet man sie nach Fai-fo, und geht zugleich selbst hin, weil um diese Zeit der Zucker aus dem Lande dorthin gebracht wird. Nur im August kann man Zucker wohlfeil und in Menge bekommen, und zwar die ganze Ladung so schnell einlegen, als es Zeit braucht, sie zu wägen und einzupacken." A. D.

*) Englische Handschrift: „Man rechnet gewöhnlich für jeden Korb zwanzig Kattis ab, außer wenn man glaubt, daß sie mehr wiegen." A. D.

**) Englische Handschrift: „Man packt den Zucker in Körbe von beliebiger Größe, und die ganzen Kosten des Umpackens, Einschiffens u. s. f. kommen nicht höher als funfzig Kas für den Pekul." A. D.

***) Spanische Handschrift: „Im Jahr 1750 kaufte man rohe Seide zu 200 Koans (Quans) den Chinesischen Pekul, und verarbeitete Seide so wohlfeil wie in China." A. D.

****) Spanische Handschrift: „Eisen giebt es in Ueberfluß; allein die Ausfuhr ist, wie in China, verboten." A. D.

gestiegen. Die Cochinchinesen haben auch eine kostbare Sorte von Agala- (Agal) Holz, wovon jedoch die Ausfuhr verboten ist *).

Das willkommenste Geschenk ist feines Wollentuch **), schöne Wand- und Taschen-Uhren; allerlei seltene Gewehre; ein Wetterglas; Instrumente zu astronomischen Beobachtungen; Fernröhre, schöne Hamans? (longcloth) Batiste, ein kostbarer Degen, dressirte Hunde, Spanische Röhre, lauter Dinge, die der König selbst mitzubringen empfohlen hat.

Die Stadt, wo der König residirt, nennen die Chineser und die Eingebornen Whey (Hweh, Hué). Sie liegt in 16° 48′ N. Br. ungefähr 25 Englische Meilen weit von der See an einem Flusse, dessen Mündung Nordwest gen Westen von Tsiampello in 16° 55′ N. Br. belegen ist. Sie treibt einen starken Handel mit Kankao und allen Gegenden der Chinesischen Küste, in Fahrzeugen von 50 bis 60 Tonnen, die leicht hinaufgehen können, ob es gleich schwer ist, über die Untiefe (Barre) in der Mündung zu kommen, wo das Wasser zur Ebbezeit nur vier Fuß hoch steht. Die Stadt ist sehr weitläuftig und volkreich, und die Wohnungen liegen zerstreuet an den hier zusammenstoßenden Armen des Flusses, welche der Lage etwas Anmuthiges

*) Spanische Handschrift: „Sie haben baumwollene Decken und kleinere zu Mänteln (Mantas de algodon, mantequillas para cobijas), die besten zu zwei Quans." A. D.

**) Englische Handschrift: „Geschenke, die dem König angenehm seyn dürften, sind meines Erachtens: ein Stück Scharlachtuch, ein Stück schönes Baumwollenzeug, ein schöner Degen, Ferngläser und neue mit Steinen besetzte Ringe. Er braucht eine Chaise, nebst dem Pferdegeschirr und allem Zubehör, imgleichen ein Panzerhemd, und zwei oder drei Hunde, besonders Pudel, und darunter einen der apportiren kann. — Auch Ung-Kay-an muß Geschenke bekommen, so wie auch der zweite Verschnittene, z. B. ein Stück blaues Tuch, ein Stück schönen Battist, oder ein Etui und einige Ringe; ein niedliches Riechfläschchen mit etwas Hirschhorngeist. Dem Schabandar zu Fai-fo muß man ebenfalls einige Geschenke machen; er heißt gemeiniglich Ung Tribo oder Ung Tschimo (Chemo). Man merke sichs aber, daß man nie gegen sonst jemand freigebig seyn muß, außer gegen die, mit denen man Geschäfte hat; denn es giebt dort verschiedene Mandarine, die es sich angelegen seyn lassen, Bekanntschaft mit den Fremden zu machen und Verkehr mit ihnen zu unterhalten, die einen hernach unaufhörlich um Geschenke quälen, ob sie gleich keine Dienste leisten können." A. D.

geben. Man geht fast immer zu Wasser von einem Theile der Stadt nach dem andern. Zu dem Ende hat jede wohl eingerichtete Haushaltung ein bequemes, bedecktes Boot; auch findet man überall Kähne, die bereit liegen, einen gegen Bezahlung überzufahren. Die Straßen in der Gegend des Pallastes sind regelmäßig, lang und sehr breit. Der Pallast bildet ein vollkommenes Viereck von etwa fünfhundert Schritten, welches mit Mauern, und außerhalb derselben mit Kanonen, umgeben ist. Diese liegen auf schlechten Lavetten, meistens nur in Klötzen, unordentlich umher. Die Flußseite hat drei prächtige Thore, und vor denselben steht am Ufer des Flusses ein kleiner Pallast auf Pfählen erbauet, der mehrere nette Zimmer enthält und in einiger Entfernung mit Pallisaden umgeben ist, innerhalb deren genug Raum für einige Boote bleibt, worin der König sich mit seinen Weibern den Zeitvertreib des Fischfanges macht.

Die Stadt Fai-fo ist kaum etwas anders, als eine lange schmale Gasse, an welcher eine Reihe Häuser längs dem Flusse steht. Die besten Wohnungen liegen diesen gegenüber; sie wurden absichtlich erbauet, um an Chinesische Kaufleute vermiethet zu werden, und bringen den Eigenthümern 200 bis 500 Quans in einer Jahrszeit ein *); auch giebt es noch andere kleinere, die ziemlich bequem sind, für 8 bis 12 Quans monathlich.

Die Regierungsform ist beinahe dieselbe, wie in China; so auch die Rangordnungen und Würden der Mandarine, von denen viele von Chinesischer Abkunft sind, deren Voraltern sich zur Zeit der Tatarischen Eroberung hieher flüchteten. Die Cochinchinesen tragen ihr Haar aufgebunden, und bedienen sich noch der weiten, anständigen Kleidung, welche vor jener Niederlage auch in China üblich war. Sie sind zwar umgänglich genug, haben aber gleichwohl einen ziemlichen Stolz und sowohl in ihrem Betragen als in ihrer Kleidung beobachten sie viele Formalitäten. Sie sind etwas geitzig, aber keine Betrüger. An Höflichkeit geben sie den Chinesern nichts nach und hegen von

*) Englische Handschrift: „Man bekommt ziemlich bequeme Wohnungen in Fai-fo, von 30 bis 100 Quans für die Jahrszeit.“ A. D. Eine Jahrszeit ist hier nicht ein Vierteljahr, und eben so wenig ein ganzes Jahr, sondern der Zeitraum, während dessen die Fremden sich hier aufhalten, bis sie ihre Geschäfte beendigt und ihre Schiffe befrachtet haben. G. F.

Fremden eine bessere Meinung, indem ihre besten Mandarine sie aufnehmen und bei ihren Besuchen ihnen sehr freundlich begegnen *). Die Weiber genießen viele Freiheit, sind sehr fleißig, und machen sich kein Gewissen daraus, mit Fremden zu sprechen und zu handeln. Die Wirthschaft eines Fremden geht immer nicht recht, bis man sie einer Frau anvertrauet, die unter andern nothwendigen Dienstleistungen auch das mühsame Geschäft übernimmt, die Kas zu zählen, und sich dabei sehr treu erweiset, vorausgesetzt, daß man nie eine nimmt, die nicht gut empfohlen ist**).

Die Gegend an der Seeküste ist mehrentheils niedrig, aber sehr fruchtbar und von Flüssen reichlich bewässert. Etwas weiter landeinwärts findet man hohe, gebirgichte Gegenden, aus welchen die Einwohner Bauholz und Planken in Menge, besonders Tindolo***), bekommen. Dieser Umstand und der Ueberfluß an allen Erfordernissen im Lande veranlaßt die Chineser, viele von ihren Junken hier zu bauen. Reiß und andere Pflanzenspeise ist reichlich vorhanden, und alle andere Lebensmittel sind in billigem Preise. Das Land hat viele Elephanten; doch fängt man selten mehr als der König braucht — — — zu welchem Ende er sie ordentlich abrichten und sorgfältig pflegen läßt — — ****) unweit seines Pallastes. Auch giebt es hier sehr viele muntere kleine Pferde, die überall im Lande häufig gezogen werden. —

*) Englische Handschrift: „Man muß ein Palankin mit zwei Trägern und einigen Bedienten haben, wenn man ausgeht, und gegen jedermann ein sehr heiteres Wesen annehmen.“ A. D.

**) Englische Handschrift: „Nimmt man eine Beischläferin, so thut man am besten, eine Wittwe eines Chinesischen Kaufmanns zu wählen; doch muß man sie unmittelbar aus den Händen ihrer Aeltern oder Verwandten empfangen. Mit dem Dolmetscher muß man sich nicht sehr einlassen, sondern ihm niemals trauen, ob man ihm gleich versichert, daß man sein ganzes Vertrauen in ihn setzt. Besser ist es, so bald als möglich einige Worte von der Landessprache zu erlernen, damit man mit Hülfe der Haushälterin einige geringere Geschäfte abthun könne, ohne den Dolmetscher jedesmal zu bemühen.“ A. D.

***) So nennt man in den Philippineninseln eine Art Holz, welches dem Mahogany ähnlich, aber von einem noch festeren Gefüge ist.“ A. D.

****) Diese beiden Lücken entstehen von einer verwischten unlesbaren Stelle in der Handschrift. A. D.

Verhalten der Franzosen, und einige Ursachen, warum es ihnen im Jahr 1749 in Cochinchina nicht gelungen ist *).

Vermuthlich hatten die Missionare und ein gewisser Monsieur Friel, der vor einigen Jahren auf seiner Reise von China nach der Küste Koromandel in Cochinchina gewesen war, die Franzosen aufgemuntert, dahin zu reisen und sich wenigstens die Freiheit auszuwirken, einen Faktor daselbst zurücklassen zu dürfen. Herr le Poivre, der schon vor diesem da gewesen war, kam mit dem Charakter eines Commissaire du Roi, und Herr Laurens war Supracargo des Schiffes, und sollte nach dessen Abreise dableiben.

Bei seiner Ankunft eilte Herr le Poivre sogleich in einem prächtigen Aufzug mit seinen Garden, u. s. w. nach Hofe, und machte daselbst eine glänzende Figur. Er brachte ein Schreiben von dem Könige von Frankreich, worin derselbe den König von Cochinchina um seine Freundschaft ersuchte und ihn mit einem Portrait des Französischen Monarchen in voller Rüstung, mit ein Paar armseligen kleinen Pferden, ein Paar großen Spiegeln, einem Fernrohre und andern Kleinigkeiten beschenkte Was die Franzosen zum Waareneinkauf mitgebracht hatten, bestand mehrentheils in (Spanischen) Thalern, die sie bei ihrer Ankunft an die Portugiesen hätten verkaufen können. Sie glaubten aber mehr daran zu gewinnen und ließen sie mit des Königs Stempel zur gangbaren Münze prägen, welche 1 Quan, 2 Mas und etliche Kas darüber gelten sollte. Der König, der ihnen selbst keine um diesen Preis abnahm, konnte es gern geschehen lassen, daß sie auf diese Art mehr als 8 Procent über den wahren Werth des Geldes forderten. Sobald die Einwohner dies gewahr wurden, wollten sie nicht mehr mit den Franzosen handeln; statt einer ganzen Ladung erhielten sie also nur ungefähr 1000 Pekul an Zucker, und nahmen ihre Thaler meist alle wieder mit. Der König erließ ihnen in Rücksicht der überreichten Geschenke, und weil sie ihm beständig

*) Da hier die Rede von Herrn Poivre ist, so ergiebt sich zugleich, daß die Bemerkungen dieses einsichtsvollen Beobachters über Cochinchina, die er in seine Voyages d'un philosophe eingerückt hat, sich theils vom Jahre 1749, theils von seinem früheren Besuche daselbst, herschreiben müssen. G. F.

den Hof machten, alle Zollgebühren, und begegnete ihnen jederzeit mit großer Höflichkeit. Herr le Poivre ward dadurch verleitet, die Minister vorbeizugehen und nicht zu achten; allein sie fühlten sich beleidigt und fanden Gelegenheit sich zu rächen, indem sie nunmehr ausfindig zu machen suchten, was doch die Absicht dieser Leute seyn könne, die so hoch daher fuhren und den Verdacht erregten, daß sie etwas mehr als bloßes Kaufen und Verkaufen im Schilde führten *). Zuerst gewannen sie den Dolmetscher, weil sie bemerkt hatten, daß Herr le Poivre ihm viel Freundschaft erzeigte, ja ihn beinahe sich selbst gleich zu halten schien. Auf diese Art entdeckten sie alle seine Projekte, ehe es ihn Zeit dünkte, sie auszuführen. Worin sie eigentlich bestanden haben, kann ich nicht bestimmt angeben; allein so viel ist gewiß, daß die Mandarine bei der Entdeckung in Erstaunen geriethen und daß sie bei ihnen die schrecklichen Vorstellungen von Kanonen, hohen Mauern und abgestochenen, von ihrem Gebiete abgesonderten Gränzen, oder von einem im Innern ihres Landes von Fremden in Besitz genommenen Bezirk, erweckten. Der Dolmetscher ward verschiedentlich insgeheim vor den König geführt, und stand bei den Mandarinen in großer Gunst, so lange Herr le Poivre ihm seine Geheimnisse mittheilte. Sie blieben auf den besten Fuß mit einander. Herrn le Poivre verließ seine Heiterkeit nicht; er unterhielt die Herren immerfort von der Größe seines Königs, und sagte ihnen, wie wichtig es für Se. Cochinchinische Majestät sey, einen solchen Freund zu haben. Dieses Benehmen, worin der König jetzt Falschheit zu sehen glaubte, machte ihn immer unzufriedener, so daß er endlich wünschte, die Franzosen möchten nur wieder fortreisen. Jetzt verlor Herr le Poivre alle Hoffnung, und rückte ängstlich und von weitem mit dem Vorschlag heraus, daß man seinen Landsleuten ein kleines Grundstück einräumen möchte; aber der König gab ihm hierauf eine ganz kalte, abschlägige Antwort. Ich weiß nicht gewiß, ob man Herrn Laurens die Erlaubniß verweigerte, im Lande zurückzubleiben, oder ob er es, nach so vielen vereitelten Hoffnungen von größerer Wichtigkeit, als unnöthig, von sich ablehnte.

*) In einer Note steht: „Der Gedanke einer Niederlassung ist den Cochinchinesen furchtbar; die vielen Audienzen laufen ins Geld, und verursachen, daß man die Minister vernachlässigt, die dann gegen den Fremden kabaliren." A. D.

Die Franzosen entdeckten die Verrätherei des Dolmetschers nur kurz vor ihrer Abreise, da es ihnen dann einleuchtete, daß er sie beinahe in allem, was ihm anvertrauet gewesen war, betrogen und hintergangen hatte. Unter dem Vorwande, ihre Rechnung abzuschließen, gelang es ihnen, ihn an Bord ihres Schiffes zu locken, indem sie sich einschifften; sie führten ihn also mit Gewalt davon. Schon vor diesem eigenmächtigen Verfahren hatten sie den Einwohnern sehr unfreundlich begegnet; allein diese letzte Handlung, welche das Ansehen hatte, als ob es ihnen gleich viel wäre, in welche Unannehmlichkeit sie ihre Nachbarn verwickelten, brachte das ganze Land in Gährung; überall wurden Truppen abgeschickt, das Schiff anzuhalten, wofern es irgendwo an der Küste anlegte. Die Cochinchinesen hatten vor diesem Zeitpunkt nicht gewußt, daß zwischen Europäern und Europäern ein Unterschied Statt finde. Im Briefe des Königs von Frankreich warnte man sie, mit den Engländern und Holländern sich in kein Handelsverkehr einzulassen *). Dieser Umstand trug dazu bei, gegen ihre Aufrichtigkeit bei dem Könige Verdacht zu erregen. Dazu kam noch, daß sie Empfehlungen von Herrn Friel mitbrachten, der sich selbst schon schlecht genug aufgeführt hatte; denn bei seinem Aufenthalt in Cochinchina wünschte der König ihm Aufmunterung zu geben, daß er wiederkäme, wozu Friel sich auch anheischig machte. Der König versprach ihm Gold, die Stange zu 150 Quans, zu liefern, und trug ihm auf, ihm allerlei Seltenheiten aus Europa zu bringen, wozu er ihm zum Ankauf eine hinreichende Summe in Golde mitgab. Ferner schickte er, auf Friels eigenes Ansuchen, zwei Jünglinge mit ihm, die Europäischen Sprachen zu erlernen. Nach Verlauf dreier Jahre kamen die jungen Leute sehr niedergeschlagen und von Geld entblößt über Makao zurück. Der König aber hörte weiter nichts, weder von Friel, noch von seinem Gelde, bis er endlich vor Kurzem die Missionare zwang, es ihm zu ersetzen.

Das Makaoschiff kam im März 1750, etwa zwei Monathe nach der Abreise der Franzosen, in Cochinchina an. Sogleich wurden alle Briefe, und was sonst an die

*) Ein handschriftlicher Aufsatz von Herrn Wilhelm Roberts sagt: „Ludwig XV. schrieb seinem Bruder, dem König in Cochinchina, daß die Engländer und Holländer Heiden (infidels) wären." A. D.

Missionare gerichtet war, in Beschlag genommen. Die Portugiesen, die man gefänglich eingezogen hatte, mußten die Briefe, ohne von einander zu wissen, verdolmetschen; man fand aber nichts darin, was die Regierung betraf oder ihnen nachtheilig seyn konnte. Um indessen alle Zweifel aus dem Wege zu räumen, glaubte man nichts geringeres thun zu können, als alle christliche Priester aus dem Lande zu schicken. Diesem Entschlusse gemäß, wurden sie sämmtlich eingezogen, und im folgenden August mit dem Portugiesischen Schiffe nach Makao geschickt; einen Deutschen ausgenommen, der etwas von der Medicin verstand, und deswegen als des Königs Hausarzt zurückbleiben mußte. Ihre Kirchen wurden meistens alle der Erde gleich gemacht, und ihre sämmtlichen Bücher und Schriften vernichtet. Die Französischen Priester kamen, zum Unterschied von Soldaten bewacht, nach F a i - f o, da hingegen die übrigen mit dem Portugiesischen Kapitain frei reisen durften *).

*) Man versichert, daß sie gar bald wieder Erlaubniß erhalten haben, ins Land zurückzukommen. A. D.

Druckfehler.

Seite	4	Zeile	23	Pfund,	lies	(Pfund ?)
—	22	—	14	O n o ʒ a	—	O n ʒ o n
—	25	—	17	Blätten	—	Blätter
—	40	—	11	einem	—	einen
—	47	—	22	in	—	im
—	50	—	18	mit	—	mit der
—	80	—	1	spät	—	später

Einige andre geringere wird der Leser gütigst selbst verbessern.

Inhalt.

	Seite
Beschreibung der Insel Madagaskar. —	1
Der südliche Theil von Madagaskar. — —	16
Der nordöstliche — — — — —	69
Betrachtungen über den nördlichen Theil von Madagaskar.	121
Beschreibung einiger Bäume, Sträuche und Pflanzen, die im nördlichen Theile von Madagaskar wachsen, und die ich gegen das Ende des Jahres 1768 nach Isle de France gebracht habe. — — — —	129
Ueber die Inseln France und Bourbon und das nordwärts davon gelegene Inselmeer. —	145
Thomas Bowyeak's, Rochon's und Robert Kirsop's Nachrichten von Cochinchina. — —	173
I. Thomas Bowyear's — — —	175
II. Rochon's — — — —	207
III. Robert Kirsop's — — —	223

DIE INSEL
MADAGASKAR
und
DER KANAL VON
MOÇAMBIQUE
nach
DAPRÈS, ROBERT
UND ANDERN.
1792.
Östliche Länge von Paris
KÜSTE von MOÇAMBIQUE
KÜSTE von QUERIMBA
KÜSTE von SOFALA
Querimba
Oibo
St. Lazarusbank
Hinzuan od: Johanna I.
Mohilla
Mayotta
C. Ambra oder Natal
Moçambique
Sp. Bayone
Monginoale
Currões
Klippe
St. Antoniusbank
Spitze Angosa
Fl. Moma
Sp. Macalungo
Pindabank
Quilimane
Fl. Cuama
Sofala
I. Bazaruto
C. S. Sebastian
Hafen Inhambane
C. Corrientes
Fl. Inhampura
Joao de Nova J.
Hohe Klippe
Krabben J.
Klippe
Untiefe von Indien (oder der Judin)
Erste I.
Sternbank
MADAGASKAR
Antsianach
Famantara
Anghombes
Eringdrans
Manbul
Jeondré
Vattemanahou
Fangaterre
Anbul
Machicoren
Mahafallies
Anossi
Antavares
Matatanes
Manigar
Bayana
Manghabei
Nossi Hibrahim oder I. St. Maria
Lango Spitze
Foulpoint
Tametavi
Terra de Gada
Fl. Parcellas
Morondava
Sango
Fl. S. Vincent
C. S. Vincent
S. Yago
S. Felix
S. Bonaventura
B. S. Augustin
Sand J.
Fl. Dartmouth
Manonbondru Fl.
Manantenga (Manatanga) Fl.
Mananbata
Haragasavak
J. S. Clara
Fort Dauphin
C. St. Maria oder C. Romain
Manaa
Suarez
Vohemare
Mananzari Fl.
Matatanes Fl.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rochon, Alexis, / Forster, Georg, / Bowyear, Thomas

Des Abbe Rochon ... Reise nach Madagaskar und Ostindien nebst Thomas Bowyear's und Robert Kirsop's Nachrichten von Cochinchina ; mit einer neu gezeichneten Karte von Madagaskar und dem Kanal von Mozambique

Berlin 1792

It.coll. 49-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465558-7
VD18 1453732X-001